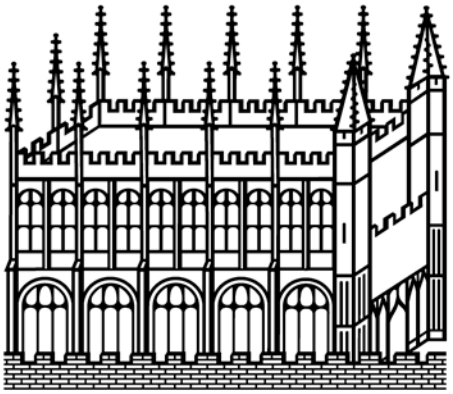


Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

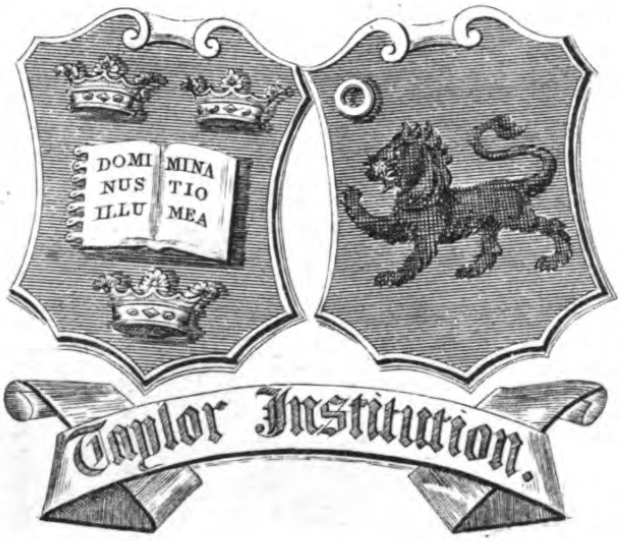
This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks

This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

35. d. 8



Ausgewählte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Fünfter Band.

Erſte Abtheilung:

Denkwürdigkeiten des eignen Lebens.

Fünfter Theil.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1871.

Denkwürdigkeiten

des

eignen Lebens.

Von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Dritte vermehrte Auflage.

Fünfter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
—
1871.

Das Ueberſetzungsrecht in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Inhalt.

Seite

Fünfunddreißigſter Abſchnitt: Frankfurt am Main. 1815. 1816 1

Sechsunddreißigſter Abſchnitt: Karlsruhe. Baden. Mannheim. 1816 36

Siebenunddreißigſter Abſchnitt: Karlsruhe. Baden. Brüſſel. Berlin. 1817 99

Achtunddreißigſter Abſchnitt: Karlsruhe. Stuttgart. Baden. 1818 200

Fünfunddreißigſter Abſchnitt.

Frankfurt am Main.

1815. 1816.

Rahel bewohnte an der Allee einige wohlgelegene Zimmer, und auch mir fand ſich noch das nöthige Gelaß. In der Ungewißheit, ob nicht der nächſte Tag eine Veränderung brächte, war an keine dauernde Einrichtung zu denken, doch gewährte die vorhandene noch Behagen genug. Aus dem politiſchen und geſelligen Treiben von Paris hieher verſetzt, fühlte ich mich wie in einem freundlichen Stillleben; wirklich hatte hier alles das Anſehen bänglicher Erwartung, und Aller Augen waren dorthin gerichtet, woher ſo manche Entſcheidung kommen mußte. Was ich mitzutheilen hatte, war nicht ſehr tröſtlich, und in der deutſchen Heimath regte ſich auch ſchon vielerlei, was den treuen Freund des Vaterlandes bekümmern durfte. Mit der verſchwundenen Gefahr ſchien auch ein guter Theil des bisherigen Eifers erloſchen, und in der Sphäre der Regierungen und Vornehmen offenbarten ſich unverhohlene Neigungen zu Rückſchritten, zur Abweiſung und Herabdrückung der Volkskraft, auf die ſie noch eben ſich geſtützt hatten. Das Schmalziſche Unweſen wucherte fort und ſetzte überall ſeinen faulen Schimmel an, während andere Mißgewächſe ihr Gift doch in etwas angenehmeren Düften verbreiteten. Ich unterließ nicht, dieſen Widerwärtigkeiten ſcharf entgegenzutreten, ſah jedoch wahre Hülfe

nur in großen Anordnungen öffentlichen Staatslebens, dem sich die Deutschen damals gutmüthig nahe glaubten, während der Verlauf der nächsten dreißig Jahre nur immer mehr ihre Entfernung davon anzeigen sollte! Einstweilen versäumten wir nicht, so lange das gute Wetter es erlaubte, die Annehmlichkeiten des Ortes zu genießen, die ländlichen Umgebungen diesseits und jenseits des Mains zu besuchen, die städtischen Alterthümer zu betrachten, wobei sich vor allem auch der Vorzug geltend machte, daß dieser Boden der Schauplatz von Goethe's Jugend gewesen war und noch so viele Zeugnisse seines Daseins trug. Ich konnte mich nicht zufrieden geben, Goethe'n selbst hier versäumt zu haben; denn während ich in Paris war, hatte er eine Woche hier zugebracht und auch Rahel besucht, worüber so wie über andere Begegnisse mit ihm sie mir genau berichten mußte, nicht ohne das wiederholte Bedauern, die Gelegenheit eigentlich schlecht benutzt zu haben. Gegen unsern Eifer stach freilich die Gleichgültigkeit sehr ab, mit welcher die Frankfurter in der Regel den Namen abfertigten, durch den sie doch am meisten vor aller Welt verherrlicht waren, und ich führte dagegen preisend die tiefe und warme Verehrung an, mit der die Hamburger den unter ihnen lebenden Klopstock allgemein gehegt hatten; von Denkmalen und Bildsäulen war damals noch keine Rede, die später sorglich gesammelten Reliquien der früheren Lebenstage wurden kaum beachtet, aber auch die eifrige Mahnung von Rahel, wenigstens die Straße, in der Goethe's Vaterhaus steht, mit wohlfeiler Ehrenbezeigung in eine Goethestraße umzutaufen, erregte bei dem Bürgermeister und den Schöffen, in deren Gegenwart sie geäußert wurde, nur ein sauersüßes Lächeln.

Wir besuchten die von Hardenberg in den Kriegsunruhen hieher verpflanzte Familie Hertz, wo sich um eine schöne glänzende Jugend ein angenehmer Gesellschaftskreis bildete, ferner das sehr gesellige Haus des preußischen Geschäftsträgers von Otterstedt, und machten auch bald die Bekanntschaft einiger angesehenen Frankfurter; als alte Bekannte hatten sich der russische Generalkonsul Moritz von Bethmann, der Rechtsgelehrte Doktor Jassoy, Goethe's Neffe der Rath

Schloſſer, und Andere, ſchon eingefunden. Doch der angenehmſte Umgang für Rahel wurde die Reichsgräfin von Pappenheim, Tochter des Fürſten von Hardenberg, die für einige Zeit nach Frankfurt gekommen war, um wichtige Familienangelegenheiten theils zu betreiben, theils abzuwarten. Ich kannte ſie ſchon von Altona her, und ſie hatte durch gemeinſame Freunde ſo viel von Rahel gehört, daß ſie ſogleich zu ihr geführt ſein wollte. Viele Abende brachte ſie mit ihren Töchtern Adelheid und Helmina, beide zu ſchönſter Blüthe der Jugend und des Liebreizes ſich entfaltend, in unſerer beſcheidenen Häuslichkeit hin, unter reichen Geſprächen, denen ſie den anmuthigſten Stoff und die ausdrucksvollſte Auffaſſung nie fehlen ließ, und dabei gleicherweiſe die beſeelten Mittheilungen ſo wie die ſchwärmeriſche Begeiſterung der ältern eigenen Tochter und die friſche Naivetät der jüngern angenommenen nicht nur frei walten ließ, ſondern belebend aufnahm. Ich werde es nie vergeſſen, welchen Eindruck eines Abends die noch neuen Gedichte Uhland's auf Adelheid machten, in welcher der Keim der Dichtung ſich ihr unbewußt ſchon regte, und die dem nie geſehenen Dichter eine Art Liebeserklärung ſchreiben wollte! Eine zweite, nicht minder reizende und dabei ſich tiefer gründende Bekanntſchaft war die der Gräfin von Cuſtine, deren Sohn Aſtolf ſchon beim Wiener Kongreß uns vorgekommen war. Dieſe wunderbare Frau, in deren Seele heldenmüthige Stärke und liebliche Zartheit, in deren Erſcheinung hohe poetiſche Natur und feinſte Weltbildung glücklich verbunden waren, iſt theils durch die Schriften des Sohnes, theils durch andere franzöſiſche Mittheilungen ſchon näher bekannt. Die Herzogin von Abrantes ſagt von ihr unter anderm: „Mademoiselle de Sabran, qui épousa le fils du comte de Custine, était une de ces ravissantes créatures que Dieu donne au monde dans un moment de munificence: belle, jeune, aimée, Madame de Custine, ayant à peine vingt ans, s'enfermait à la Conciergerie avec son beau-père, le conduisait au tribunal, le soutenait dans ces moments d'épreuves! .... et puis lorsqu'elle l'avait reconduit dans son cachot, elle allait porter d'autres consolations et

verser leur baume dans le cœur de son mari, qui, à peine lié à elle, voyait la mort se dresser entre eux!" — Aber ich kann wohl ſagen, daß alles nur ein höchſt unvollſtändiges Bild ihres Weſens giebt, und ein vollſtändiges zu liefern würde auch mir nicht gelingen. Man müßte dazu mehr ſchildern, als nur ſie ſelbſt, denn ſie ſteht wie Frau von Sévigné auf dem Boden ihrer ganzen Zeitbildung als Genoſſin zugleich und als Ausnahme da. Sie hatte ſich dem Sturme der hundert Tage nach Deutſchland entzogen und wartete jetzt nur ab, daß die Ruhe ſich in Frankreich etwas befeſtigt hätte, um dahin zurückzukehren. Der Sohn war aus Belgien herbeigeeilt, und ſein ehemaliger Erzieher Bärſtecher, ein Elſaſſer von deutſchem Sinn und deutſchen Kenntniſſen, war noch jetzt ein treues Mitglied der Familie. Sie bildeten zuſammen eine Geſellſchaft, von deren mannigfachem Reize die verſchiedenſten Menſchen angezogen und gefeſſelt wurden. Chateaubriand und Koreff waren vertraute Freunde des Hauſes, Wilhelm von Humboldt und Graf von Flemming wurden es. Von der augenblicklichen Sympathie der Gräfin und Rahel's, und von ihrer wechſelſeitigen Eingenommenheit, die bis zum Tode beſtand, haben wir eine lebhafte Schilderung von Cuſtine ſelbſt, der auch ſeinerſeits mit Rahel in hohe geiſtige Freundſchaft trat, und ihre Eigenthümlichkeit vollkommen zu ſchätzen wußte. Des Deutſchen in ſeltenem Grade kundig, achtete er doch weniger die glänzende Seite unſerer Litteratur, ſondern wandte ſich mehr der ſtillen myſtiſchen zu, welche ſeinem ſtrengkatholiſchen Sinne entſprach, und mit deren vorzüglichſter Nahrung ſeine Freunde Friedrich von Schlegel und die Brüder Schloſſer ihn verſorgten. Mit Begierde las er die Schriften Tauler's, vernahm er die Sprüche des Angelus Sileſius, welchen Autor eben damals Schlegel aus tiefer Vergeſſenheit hervorzog, und über deſſen alles überfliegende Kühnheit er und die Freunde gewiß erſchaudert wären, hätte ſie nicht das für ſich ſelbſt wieder ſtaunenerregende Zeugniß beruhigt, daß der geſammte Inhalt dieſer frommen Freigeiſterei von der katholiſchen Kirche gebilligt und unter ihrem Schutze verbreitet worden. Auch in der franzöſiſchen Litteratur ſtrebte Cuſtine

vor allem nach dem Tiefreligiöſen, Myſtiſchen. Ich hatte in Paris auf dem Quai bei einem Büchertrödler ein ſeltenes Buch, Saint-Martin's l'Homme de désir, erſtanden und für Rahel mitgebracht; als Cuſtine dies auf dem Tiſche liegende Buch zufällig in die Hand nahm, und ſich unter Freunden des unbekannten Philoſophen ſah, fühlte er ſich durch ein neues Band mit uns verknüpft, und der Autor und das Buch wurden nun Gegenſtand vielfacher Unterhaltung. An dieſer nahm auch Oelsner Antheil, der von Paris eingetroffen war, um gleich mir ſeine nähere Beſtimmung hier abzuwarten; ihm galt jedoch das Myſtiſche wenig, er duldete daſſelbe höchſtens als den Träger mancher Geiſtesblitze, die er ſo wie die Seelenſchönheit und Herzensgüte Saint-Martin's nicht in Abrede ſtellte, denn er hatte dieſen perſönlich gekannt und ihm bei ſeiner Ueberſetzung Jakob Böhme'ſcher Schriften oft geholfen, wobei ſich meiſt das ſeltſame Verhältniß ergab, daß Oelsner genau die deutſchen Worte übertrug, aber ihnen jeden Sinn abſprach, Saint-Martin hingegen lächelnd verſicherte, der Sinn ſei ihm vollkommen klar und nur das Wort als ſolches bisweilen ſchwierig. —

Eine plötzliche Unterbrechung erfuhr dieſer ſtille Lauf unſerer Tage, als nach erfolgtem Schluſſe der Pariſer Verhandlungen am Ende des Novembers der Fürſt von Hardenberg mit ſeinem Schweife zahlreichen Gefolges heranbrauſte, und alles von preußiſchen hohen und niedern Beamten, Kanzleien, ſo wie von mannigfachem litterariſchen und militairiſchen Anſchluß, gleichſam überſchwemmt wurde. Die drei Tage, welche der Staatskanzler in Frankfurt verweilte, waren erfüllt von Vorſtellungen, Audienzen, Geſuchen, Anfragen, Aufdringlichkeiten; aus der Umgegend, aus dem Rheinland, war jeder herbeigeeilt, der ein Anliegen bei Preußen hatte, dies oder ſeine Perſon in Erinnerung bringen wollte; Otterſtedt hatte alle Hände voll zu thun, dieſe Menge zu überſehen, einzuführen oder abzufertigen. Ohne einigen Mißmuth ging es dabei nicht ab; ſo verurſachte es nicht geringe Aufwallung, daß Amſchel von Rothſchild, der für die in Frankfurt noch hartbedrängte Judenſchaft die Zuſagen

des Wiener Kongreſſes in Anſpruch nahm, vor dem Bürgermeiſter von Humpracht zur Audienz gelangte, und dieſer warten mußte, bis jener mit ſeiner Sache fertig war. Doch Hardenberg ſchien in dieſem Gedränge ſich nur zu erholen, mit unermüdeter Aufmerkſamkeit und Anmuth ſuchte er allen Forderungen zu genügen, und hatte noch am ſpäten Abend, wenn er ſeine Tochter, die Gräfin von Cuſtine und andere Damen zum Thee ſah, die friſcheſte Heiterkeit. Ich ſelbſt fand ihn freundlich für mich, aber doch merklich kälter als zuletzt in Paris; ich erfuhr auch aus einigen Aeußerungen, daß er glaubte, er habe ſich über mich zu beklagen, doch was er meinte, kam nicht an den Tag, und nur war mir klar, daß von irgend einer Seite ihm ungünſtig eingeſprochen worden. Meine Beſtimmung nach Karlsruhe blieb feſt; es wurde unnöthig erachtet, daß ich noch erſt mit nach Berlin reiſte, ich ſollte meine Ausfertigungen nur getroſt in Frankfurt abwarten. Ich war ſehr froh der Mitreiſe überhoben zu ſein, obſchon ich ſpäter einſehen mußte, daß dies nicht eben zu meinem Vortheil war.

Nach Hardenberg's Abreiſe blieb in Frankfurt eine Art preußiſcher Anſiedelung zurück, die ſich durch mancherlei Geſchäftsberufene ſo wie durch Nachzügler aus Paris und andere Reiſende abwechſelnd mehrte. Das Haupt derſelben war Humboldt, der die hieher verlegten Verhandlungen wegen der in Deutſchland noch unerledigten Gebietsſachen führen ſollte, die ihm beigegebenen Gehülfen Legationsrath Boideslandes und Graf von Flemming wurden noch durch den jungen Bülow aus Heidelberg verſtärkt. Wegen beſonderer Geſchäfte hatten hier preußiſche Verpflegs- und Kaſſenbeamten, Militairperſonen und andere Zuwarter ihren längern Aufenthalt. Auch der Miniſter vom Stein wollte den Winter in Frankfurt verleben und hatte deßhalb eine Wohnung an der ſchönen Ausſicht gemiethet; er hegte den eifrigen Wunſch und die ſichere Hoffnung, beim Deutſchen Bundestage, deſſen Eröffnung bisher verſchoben geblieben war, aber nun nächſtens erfolgen ſollte, als der Geſandte Preußens eine würdige vaterländiſche Wirkſamkeit zu erhalten, was bekanntlich unerfüllt blieb; denn nachdem er

ausdrücklich erklärt hatte, er verbäte ſich dabei jede Beſoldung, was ihm als reichem, auf altererbtem und neugewonnenem Boden feſt gegründeten Manne wohl anſtand, ſo wollte man darin zu Berlin doch eher einen Stolz und Trotz erkennen, der ſich durch jenes Verzichten eine unabhängigere Stellung zu geben beabſichtige, als die Oberbehörde ihm geſtatten dürfe, und der König äußerte, wenn er Diener habe, die ſein Geld nicht nöthig hätten, ſo könne ihm das ganz recht ſein, aber ſolche, die es zu nehmen zu ſtolz wären, wolle er nicht haben. Uebrigens hatte die Sache noch lange Zeit, man wußte höheren Orts recht gut, daß der Bundestag ſo ſchnell noch nicht in's Leben treten, und bis dahin noch mancher Wechſel Statt haben würde.

Von Durchreiſenden ſahen wir den Major Franz von Eckardſtein und den Stabsarzt Doktor Ruſt, welche zuſammen in Erwartung ſehr verſchiedenen Looſes nach Berlin gingen, der eine um den Abſchied zu nehmen und ganz nach ſeiner Neigung ein bequemes Privatleben zu führen; der zweite um nach kurzem Ringen gegen übermächtige Widerſacher zu der glänzendſten und einflußreichſten Wirkſamkeit aufzuſteigen, wie ſie bisher in der preußiſchen ärztlichen Laufbahn kaum war geſehen worden. Bald erſchien auch der Miniſter von Altenſtein, der ſeine mühſamen Arbeiten zu Paris hinſichtlich der Zurückforderungen ſowohl des Staates, als ſo mancher Privaten mit Erfolg beendet hatte. Bei einem langen Beſuche, den er mir machte, entwickelte der ſinnige und gelehrte Mann mit vieler Wärme die ſchönen Hoffnungen, welche er für die nächſte Zukunft Preußens hegte; nach ſeiner Ueberzeugung durften wir einer niegeſehenen Blüthe der Volksbildung entgegenſchauen, er zweifelte als treuer Jünger Fichte's nicht, daß deſſen Ideen über Volk und Staat immer mehr durchgreifen, daß namentlich Unterricht und Erziehung einen hohen Schwung nehmen und Preußen zu einem Muſter für ganz Deutſchland erheben würden. Ein preußiſches Parlament, ſchon in Wien feierlich verſprochen, glaubte er ganz nahe, und war verſichert, daſſelbe würde das ruhmvollſte Beiſpiel von edler Eintracht des Volkes und der Regierung darſtellen. Solchen Hoffnungen konnte ich nur ſehr bedingt

beiſtimmen; ich meinte, wir würden zwar zu allem gelangen, aber weder ſo ſchnell noch ſo leicht, als er es vorausſetze, es würde Zeit und Kampf erforderlich ſein. Wenn er ſich ſpäterhin während ſeiner vieljährigen Amtsführung als Miniſter des Kultus ſeiner heitern Ausſichten von damals noch erinnert hat, mit wie ſchweren Seufzern wird er ſich haben geſtehen müſſen, daß mein Trüb- und Schwarzſehen, wie er es nannte, verhältnißmäßig eher noch als blendende Helle zu bezeichnen geweſen wäre! —

Alles gerieth in Bewegung, als es hieß, auch der Fürſt von Blücher werde auf ſeiner Heimkehr durch Frankfurt kommen und einige Tage dort verweilen. Er traf am 18. Dezember ein und blieb bis zum 4. Januar 1816. Von ſeinem Aufenthalt, ſeinen Reden und Einfällen, von der Theilnahme, die ihm überall entgegenkam, und die er ſelbſt äußerte, hab' ich an anderm Orte ſchon berichtet. Ich bemerke hier nur noch, daß wir mit ihm den 21. Dezember auf einem großen Thee waren, zu welchem Otterſtedt die Einheimiſchen und Fremden in großer Anzahl geladen hatte; der alte Held erſchien zuerſt ganz artig und zahm, that ſchön mit den Damen und gab den Frankfurtern die angenehmſten Worte zu hören; aber bald wandte ſich das Blatt, es war unglücklicherweiſe der Schlacht von Waterloo erwähnt worden, und da ereiferte er heftig, daß man die Schlacht, die er von Bellealliance genannt habe, mit jenem Namen zu belegen ſich erdreiſte, wenigſtens in Deutſchland ſolle das nicht geſchehen, und nicht daß er es höre! Als ihm jemand einzuwenden wagte, daß der Name ja ein wälſcher, und dafür doch beſſer Schönbund zu ſagen ſei, rief er mit flammendem Zorn: „Hol' euch der Teufel mit eurem Schönbund! Putzt eure Zungen deutſch ſo viel ihr wollt, alles Wälſche kriegt ihr doch nicht herunter! Bellealliance heißt das Stück, das wir dort aufgeführt haben, und heißt ſo, wenn's auch nicht mehr wahr iſt, und die Allianz nicht Stich hält! England iſt ſchuld, daß wir arm wie Kirchenmäuſe nach Hauſe gehen, und die Franzoſen Elſaß und Lothringen behalten.“ Dergleichen Verdruß und Aerger ſpann ſich lange fort, bis irgend ein muntrer Einfall

ihn auf andere Bahn führte, oder ein Vorſchlag zum Spiel alles Andere vergeſſen machte. Alter und Krankheit übrigens drückten ihn ſichtbar, und man durfte mit Recht befürchten, daß der Reſt ſeiner Tage in der begonnenen Friedenszeit nur mit manchem Uebelſtand ſich werde unterbringen. —

Zum Winter wurde die Geſelligkeit lebhafter und gemeinſamer. Die Bälle des Caſino vereinigten alle Vornehmheiten des Adels der Diplomaten und der Kaufleute, und die Eiferſucht dieſer verſchiedenen Stände ließ es nicht an Reibungen fehlen; Geburt und Amt ſtritten um den Vorzug und waren nur darin einig, daß ſie beide über den Kaufleuten ſtünden, daher es Erſtaunen und Entſetzen erregte, als ein junger Kaufmann, von dem ein Diplomat ſich beleidigt glaubte, dieſem anſtatt der erwarteten Abbitte kurz und gut Genugthuung auf Piſtolen antrug, und da man dem Eindringen eines neuen Zeitgeiſtes im gegebenen Falle nicht widerſtehen konnte, ſo bequemte man ſich zu einer Vermittelung, die man früher hochfahrend abgewieſen hatte. Zwiſchen den Damen konnte es nicht zu ſolchem Aeußerſten kommen, allein die Gegenſätze zeigten ſich darum nicht weniger in aller Schroffheit. Eine alte Fürſtin von Stolberg mit ihrer Tochter — Schweſter der berühmten Freundin Alfieri's, — die Burggräfin von Weſtphalen, die Reichsgräfin von Pappenheim, die Freifrau vom Stein, und Andere, bildeten einen ariſtokratiſchen Kern, der an jedem Hofe in erſter Reihe glänzen konnte, hier aber ſein reines Licht an der trüben Kaufmannswelt ungewürdigt verſchimmerte! Da gab es denn bisweilen kleine Worte und leiſe Bewegungen, die man für nichts achten konnte, aber einmal bemerkt für das erkennen mußte, was ſie waren, nämlich für den Ausdruck verachtenden Dünkels, und die Gegenwirkungen blieben nicht aus. Ich habe eine vornehme Dame bei den Ausdrücken des Unwillens, mit denen ein junger dreiſter Mann ſolchen ſchnöden Uebermuth nicht ihrer ſelbſt, ſondern nur einer ihrer Genoſſinnen laut und ſchonungslos rügte, erblaſſen und zittern ſehen, ſo daß man ſie einer Ohnmacht nahe fortführen mußte. Dergleichen Aergerniß und Miß-

liebigkeit fiel beinahe auf jedem Balle vor, und man ging wie zum Kriege hin. In allen geselligen Dingen voller Muth und fast immer des Erfolges gewiß, nahm Rahel, solchen Umständen und allen zaghaften Abmahnungen zum Trotz, eines Abends ein junges, schönes, gebildetes Fräulein, das aber in der Meinung der Leute selbst den Kaufmannstöchtern nicht ebenbürtig war, auf den Ball mit; das Fräulein war durch Benehmen, Anzug, Tanz und Gespräch vor den meisten ausgezeichnet, wurde der Gegenstand aller Huldigungen und Bewerbungen, und Rahel erlebte den vollkommensten Triumph. Sie gedachte dieses Vorganges gern, um zu beweisen, daß man das Rechte nur entschlossen thun müsse, das Gelingen folge dann von selbst. Uebrigens kam das Fräulein später in so glänzende Verhältnisse, daß ihm die Erinnerung an jenes gewagte Auftreten wohl nur ein mitleidiges Lächeln abgewinnen durfte!

Auch aus der Heimath wurden manche Züge kund, welche das abgestandene Alte mit dem frischen Neuen in offenem Kriege sehen ließen. Vorurtheile, die zwanzg Jahre geschlummert hatten, Anmaßungen, die man für völlig erloschen hielt, wachten unvermuthet in plumpen Regungen wieder auf, welche, durch kein öffentliches Ansehen gemäßigt, durch keine geordnete Kraft der Meinung gehemmt, nur allein den schroffen Gegensatz hervorriefen, der dem besonnenen Vaterlandsfreunde fast eben so bedenklich erschien. Man sprach viel von einer Adelskette, die kürzlich gestiftet worden war, und deren stählernes Zeichen alle ächten Edelleute verpflichten sollte gegen den Bürgerstand zusammenzuhalten, und ihn auf ein Gebiet zurückzudrängen, das er weit überschritten hatte. Dieses Absehen war um so gefährlicher, als seit den letzten Kriegen wenigstens ein Drittheil der Offiziere des preußischen Heeres bürgerlich war, und an Tüchtigkeit und Waffenlust nicht zurückstand; bisher hatte niemand einen Unterschied anzudeuten gewagt, gemeinsame Gefahr und Bildung waren das Band biederer Eintracht, die jetzt durch Mißtrauen, Empfindlichkeit und Leidenschaft so häßlich getrübt werden konnte. Schon hieß es, die bürgerlichen Offiziere sollten nach und nach wieder abkommen, oder wie sonst nur

bei der Artillerie und den Huſaren dienen, durchaus aber nicht in den Königlichen Garden, als welche wie durch Beruf ſo auch durch Ehre bevorrechtet ſein müßten. Wider ſolcherlei Tichten wußte die Gegenſeite kein anderes Heil als das rohſte Volksthum, man warf ſich in die knappe Deutſchheit und in ihre kräftigen Auswüchſe, das Turnweſen und die Burſchenſchaft, wodurch dieſe an ſich vortrefflichen Einrichtungen leider entarten mußten. Aber nicht allein Ariſtokratie und Demokratie bedrohten den ruhigen Entwickelungsgang der gegen den äußern Feind ſo ruhmvoll wiedererkämpften Freiheit, eine dritte, weit gefährlichere Strebung zeigte ſich bemüht, allen in Geſinnung, freiwilligen Opfern und edler That ausgeprägten Ertrag der letzten Jahre zum Vortheil der alten Stockherrſchaft und Behördenmacht einzuſchmelzen, eine Strebung, die ſich durch den brutalen Ausfall von Schmalz gegen den Tugendbund keck angekündigt hatte, und in mancherlei Wegen durch Verunglimpfung und Anfeindung der beſten Männer offen und geheim betriebſam fortſetzte. Den klarſten Beweis der wachſenden Macht dieſer Parthei wollte man beſonders in dem von Berlin bald nach Anfang des Jahres ergangenen Verbote des in Koblenz von Görres herausgegebenen Rheiniſchen Merkurs erkennen. Dieſes einſt von Gentz hochgeprieſene Tagesblatt, von der öffentlichen Stimme dem Bunde wider Frankreich als mitverbündete Macht freudig zugezählt, in Kühnheit und Meiſterſchaft freier Rede unübertroffen, wurde durch einen Federſtrich unterdrückt, wegen geringen Anlaſſes, ohne Gehör und Vertheidigung. Unglaublich war der Eindruck dieſer Maßregel. Im ganzen weſtlichen und ſüdlichen Deutſchland hatte das Blatt die eifrigſten Anhänger, es galt für eine Fackel der Wahrheit und Freiheit, und ſelbſt diejenigen Leſer, denen es wegen der darin bisweilen hervortönenden fanatiſchen Klänge zu mißfallen begann, bedauerten dieſes ſein Ende durch die Polizei. Das Blatt hatte bisher Herrſcher und Obrigkeiten ungeſtraft angreifen dürfen, kein noch ſo hoher Einſpruch war beachtet worden, man hatte ihm alles erlaubt, es ſtellte eine Inſel von Preßfreiheit dar, ein noch einzelnes Vorbild deſſen, was künftig allgemein werden ſollte. Dieſen Ge-

danken war nun mit Einem Schlage der Garaus gemacht. „Da seht ihr", riefen die Nichtpreußen, „wie es bei euch gemeint ist! Eure stolzen Einbildungen fallen wie Sternschnuppen zu Boden. Mit eurer Verfassung wird es eben so gehen. Geht nur heim, und seid Preußen, wie ihr mögt und könnt, aber mit eurem Deutschthum, in welchem ihr obenanstehen und dem wir uns anschließen sollen, laßt uns ungeschoren!" Dergleichen Reden sind wirklich geführt worden, und unsere höchsten Staatsbeamten klagten, daß sie solche hätten verstummend anhören müssen. Humboldt aber vertraute mir die bedenkliche Bemerkung, wie sehr doch Hardenberg im Augenblicke bedrängt, wie gefährdet sein Ansehen und wie umstrickt seine Hand sein müsse, um solche Maßregeln außerhalb des Geleises der bisher klüglich bezeichneten Bahn querfeldein zu treiben.

In Frankfurt selber regte sich der Widerspruch des Althergebrachten gegen die Neugestaltung nach Vermögen. Die unerwartet zur Selbstständigkeit hergestellte Stadt hatte sich bisher mit einem einstweiligen Regierungszuschnitt beholfen, der jetzt in eine schließliche Verfassung übergehen sollte. Der Wiener Kongreß hatte dafür einige Bestimmungen festgesetzt, andere mußten aus dem Bürgerwesen selbst hervorgehen. Man war geneigt, soviel als möglich die früheren Formen hervorzurufen, aber ganz war dies nicht möglich, schon weil Kaiser und Reich nicht ebenfalls hergestellt waren, und jeder Bezug auf diese wegfiel; anderes hatte sich längst überlebt und durfte als Todtes nicht dem Lebendigen hinderlich werden. Das Verfassungswerk war eben in der Arbeit, und mehrere wohlgesinnte Rechtsgelehrte, unter ihnen Doktor Jassoy, hatten dem Rath eine hierauf bezügliche Eingabe überreicht, welche zu gewissen zeitgemäßen Richtpunkten hinwies, vor andern unzeitgemäßen warnte. Diesen Stimmen entgegen erhob sich der Schöff von Fichard, welcher für seine Standesgenossen, die Mitglieder der Häuser Limpurg und Frauenstein, die früheren Vorrechte dieser Patrizier heftig in Anspruch nahm. Dieser Mann, in staatsrechtlichen Alterthümern bewandert und auch Schriftsteller in diesem Fache, genoß doch weder als Gelehrter noch in sonstiger Hinsicht das erforderliche

Anſehen, einer ſolchen Sache vorzuſtehen, allein er wurde von vielen und einflußreichen Eiferern unterſtützt, ſowohl in als außer Frankfurt, man nannte bedeutende Namen, Chriſtian Schloſſer, Solms-Laubach, ſogar Stein, und deßhalb empfing die Schrift des Schöffs von Fichard mehrere Antworten, die ſchärfſte und bündigſte durch den Doktor Johann Gottlieb Dietz, der mittelſt weniger Blätter den armen Gegner ſo in die Enge trieb, daß er keinen Laut mehr hören ließ. Indeß hielten die Patrizier ihre Sache noch nicht für verloren und rechneten auf den erwarteten Bundestag, wo ſie genug Gönner und Freunde zu finden hofften. Doch ein freiſinniger, witziger Staatsmann, der ſchon in Frankfurt lebte um demnächſt als Geſandter bei dem Bundestage einzutreten, verdarb ihnen auch dieſe Hoffnung, indem er ohne Hehl erklärte, er würde in Betreff dieſes wiederzuerweckenden Stadtadels zu ſeinen künftigen Kollegen mit den Worten der Heiligen Schrift reden, wo es von dem geſtorbenen Lazarus heißt: „Er ſtinket ſchon, denn er iſt vier Tage gelegen", und er wollte hinzufügen: „Fühlet ihr euch nun Kraft des Heiligen Geiſtes, ſo erwecket ihn", da er denn überzeugt war, daß niemand ſich ſolche Kraft des Heiligen Geiſtes werde anmaßen wollen.

Einer andern Streitfrage widmeten die Frankfurter einen weit lebhaftern Eifer, ſie betraf das Verhältniß der Juden. In der alten Reichsſtadt hatten dieſe zum Theil älteſten Bewohner derſelben unter furchtbarem Drucke gelebt, durch die Regierung des Fürſten Primas und Großherzogs von Frankfurt war ihnen Antheil an den Rechten der chriſtlichen Mitbürger geworden, der jetzige Zuſtand drängte ſie möglichſt in die alte Beſchränkung zurück. Allerdings war der Wiener Kongreß bemüht geweſen, ein billiges Verhältniß für die Juden innerhalb aller Länder des Deutſchen Bundes feſtzuſetzen, allein dies war nur in allgemeinen Worten ausgeſprochen, und die Hauptſache blieb den örtlichen Einrichtungen überlaſſen. Das Vorurtheil gegen die Juden hatte ſich in Frankfurt unglaublich tief eingewurzelt, und nicht nur das gemeine Volk nährte den Haß mit niedriger Luſt, ſondern auch mancher Gebildete ſtand in dieſem Betreff mit

dem rohen Volke vollkommen gleich. Der Senat und die Bürgerschaft waren durchaus nicht geneigt, den Juden die Rechte zu bewilligen, die sie schon als Staatsbürger des Großherzogthums Frankfurt genossen hatten; die Wiener Kongreßakte erfuhr die ungünstigste Auslegung; die dringenden Verwendungen Metternich's und Hardenberg's, sonst überall durchgreifend, zerschellten an dem Eigensinne des Vorurtheils. Der Bundestag, der hier einschreiten und das richtige Maß angeben sollte, war noch nicht vorhanden, und man sprach ihm schon alle Befugniß ab, die Bürger einer freien Stadt zum Nachgeben zu zwingen. Die Unterscheidung, welche ein Klügling aufstellte, daß die Juden in andern Staaten mit dem Bürgerrechte nur dieses, aber nicht Antheil an der politischen Macht erhielten, wie dies in Frankfurt der Fall sein würde, galt für einen wichtigen Fund, der triumphirend emporgehalten wurde; doch dies weckte nur den Spott, man rechne in Frankfurt sonst mit Gulden und Kreuzern, jetzt aber solle eine Berechnung des Unendlichkleinen Statt finden! Eine triftigere Bemerkung war, daß alles Bürgerrecht, wo es vollständig sei, immer auch politisches Recht in sich begreife, und daß, wo dieses noch fehle, der Zustand eben mangelhaft sei. Als der Senat in seinen beschränkenden Maßregeln unbekümmert vorschritt, erschien für die Sache der Juden eine Verwahrung, gegen die Gewohnheit deutscher Aktenstücke so bündig, klar und fest, daß sie ungemein auffiel, und Rahel geradezu behauptete, der Verfasser müsse ein Mensch von großen Geistesgaben sein; das schien denn doch sehr übertrieben; niemand wußte den Mann zu nennen, allein Rahel ruhte nicht, bis der Namen erforscht war, da ihr denn mit einigem Lächeln berichtet wurde, diesmal habe sie sich doch geirrt, der Verfasser sei ein wenig bekannter Jude, der unter dem Großherzog von Frankfurt ein elendes kleines Amt bei der Polizei gehabt, dies aber bei der freien Stadt gleich wieder verloren habe, natürlich schreie er nun, — sein Vater heiße Baruch, er aber nenne sich Börne. Noch in spätern Jahren freute Rahel sich mit innigem Behagen, daß sie den nachher berühmten Mann gleichsam entdeckt habe, aus der Klaue des Löwen! —

Die Unruhe, welche der Krieg unter die Menſchen gebracht hatte, dauerte gleich den aufgeregten Wellen nach dem Sturme fort, und dies um ſo mehr, als die militairiſche Beſetzung eines Theiles von Frankreich noch einen halben Kriegszuſtand anzeigte, und in Deutſchland nach dem großen Umſchwunge ſo vieles noch ungeordnet lag. Die Meinung, der Krieg ſei noch nicht ausgefochten und müſſe nochmals anheben, war ſehr verbreitet, auch im untern Volke. Frau von Krüdener zog mit großem Anhang im Lande umher, und predigte den Bauern dieſſeits und jenſeits des Rheins von nahen Strafgerichten, die nur durch Buße und Heiligung abzuwenden ſeien. Sie enthielt ſich zwar möglichſt aller beſtimmten politiſchen Andeutungen, aber ſie gab doch zu verſtehen, daß es mit den Bourbons nicht ganz richtig beſtellt ſei, und daß die chriſtlichen Herrſcher noch große Aufgaben zu erfüllen hätten. Ein Bauer in Wiesloch bei Heidelberg, der ſchon früher mit Weiſſagungen ſich abgegeben, wurde durch dieſes Beiſpiel aufgeregt, griff nach dem alten Handwerk, hatte in ſeinem Dorfe nicht Raſt mehr, und machte ſich auf den Weg nach Frankfurt. Hier fing er an zu prophezeihen, was binnen Jahresfriſt ſich ereignen werde, eine völlige Umkehrung der Welt, vor allem aber der Sturz der Bourbons und die Theilung Frankreichs, die vier verbündeten Monarchen würden darauf in Mannheim — ſein Flug ließ ſich gleich auf der nächſten, ihm bekannten und in die Augen ſcheinenden Stadt nieder — ein prächtiges Schloß vereint bewohnen und von hieraus die ganze Chriſtenheit gemeinſam regieren! Dies alles hatte der Geiſt ihm offenbart und ihm zugleich befohlen es zu verkündigen, ſeine Sendung war insbeſondere an den König von Preußen gerichtet, zu dem er ſchon einmal im Jahre 1807 nach Memel gewandert und von ihm und der ſchönen Königin für ſeine damaligen tröſtlichen Vorherſagungen reichlich beſchenkt ſein wollte. Die Geheimniſſe der Politik lagen ihm offen vor Augen, da er aber nicht wiſſen konnte, was im Augenblicke den Leuten wichtig war, ſo erbot er ſich, jede beliebige Frage dem Geiſte vorzulegen und deſſen Auskunft richtig zu überbringen. Mit den Kabinetten und Diplomaten ſchien es

demnach zu Ende, der Inhalt aller Depeſchen war ohne Mühe durch den Seher zu erfahren, und Preußen vor allen ſchien auf ſeine Dienſte rechnen zu können. Er hieß Adam Müller, und dieſe Gleichnamigkeit mit dem öſterreichiſchen auch mit etwas Seherweſen behafteten Staatsdiener gab zu manchen Verwechslungen und Scherzen Anlaß. Der Wundermann wurde mir zugeſchickt und trank einen Nachmittag bei uns Kaffee, in Gegenwart Oelsner's, den er durch ſeine Ausſagen ungemein ergötzte. Mit großer Treuherzigkeit erzählte er ſeine Begegniſſe, an die er ſelber zu glauben ſchien, und bekräftigte alles durch Bibelſprüche, die er auf's gerathewohl anführte, paſſend oder nicht, ſo daß er eher bibeltoll als bibelfeſt heißen konnte. Seine Reden verriethen keinerlei trüglichen Zweck, er gefiel ſich nur in dem Aufſehen und Antheil, die ſein Prophezeihen erweckte; aber die Leute, die er gerade vor ſich hatte, ſchien er ziemlich gut zu durchſchauen, und mit ächter Bauernverſchmitztheit ſprach er ihnen nach dem Munde. Die Reiſe nach Berlin ließ er ſich nicht ausreden, allein er kam bald wenig befriedigt von dort zurück, und der Geiſt hatte nun auch für Preußen nur minder gute Vorherſagungen.

In der Varrentrapp'ſchen Buchhandlung war ein Bändchen Gedichte von mir erſchienen, die von den Freunden günſtig aufgenommen, ſonſt aber wenig bekannt wurden. Der junge Varrentrapp war auch der Verleger der neueſten Schriften des Hiſtorikers Friedrich Chriſtoph Schloſſer, und wollte mich durchaus mit ihm bekannt machen; er führte mich und Oelsner, der ſich anſchloß, eines Tages auf die Stadtbibliothek, wo Schloſſer neben ſeiner Profeſſur am Frankfurter Gymnaſium eine Anſtellung hatte. Hier war er ganz in ſeinem Fache, er wußte den Werth ſolcher Anhäufung von gelehrten Hülfsmitteln zu ſchätzen, und wie er für ſeine eigenen Arbeiten erwünſchten Gebrauch davon machte, ſo beeiferte er ſich beſtens, auch für Andere den bisher verwahrloſten Gemeinbeſitz aufzuſchließen. Er empfing uns mit zuvorkommender Höflichkeit, erwähnte Oelsner's Schrift über Mohammed, hatte von mir die Kriegszüge Tettenborn's geleſen, und nahm es ſehr gut auf, daß auch wir ihm mit

der Kenntniß ſeiner Schriften dienten, ich ihm ſeinen Dulcin und Abälard, ſeinen Beza, Oelsner aber das neueſte Werk über die bilderſtürmenden Kaiſer anführen konnte. Schloſſer gab ſich ohne Hehl als einen Pedanten, dem die Gelehrſamkeit ein Stand und eine Würde ſei, von deren Höhe er auf das ununterrichtete Volk ſtolz herabſah, ſehr erbötig, daſſelbe zu belehren, aber als Herr und Meiſter, den man darum zu bitten und dem man dafür zu danken habe. Dies erfuhr gleich zu ſeinem Schaden der arme Varrentrapp, der ſich unterſtand mitzureden, und einem Ausſpruche, den Schloſſer eben gethan, einige Zweifel anzuhängen. „Schweigen Sie ſtill, Sie verſtehen davon ja gar nichts!“ war die Antwort, die ihm noch mehr mitleidig als höhniſch hingeworfen wurde, und obſchon er Miene machte, den Beleidiger ſcharf anzuſprechen, ſo konnte er doch nicht zu Worte kommen, denn Schloſſer redete lebhaft weiter, indem er zugleich mit wiederholtem Handbewegen den Andern beſchwichtigte, und durch raſches Auffahren gegen einen eben Eintretenden unſer Geſpräch abſchnitt; dieſer Eintretende war ein Mitglied der kleinen Diplomatie, die ſich in Frankfurt geſchäftig zu machen anfing, und mochte Schloſſer'n ſchon öfters läſtig geworden ſein; er fragte nach einem Buche, bekam es und ſuchte darin eifrigſt. Schloſſer war wieder zu uns getreten, blickte lachend nach dem Manne hin, und ſagte zu uns überlaut: „Der kann lange ſuchen; was er ſucht, ſteht in dem Buche nicht. Ich weiß wohl wo es ſteht.“ Und warum ſagen Sie es ihm denn nicht? fragten Oelsner und ich zugleich. „O, der kann noch lange warten“, war die Antwort, „die Unwiſſenden müſſen ihrer Unwiſſenheit erſt recht inne werden, und dann bitten, daß man ſie belehre.“ Das alles wurde ſo laut geſprochen, daß der Mann alles hörte, der aber ſeinen Aerger nicht merken ließ, ſondern ruhig weiterſuchte, und doch wohl ſeine Sache gefunden haben mußte, denn er ging mit dem Scheine der Befriedigung von dannen. Für uns verdoppelte Schloſſer ſeine Freundlichkeit, und bot uns wiederholt ſeine beeiferten Dienſte an; er zeigte in Geſchichte und Litteratur die umfaſſendſte Sachkenntniß, ein geſundes, entſchiedenes Urtheil, und auch über die neueſten Welthändel

und Lebensverhältnisse sprach er mit klarem Verstand und festem Sinn, frisch und heiter, und mit der Art von Geringschätzung, die ihren Gegenstand recht gut kennt, und auch in's Einzelne verfolgt hat, denn er setzte eine Ehre darein, nicht nur die Anekdoten des Hofes von Byzanz, sondern auch die des Hofes von Versailles zu kennen, und verlangte ausdrücklich, da ich mir Grimm's Korrespondenz erbat, ich sollte auch die Rezension lesen, die er darüber geschrieben, und in der wirklich einige Anekdoten des Tages aus andern Quellen berichtigt oder erläutert werden. Ich erkannte in Schlosser eine entschiedene Tüchtigkeit, sein Freisinn, zugleich Freimuth, gefiel mir, und seine frische Lebendigkeit ließ seinen pedantischen Tic, über den er selber lachte, nicht zur Herrschaft kommen. Unter seinem barschen, mitunter harten Wesen ahndete ich edles Gefühl und feinen Sinn, die auch in den folgenden Tagen, als er Rahel kennen lernte und ihre Einwirkung empfand, nicht verborgen blieben. Wie ich von ihm, fand auch er von mir sich angezogen, seine Besuche, Billete und Briefe folgten rasch auf einander, und da wir in den meisten wichtigen Sachen, so wie in manchen zufälligen, sehr übereinstimmten, unsere Lebensbahnen aber weit auseinander lagen, so durften wir der beginnenden Freundschaft guten Fortgang hoffen. Schlosser wußte übrigens, daß ich nach Karlsruhe gehen sollte, er vertraute mir sein Absehen auf eine Professur in Heidelberg, und bekannte, daß ich ihm, da die Unterhandlungen mit der badischen Behörde noch schwebten, dort wichtige Dienste würde leisten können.

Meine schon bekannt gewordene Bestimmung nach Baden verschaffte mir eine andere Bekanntschaft, die für mich im Augenblicke von größter Wichtigkeit war, und mir lebenslang höchst schätzbar geblieben ist. Der badische Minister von Reizenstein, früher das Haupt und der Führer aller Angelegenheiten des Landes, jetzt aber nach Heidelberg in gelehrte Muße zurückgezogen, besuchte Frankfurt auf einige Tage, und Oelsner vermittelte unser Zusammenkommen. Reizenstein gehörte zu den seltenen Männern alten Schrots und Korns, die ihrem Beruf und Kreise mehr Fähigkeiten

zubringen, als eigentlich gefordert wird, und deren Ehrgeiz, anstatt nach außen zu streben, sich unverdrossen nach innen zusammenzieht. Solcher Tüchtigkeit und Gesinnung genügte als Wirkungskreis die kleine Markgrafschaft, aber gerade unter seiner Verwaltung, durch Hülfe günstiger Umstände, war dieselbe zum bedeutenden Großherzogthum angewachsen. Dem Fürstenhause wie dem Lande mit unwandelbarer Treue zugethan, war er gleichwohl, als der französische Einfluß herrischer wurde, vom Schauplatze abgetreten und hatte sich nur die Stelle eines Kurators der Universität Heidelberg nebst einem nach seinem Willen ganz geringen Jahrgelde vorbehalten. Nach dem Sturze der Franzosenherrschaft hätte er wieder eintreten können, aber Leute, die nicht werth waren ihm die Schuhriemen zu lösen, hielten ihn von den Geschäften lieber entfernt. Nur wenn schwierige Verhältnisse eintraten, erwachte das alte Zutrauen auf seine Einsicht und seinen Eifer, er wurde dann in der Stille zu Rathe gezogen und beauftragt, und diente mit Eifer und Selbstverläugnung, ohne aus seinem bescheidenen Verhältnisse herauszutreten. Eben jetzt war für Baden unstreitig eine höchst bedenkliche Zeit herangekommen, die nächsten Frankfurter Verhandlungen drohten Gefahr, und es wurde nicht bezweifelt, daß Reizenstein gekommen sei, den Stand der Sachen etwas näher in Augenschein zu nehmen. Als tiefer Kenner des griechischen und römischen Alterthums hatte er die besten Anknüpfungspunkte mit Humboldt. Auch unser Gespräch verweilte zuerst auf philologischen Gegenständen, dann aber kamen wir auf die letzten Kriegsereignisse, in denen ihn Tettenborn's Laufbahn besonders angezogen hatte, und endlich tauschten wir vertraulich unsere Meinungen über den Zustand der deutschen Sachen aus, die Lage der badischen Verhältnisse gelangte dabei zur ausführlichsten Erörterung. Daß dem Großherzog nach dem Verluste des ersten Erbprinzen jetzt eben wieder ein Sohn geboren worden, erschien als ein großes Heil für Baden; die Thronfolge war gesichert, und die Gefahr einer Theilung, die dem Lande ernstlich drohte, dadurch gemindert, wenn auch nicht aufgehoben, es standen schwere Krisen bevor. Mir blieb kein

Zweifel, in welcher Weise ich mich dabei zu verhalten hätte, nur war noch ungewiß, wiefern ich meinem Sinne würde folgen dürfen. Ich bedauerte ernstlich, daß ich nicht mit Reizenstein, sondern mit Andern würde zu thun haben, die ich für ihre eigene Sache wenig beeifert und halb fremd wußte. —

Einem Staatsmann ganz anderen Schlages führte mich ebenfalls Oelsner zu. Der Freiherr von Barkhaus-Wiesenhütten hatte als Oberstallmeister und Minister vormals am hessendarmstädtischen Hof eine bedeutende Rolle gespielt. Auch er hatte in der kritischen Zeit, wo das deutsche Reich zerfiel und der Rheinbund erstand, seinem Fürstenhause die wichtigsten Dienste geleistet, und sich selber dabei nicht vergessen. Seinen mit dem glücklichsten persönlichen Betrieb ausgeführten Gesandtschaften nach London, Paris und Regensburg verdankte das Land seine Vergrößerung und Bedeutsamkeit. Mit Pitt und Talleyrand hatte er in vertrauter Verbindung gestanden, Napoleon selbst war von ihm eingenommen. Ein großer schöner Mann, noch im Alter von stattlicher Haltung, einst ein meisterhafter Reiter, ein trefflicher Tänzer, dabei voll heiterer, schalkhafter Galanterie und beißendem Witz, hatte er außerordentliches Glück bei Frauen gehabt; seine Abentheuer könnten den Stoff eines reichen Romans geben. Aber sein Glück hatte ihn zum Uebermuthe verleitet, und er sank schneller als er gestiegen war. Seit Jahren blickte er sehnsuchtsvoll in die verschwundene Herrlichkeit, und hoffte noch immer sie wiederzugewinnen, mehr um so sich an ihr zu rächen, als um sie auf's neue zu genießen; allein diese Genugthuung blieb ihm versagt, ihm, dem früher alles gelungen, schlug jetzt alles fehl. Unverheirathet und kinderlos saß er nun mürrisch bald in seinem Hause zu Frankfurt, bald auf seinem reichausgestatteten Landsitze Karlshof bei Darmstadt, grollte mit der Welt, verbrachte ganze Stunden im Stalle, seine vielen und schönen Pferde zu beschauen, und lud dann doch wieder unvermuthet zahlreiche Gäste, die er mit Ueppigkeit bewirthete und durch schlimme Anekdoten und verwegene Stachelreden wirklich gut unterhielt. Seine alten Verbindungen und sein

großer Reichthum, den er wo es galt gar nicht ſchonte, ſicherten ihm noch einen gewiſſen Einfluß, und es freute ihn beſonders, wenn ſelbſt in Darmſtadt manche geheime Springfeder durch ſeine Hand bewegt wurde. Mir ſchenkte er großes Vertrauen, und hoffte durch mich eine Sache, die für Preußen und für ihn ſelbſt erſprießlich werden ſollte, in's Werk zu ſetzen; damals konnte man vieles möglich glauben, was auf dem Wege, den die Sachen nachher eingeſchlagen, immer chimäriſcher werden mußte.

Unſere geſelligen Verhältniſſe erfuhren, ohne ſich weſentlich zu verändern, durch Ab- und Zureiſende manchen Wechſel. Wilhelm Neumann, der allen Freunden verſchollen war, meldete ſich auf meine durch die Zeitungen veröffentlichte Aufforderung brieflich aus Koblenz als dort angeſtellter Kriegskommiſſair, und kam auch bald ſelbſt nach Frankfurt, wo uns ein Paar Tage in herzlicher Freundſchaft angenehm verfloſſen. Dehn reiſte durch Frankfurt, dann auch Gruner, den zu ſehen Gneiſenau von Koblenz kam, wobei denn abermals die Tagesumſtände und beſonders der Gang, den die Sachen in Berlin zu nehmen ſchienen, ſo vertraulich als ernſtlich beſprochen wurden, und ich leider ſchon den Mangel an Zuſammenhang zwiſchen denen, die in den Hauptſachen als gleichgeſinnt anzunehmen waren, bemerken und beklagen mußte, denn Humboldt auf der einen Seite und Gneiſenau und Gruner auf der andern hielten ſich in mißtrauiſcher Kälte von einander mehr als billig getrennt. Die Gräfin von Pappenheim vereinigte an ihren Geſellſchaftsabenden die Frankfurter vornehme Welt, und regelmäßig Humboldt, Flemming, und was ſonſt von Preußen ſich gerade vorfand; auch den badiſchen Staatsrath Klüber lernte ich bei ihr kennen, der von Erlangen her dem Hardenberg'ſchen Hauſe anhänglich war, und ſpäter in preußiſche Dienſte trat, aus denen böſe Ränke ihn dann wieder ſchnell entfernten. Er war ein heller Kopf mit trefflichen Kenntniſſen und von außerordentlicher Brauchbarkeit, aber ſein entſchiedener Freiſinn hatte ſich ſeltſam mit Pedanterei verwebt, und nur in Begleitung von Urkunden, Staatsakten und überhaupt amtlichen Schriften vermochte er ſeine Meinung auszuſprechen.

Nach der bald erfolgten Abreiſe der Gräfin von Pappenheim ſammelten ſich die Zurückgebliebenen deſto eifriger um die Gräfin Cuſtine, um derentwillen auch die Fürſtin von Baudemont einige Zeit in Frankfurt blieb, und durch die belebende Anmuth dieſer ausgezeichneten Frauen, durch die Theilnahme Humboldt's und Flemming's, Cuſtine's und Rahel's, nachher auch noch Friedrich's von Schlegel und ſeiner Frau, erlebten wir Abende, denen an freiem Geiſt, leichtem Scherz und heiterm innigen Behagen kaum andere zu vergleichen ſein dürften! In Folge der vollkommen guten Lebensart, der zur andern Natur gewordenen feinen Sitte, herrſchte ein allgemeines Wohlwollen, eine edle Gleichheit, welche durch die ſchroffſte Verſchiedenheit der Anſichten und Richtungen nie getrübt wurden, obſchon als Reiz der Unterhaltung auch Streit und Eifer mitzählten. Die Gräfin mahlte Bildniſſe in Oel und war ſehr glücklich im Treffen, ſie wollte auch Rahel's Bild verſuchen, doch kam es leider nicht dazu; nebenher war ſie ſehr fleißig im Deutſchen und überſetzte einige meiner Erzählungen, bei welcher Gelegenheit zur Sprache kam, daß ſchon die bloßen Titel deutſcher Sachen im Franzöſiſchen gar nicht wiederzugeben ſeien, wie z. B. das warnende Geſpenſt, die Geſchwiſter, die Schuld. Friedrich Schlegel war bei ſolchen Gelegenheiten merkwürdig, er bat um Zeit, über eine Aufgabe nachzudenken, oder verſchob dies auch wohl für die Nachhauſekunft, um dann nachträglich das Ergebniß anzuzeigen. Ebenſo nahm er ſeine künftige Beſtimmung als Rath bei der öſterreichiſchen Bundesgeſandtſchaft ängſtlich und ſchwerfällig, und machte ſich die ausgebildetſten Vorſtellungen von ſeiner Wirkſamkeit; er hoffte, der Bund werde ſich wieder zu einem mittelalterlichen deutſchen Reich entwickeln, und in dieſem ſollte die katholiſche Kirche wieder obenan ſtehen; die Deutſchen erklärte er für dasjenige Volk in der Geſchichte, welches zur höchſten Staatsbildung aufgeſtrebt und wirkliche Proben derſelben gegeben habe; ich konnte lange nicht ergründen, was er meinte, bis ich entdeckte, ſein Lob gelte der Erſcheinung, daß allein Deutſchland ſolche Menge geiſtlicher Staaten erzeugt und bewahrt habe, wo demnach die höchſte Annäherung an das

Reich Gottes erlangt worden ſei. Ruhige Altkatholiken ſtaunten wohl verwundert ob ſolch guter Meinung, die von ihren Anſtalten und Satzungen — ihnen meiſt ganz anders bekannt — durch die Neubekehrten ausgeſprochen wurde; dieſe fanden dagegen jene gewöhnlich zu lau, und klagten bitter über den Mangel rechten Glaubenseifers. Doch in Cuſtine fehlte dieſer nicht, und Schlegel und ſeine Frau wie beide Brüder Schloſſer bewieſen ihm die wärmſte Zuneigung und hegten ihn als einen ihrer Beſten, nicht ohne mißtrauiſche Blicke auf Rahel, deren Einwirkung ſie für ihn fürchteten.

Die Wichtigkeit der politiſchen Geſchäfte, welche in Frankfurt betrieben wurden, und noch mehr die bevorſtehende Eröffnung des Bundestages, zogen ſchon immer häufiger die Perſonen herbei, welche durch Erwartungen oder Beruf daran irgendwie betheiligt waren. Stein's Anweſenheit iſt ſchon erwähnt worden, doch hörte man wenig von ihm, er war mit häuslichen Einrichtungen, mit Anordnungen ſeines Beſitzthums beſchäftigt, und wartete die Geſtaltung der allgemeinen und perſönlichen Verhältniſſe mißmuthig ab. Der Graf von Solms-Laubach reiſte ab und zu, er hatte ſein Verhältniß in Darmſtadt zu ordnen, die Sache der andern Mediatiſirten mitzuberathen, in Frankfurt mit Stein und Humboldt zu verkehren, daheim in Laubach alles ſo zu ſtellen, damit er ſich ganz dem hohen von ihm übernommenen Verwaltungsamt in Köln widmen könnte. Wegen ſeiner Geſchäfte mit Preußen erſchien auch der General Graf von Pappenheim, und mir war es eine Freude, den biedern deutſchen Ritter hier wiederzuſehen. Den heſſendarmſtädtiſchen Geheimen Rath von Leykam, des geweſenen Großherzogs von Frankfurt geweſenen Miniſter von Eberſtein, den Grafen Georg von Waldeck, der von ſeinen Standesgenoſſen den Mediatiſirten beauftragt war, den ruſſiſchen Staatsrath von Faber, den badiſchen Staatsrath Klüber, und andere politiſche Perſonen ſah man aufmerken und ſich umthun, mehr noch als man ſah, mochte man ihnen zuſchreiben. Zum künftigen Bundestage waren ſchon der luxemburgiſche Geſandte Freiherr von Gagern, der badiſche Geſandte Freiherr von Berſtett nebſt dem ihn begleitenden Freiherrn von Blitters-

dorf, die Senatoren Smidt und Gries von Bremen und Hamburg auf dem Platz, auch für kurze Zeit der Freiherr von Albini, der den österreichischen Vorsitz am Bunde zu führen bestimmt war, aber bald erkrankte und starb; ihn ersetzte der Graf von Buol-Schauenstein. Für die preußische Gesandtschaft war der Geheime Rath von Hänlein im Vorschlag, und er kam von Kassel, um sich den Boden vorläufig anzusehen; doch sprach man auch noch von Stein und von dem ihm beizugebenden Geheimen Staatsrath von Küster. Einer der Frühsten hatte sich der französische Gesandte Graf Reinhard eingefunden, der beim Bundestage beglaubigt werden sollte, und es jetzt schon bei der freien Stadt Frankfurt war; er hatte gewiß einen schwierigen Stand, — am deutschen Bundestage, noch ehe er selber fertig, schon im voraus ein Franzose, das weckte schlimme Gedanken, um so schlimmer, da der Franzose diesmal sogar ein Deutscher war, dem man allgemein mißtraute! Reinhard benahm sich daher mit großer Vorsicht, ruhig und schweigsam, auch bei Custine's, denen er sonst überaus freundlich entgegenkam, und hielt sich so steif und übergerade, daß mehr als je das von Talleyrand über ihn gesprochene Wort wahr erschien: „Il se tient si droit qu'il passe la perpendiculaire." Man versichert, er habe nach Paris meisterhafte Berichte gesandt, in Gehalt und Form die besten, welche dort überhaupt eingingen; er hatte in seiner deutschen gelehrten Bildung allerdings vieles voraus, was der scharfen und sichern Auffassung zu gute kam. Man gab ihm anfangs manches Gehässige schuld, insbesondere gegen Personen, die ihm andere Gesinnungen und Verhältnisse gekannt, als er jetzt aufzeigte; doch bestand solcher üble Verdacht nicht lange, und später gab seinem Karakter jederman in Frankfurt das beste Zeugniß; auch sein Umgang wurde als geistvoll und liebenswürdig anerkannt, sofern nicht das Unwesen der Politik ihn befangen und schweigsam machte.

Ich kann nicht sagen, daß das halb müßige halb thätige, zum Theil wichtige, doch mehr noch wichtigthuende Getreibe dieser diplomatischen, sachwalterischen, geldgeschäftigen Welt ein besonders erfreuender Anblick war. Auch nahm

ich gern die Gelegenheit, ihm zeitweiſe zu entgehen. Mit Tettenborn, der von Mannheim kam, traf ich in Mainz verabredet zuſammen, und wir fuhren nach Koblenz, um Gneiſenau zu beſuchen, der dort noch den Oberbefehl führte, aber ſchon von Liſten und Ränken umſchlichen war, die ihn bald von dort entfernten. Ich brachte Rahel nach Mannheim, wo wir bei Tettenborn einige Zeit in eben ſo traulicher als glanzvoller Gaſtfreundſchaft lebten. Im ſüdlichen Deutſchland war große Gährung, Würtemberg hatte eine ſtändiſche Verfaſſung, in deren unbefriedigenden Formen aber nur die wiederſtreitendſten Anſprüche ſich hin und her zerrten. In Baden war eine Verfaſſung kürzlich verſprochen worden. Vorzüglich regte ſich der Adel und machte den Regierungen zu ſchaffen; die mediatiſirten Fürſten und Grafen der verſchiedenen Länder ſtanden vereint, ihnen konnte zufolge ihrer Bedeutung und begründeten Anſprüche wohl gelingen, als ein eigenthümlich politiſcher Stand ſich zu behaupten, allein es fehlte der ſchöpferiſche Geiſt, der die Einzelvortheile mit dem Geſammtvortheil der Nation lebendig zu verknüpfen gewußt hätte. Die ehemals reichsunmittelbare Ritterſchaft ſchloß ſich der Bewegung an, der Landadel wollte nicht zurückbleiben. In Mannheim fanden wir alles in Grimm und Beſtürzung, weil eben die badiſche Regierung eine Adelseingabe ſchnöde beantwortet, und mehrere Unterzeichner derſelben ihrer Staatsämter oder Hofehren ohne weiteres entlaſſen hatte, wobei noch bitter darauf hingewieſen wurde, daß was ſchon den Reichsrittern nicht zieme, noch weniger den pfälziſchen Volksjunkern geziemen könne. Ich ſah in Mannheim viel den alten holländiſchen Admiral von Kinkel, der als niederländiſcher Geſandter in Karlsruhe beglaubigt war, allein ſeinen Wohnort in Mannheim behalten durfte. Dieſer in wichtigen Verhandlungen einſt vielgebrauchte, auch in Malmesbury's Denkwürdigkeiten oft genannte altholländiſche Diplomat ergötzte ſich nur an dem Flackerfeuer, das er insgeheim ſchürte und verlachte, und erzählte mir dagegen mit Ernſt und Eifer die großen Dinge, bei denen er früher mit thätig geweſen. Ein dem würtembergiſchen Präſidenten von Wangenheim widerfahrenes Mißgeſchick ließ uns auch

diesen geistreichen Staatsmann, der schon mit Ludwig Robert befreundet war, persönlich kennen lernen. Er hatte seinem Könige über die öffentlichen Zustände einen Bericht erstattet, der sich über alles mit Freiheit aussprach, aber deßhalb eben auch geheim bleiben sollte; unerwartet erschien er im Druck und erregte Aufsehen und Geschrei von allen Seiten. Wangenheim reiste nun nach Frankfurt, um sowohl wegen des Druckes Nachforschungen zu machen, als auch das Geschrei zu beschwichtigen, wobei ihm zu Statten kam, den nicht fehlerlosen Abdruck für unrichtig erklären zu dürfen. Ihn begleitete sein Freund Friedrich Rückert, uns als Freimund Reimar in gutem Andenken und hohem Werth.

Wir machten beinahe tägliche schöne Fahrten in das reiche Land, das zu beiden Seiten des Rheins und des Neckars sich als Ebene hinbreitet, aber sowohl ost- als westwärts und auch im Norden die nahen Berghöhen in zarten Linien über dem Gesichtskreise sehen läßt; wir fuhren jenseits des Rheines nach Oggersheim und Frankenthal, diesseits nach Schwetzingen, jenseits des Neckars nach Neckarhausen und Ladenburg, doch behielt Heidelberg die größte Anziehung. Hier sah ich Schelver, den Jugendfreund Koreff's, den Naturphilosophen, der aber schon anfing sich zu den mystischen Grübeleien hinzuneigen, die ihn später der Wissenschaft und dem Lichtesleben durch Verdüsterung ganz entzogen haben. Sehr freute ich mich Sulpiz Boisserée hier zu finden, mit seinem Bruder Melchior und dem Freunde Bertram, die Drillingsfreunde von Köln, wie Goethe sie nannte. Sie hatten ihren Schatz von niederrheinischen Gemählden bei sich, aber nicht aufgestellt, und wir sollten nur ein paar Tafeln zu sehen bekommen. Unser Staunen und Anerkennen mochte die Freunde höchlich erfreuen, allein der ungewöhnliche Antheil, welchen Rahel an den Bildern nahm, die tiefe Rührung, die sie nicht verbergen konnte, und die eigenthümlichen Bemerkungen, die sie ihr entlockten, dies alles gewann dem wunderlichen, andern Beschauern oft launisch herben Bertram so sehr das Herz, daß er sich nun keine Mühe verdrießen ließ, und alles Beste hervorholte. Die Freunde

befanden ſich gerade damals in einiger Verlegenheit; ſie waren vermögend, aber nicht genug, um eine ſolche Sammlung nach Würden aufzuſtellen und zu mehren, ſie ſuchten ein Unterkommen für die Bilder und zugleich für ſich ſelbſt, denn ſie wollten ſich von ihrem Schatz auch durch den Verkauf nicht trennen. Sie waren in Unterhandlung mit der preußiſchen Regierung, und hätten von dieſer alles erlangen können, allein aus Mißtrauen und Vorurtheil gegen Berlin machten ſie ſolche überſpannte Bedingungen, daß der Handel abgebrochen wurde. Sie haben dies in der Folge oft Urſache gehabt zu bereuen, denn die Verhältniſſe in Stuttgart und ſpäter in München konnten ihnen das, was Berlin für ſie ſein mußte, nicht erſetzen. Auch hat Sulpiz Boiſſerée, nachdem ſein Bruder und Bertram geſtorben, ſich in ſeinen ſpätern Jahren wieder nach Preußen gezogen, freilich nun doch von ſeinen Sammlungen getrennt! — In Heidelberg hatte ich auch mit Juſtus von Gruner bei ſeiner Durchreiſe nach der Schweiz, wohin er ſich auf ſeinen Geſandtſchaftspoſten begab, eine Zuſammenkunft, die für uns nicht unwichtige Verabredungen ergab; er klärte mich über manche perſönliche Verhältniſſe, die in Berlin beſtanden, mit großem Vertrauen auf, ertheilte mir klugen Rath über mein künftiges Benehmen, und wir verſprachen einander treulich an den liberalen Grundſätzen zu halten, durch die wir befreundet waren. Daß er unter jener Bezeichnung indeß nicht ganz daſſelbe verſtand, lehrte die Folge nur allzu bald.

Nach Frankfurt zurückgekehrt, wo wir nun im ſogenannten Mohrengarten, einer ſtillen Sackgaſſe, in nächſter Nachbarſchaft mit Humboldt und Flemming und gegenüber von Cuſtine's wohnten, fanden wir bald Anlaß zu einem neuen Ausfluge. Vom herrlichſten Wetter gelockt, fuhren wir mit Oelsner zu Barkhaus, wo wir eine Reihe ſchöner Tage harmlos zubrachten. Auch Cuſtine's unternahmen ſolche Reiſefahrten, wie denn in der geſegneten Rhein- und Maingegend dazu immerdar Reiz und Gelegenheit iſt. Man ſah ſich dann um ſo vergnügter wieder und hatte friſche Ausbeute zu geben und zu empfangen. Unvermuthet eröffneten ſich für Rahel die günſtigſten Anerbietungen zu größeren

Reisen, nach dem Haag, wo sie ihre Schwester zu besuchen wünschte, und nach Karlsbad, dessen Brunnen ihr angerathen war, und wo sie mit Custine's, die ebenfalls dahin wollten, wieder zusammen gewesen wäre; allein beide Plane zerschlugen sich, und im Grunde war es Rahel'n lieb, mich in dem Unmuthe des Abwartens nicht allein zurücklassen zu dürfen.

In der That, das Frühjahr schritt vor, und die mir von Berlin wiederholt als nahe verkündigten Ausfertigungen für meine Bestimmung nach Karlsruhe ließen noch immer auf sich warten. Ich wußte wohl, daß noch stets in den diplomatischen Stellen allerlei Wechsel beliebt wurden, daß nun der geheime Staatsrath von Küster als Gesandter nach Stuttgart bestimmt sei, und daß auch Bewerber um den mir bestimmten Posten nicht fehlten, allein ich wurde versichert, es stehe fest, daß ich nächstens denselben antreten solle. Hier war nun nichts übrig, als sich auf weiteres Warten ruhig einzurichten. Sah ich doch ebenso den Bundestag verzögern, und mehr oder minder alle Staatsgeschäfte, sie mochten Namen haben wie sie wollten! Jedoch war es mir unerträglich, eine ganze Zeitstrecke vor mir liegen zu sehen, die dem Müßiggange anheimfallen sollte. Die Briefe und etwanigen Bemerkungen, welche der Tag erforderte und gab, konnte ich nicht als Arbeit rechnen. Ich entschloß mich daher, die nächsten Monate einer Aufgabe zu widmen, an welche ich schon früher gedacht hatte; dies war eine Geschichte des Wiener Kongresses, hauptsächlich in Bezug auf Deutschland, und ich eilte mein Vorhaben anzukündigen, um die mir von manchen Seiten zugesagten Hülfsmittel um so entschiedener einfordern zu können. Ich war dabei willens, den Entwickelungen der Wiener Ereignisse kühn vorzugreifen und künftige Gestaltungen anzudeuten, wie ich es schon in Betreff des noch ungeborenen Bundestages versucht hatte; die Gefahr und Mißlichkeit hiebei für den Autor brachte ich freilich nicht in Anschlag. Merkwürdig dürfte es aber noch heute sein, das wieder anzusehen, was man vor dreißig Jahren in deutschen Blättern las.

Dieſe brachten nämlich unter dem 4. April 1816 folgenden Aufſatz: „Schon ſo oft war von der Einheit Deutſchlands in unſerer Zeit die Rede, unter ſo mannigfachen Bedeutungen hat dieſer Ruf ſich erneuert, und in ſo abwechſelnden Geſtalten fortgewunden, daß es wohl einmal der Mühe verlohnte, dasjenige zu unterſuchen, was mit dieſem Ausdruck „Deutſchlands Einheit“ Mögliches gemeint ſein kann. Am weitverbreitetſten war wohl die Vorſtellung einer ſolchen Einheit durch ein, über alle deutſchen Staaten waltendes Kaiſerthum, dem eine Reichsverfaſſung, wie die ehemalige, mit zeitgemäßen Abänderungen, zum Grunde läge; der Menſch greift ſo gern nach dem Alten, Bekannten, wenn es ihm nur nicht mit aller Gewalt gehindert wird! Die deutſche Gutmüthigkeit hatte auf dieſe Weiſe die Löſung der Aufgabe am eifrigſten und vertrauenvollſten in demjenigen geſucht, was die Stellung der inzwiſchen entwickelten Staatsanſichten bereits verworfen und unmöglich gemacht hatte! Der Wiener Kongreß fertigte dieſe Hoffnungen durch ſeine erſten Verhandlungen ab. Eine andere Vorſtellung der Einheit Deutſchlands trugen die Männer im Kopf, die im Jahre 1813, als ſie durch den heldenmüthigen Aufſtand der Deutſchen den fremden Unterdrücker vernichtet und den Rheinbund zerſtört ſahen, die Stiftung eines oder doch nur zweier großen Herrſcher-Reiche für möglich hielten, die alsdann alle deutſchen Länder auf gleiche Weiſe umfaßt hätten; aber dieſe Anſicht, der man eine gewiſſe Kraft nicht abſprechen, aber zugleich eine jakobiniſche Richtung Schuld geben wollte, fand keinen äußern Nachdruck, und die feurige Thatkraft, die etwas ſchaffen will, hatte ſich hier getäuſcht, wie dort die gelaſſene Gutmüthigkeit. Aber der Ruf nach Einheit hörte darum nicht auf, ein unvertilgbares Gefühl der Nothwendigkeit ſprach in den Meiſten für dieſen Zweck, und über das Bedürfniß eines feſtern Bandes für das ganze große Volk ließ kein Aufrichtiger ſich täuſchen. Wie aber nun? Keine der beiden vorhergehenden Meinungen konnte durchdringen: wollt ihr in jener mit fruchtloſen und leeren Bitten fortfahren und euch lächerlich machen? oder wollt ihr dieſe mit heimlichen Anſchlägen und Ränken durchzuſetzen hoffen,

und mit sträflichen Versuchen die Länder in's Unglück stürzen? So fragen, allerdings mit einigem Rechte, die Gemäßigten, die, ihrer Ergebung in alles Vorhandene sich bewußt und froh, nur zu leicht der eitlen Furcht Raum geben, daß hinter jedem Wunsche und jedem Gedanken nach etwas Besserem gleich ein Jakobiner versteckt liegen möchte, und die daher überall nur Gefahr und Umsturz wähnen. Die Völker haben wahrhaftig nirgends große Lust zu Revolutionen, man muß sie auf's äußerste dazu zwingen, ehe sie daran wollen; das hat man an den Spaniern, an den Deutschen gesehen, für die gerade die Energie eines Napoleon erforderlich war um sie auf's äußerste zu bringen, und die sich von etwas schwächern als er in Gottesnamen noch lange hätten unterdrücken lassen. Aber Gesetzlosigkeit führt nothwendig früher oder später zu Zerrüttungen, und diesen vorzubeugen giebt es kein besseres Mittel als gesetzliche Kraft. Wir wollen daher sehen, ob nicht auch dieser Trieb nach Einheit, der in Deutschland nun einmal gewaltig da ist, und den zu unterdrücken nicht mehr möglich ist, — es müßte denn sein, wie man Wasser stauet, um ihm die Kraft zu geben, die es noch nicht hatte, — ob nicht auch diesem Triebe durch gesetzliche Verfassung zum Heil und Glück des Ganzen geholfen und genügt werden kann. Auch der Wiener Kongreß hatte ja die Richtigkeit dieses Triebes der Deutschen nach Einheit dadurch anerkannt, daß er sie so viel ihm möglich war darstellte, und durch die Bundesakte eine weite Möglichkeit zu Bestimmungen offen hielt, über die sogleich noch nicht abzusprechen war. Nun sieht aber jeder auf den ersten Blick ein, daß das Band, welches die Bundesakte noch zur Zeit um die Deutschen schlingt, nicht an den rechten Stellen angelegt ist und ganz der Willkür überlassen bleibt, indem nicht nur die großen Mächte kaum davon umwunden scheinen, sondern auch die kleinsten durch nichts gehindert sind, ihm zu entschlüpfen, sobald sie nur irgend wollen. Die Bildner des Bundes haben auch wohl gefühlt, daß das Band, wenn es allein durch die Regierungen geschlungen bliebe, nur lose aufliegen und keine Nationaleinheit, sondern bloß ein gewöhnliches diplomatisches

Bündniß, wie in auswärtigen Verhältniſſen die Politik zwiſchen den fremdeſten Staaten wohl ſchließen kann, machen würde; ſie haben gefühlt, daß in dem Innern der verbundenen Staaten noch ein anderes Bindemittel beſtehen müßte, damit nicht bloß in den Regierungen, ſondern auch bis in die Unterthanen hinein die Vereinigung lebendig würde. Jederman kennt die Umſtände, die bei Abfaſſung der Bundesakte obwalteten, und wird es daher mit der ſyſtematiſchen Ordnung und Vollſtändigkeit derſelben nicht ſo genau nehmen; aber der Geiſt, der den dreizehnten Artikel derſelben eingegeben hat, der leuchtet hell und klar in die Zeit. Dieſer merkwürdige Artikel, der in der Bundesakte jetzt eine auffallende Erſcheinung macht, und mit den übrigen Artikeln ſo wenig gemein hat, daß er wie aus einem ganz andern Syſtem von Grundſätzen herrührend und hieher gleichſam nur verſchlagen ſteht, dieſer Artikel zeigt in ſeiner jetzigen Iſolirung gleichwohl das Gebiet von Grundſätzen, aus welchen die durch mehrjährige Bundestage umgeſtaltete künftige Bundesakte ganz und gar hergeleitet ſein wird. Verhehlen wir es denn nur nicht, da doch ſchon der Keim dieſer Erkenntniß durch die höchſten Staatsmänner ſelbſt mit weiſer Hand ausgeſtreut worden, ſagen wir es heraus, daß es mit dem Deutſchen Bunde nicht eher etwas Rechtes werden kann, als bis, wie jetzt die Abgeſandten der deutſchen Fürſten und freien Städte ſich mit den Inſtruktionen der Regierungen zum Bundestage verſammeln, ebenſo auch die Abgeordneten der deutſchen Völker, als höchſte Reichsſtände des gemeinſamen Vaterlandes, mit den Inſtruktionen der Stände ſich zu einem großen Landtage verſammeln, und mit jener Verſammlung gemeinſchaftlich das Vaterland berathen! Wenn dann die Regierungen nicht mehr ein Staatenband zu trennen vermögen, das zugleich ein Volksband iſt, und alle Verſuche des Auslandes unmittelbar auf die große Körperſchaft des geſammten deutſchen Volkes treffen, dann werden die Deutſchen erſt wahrhaft verbunden ſein und eine Einheit bilden, die, weit entfernt, wie man bisher fürchten wollte,

den jetzigen Fürstenrechten gefährlich zu sein, gerade deren sicherste Befestigung werden muß. Der Gedanke, zu dem diplomatischen deutschen Bundestage einen wahrhaft repräsentativen deutschen Landtag zu gesellen, die deutschen Völker als solche zu vereinigen, wie es die Fürsten als solche sein wollten, ist hier zum erstenmal ausgesprochen; seine weitere Auseinandersetzung dürfte nicht schwer sein, und die tausend Fragen, die bei der Verfolgung dieses Gedankens entstehen könnten, würden sich eben so durch die Verfolgung von selbst wieder beseitigen. Diejenigen, welche ihn belächelnd verwerfen, oder gar sich darüber erzürnen zu müssen glauben, mögen die Anschauungen der Gegenwart in's Auge fassen, und mit diesem Auge einen Blick in die Zukunft werfen! Sie mögen sich stellen, wie sie wollen, sie mögen so ungern wollen wie nur immer, wenn sie sich nur nicht absichtlich täuschen oder Andere blenden wollen, so werden sie dort schwerlich Besseres, wohl aber neben solchem glücklichsten Ziele manche furchtbare Stürme und gräuelhafte Irrwege erblicken, vor denen unsere spätern Jahre die Klugheit der jetzigen mit göttlicher Hülfe bewahren wolle!"

Der hier zuerst ausgesprochene Gedanke eines solchen deutschen Parlaments erregte nicht wenig Aufsehen. Einige Zeitungen rühmten ihn, andere fanden ihn überaus keck und gefährlich. Ein nachmaliger Bundestagsgesandter faßte die Sache mit kluger Einsicht und berichtete günstig darüber, ein anderer knüpfte daran bedeutende Winke für seinen Hof. Gneisenau gab der Sache vollen Beifall, Humboldt meinte — und hatte wahrlich Recht — bis dahin sei noch ein weiter Weg, und diejenigen, die den Anfang des jetzigen Bundestages sähen, würden den Anfang des verheißenen nicht erleben! Eine in Leipzig 1816 erschienene Schrift „Vom deutschen Nationalsinn" versuchte die weitere Ausführung. Adam Müller merkte Unheimliches und sprach in den Deutschen Staatsanzeigen dawider, auch Gentz berührte die Sache in einem späteren diplomatischen gegen Lindner gerichteten Rundschreiben; Bignon in seinem Buche

„Les Cabinets et les Peuples“ erwähnt ihrer gleichfalls. Ein durch ſeine Geſinnung wie durch ſeine Schickſale die lebhafteſte Theilnahme anſprechender Schriftſteller, Wilhelm Schulz, hat — leider zu ſeinem Schaden — den Gegenſtand nachdrücklich aufgenommen, und erſt ganz neuerlich erinnert Droyſen in ſeinem trefflichen Werke über die Freiheitskriege, daß ſchon Juſtus Möſer neben dem fürſtlichen Oberhauſe in Regensburg an ein mächtiges Unterhaus gedacht; „Patriotiſche Phantaſieen“ aber, wie Juſtus Möſer in ſeiner Zeit ſie aufſtellen durfte, werden auch wohl heutiges Tages noch geſtattet ſein!

Welchen Eindruck ich von dem allgemeinen Zuſtande der Dinge damals hatte, giebt ein Brief zu erkennen, den ich am 13. Mai 1816 an Perthes ſchrieb, und der in deſſen Lebensbeſchreibung ohne meinen Namen bereits gedruckt worden:

„Sie klagen mich an, ſchrieb ich, daß ich alles ſchwarz- und nur immer ſchwärzer ſehe? Alſo von allem, was ich am Rhein neuerdings erfahren, hier geſehen und aus Berlin, Paris, der Schweiz u. ſ. w. geſchrieben bekommen, will ich Ihnen lieber nichts ſagen. Lieber Perthes, wer den Aasgeruch ſpürt, ſoll der ſich nicht die Naſe zuhalten? Ich ſehe das Gute, was dieſe Zeit entwickelt, vielleicht in dem blendendſten Schimmer, in unruhiger Begeiſterung; ich bin der Anſicht und Betrachtung, die Sie mir in freundlichen Worten ſo wohlwollend und tröſtend mittheilen, keineswegs fremd; wer möchte, ja wer könnte ohne ſolchen Glauben, was ſage ich ohne Glauben — ohne ſolche beſtändig zuſtrömende Anſchauung die weltlichen Tage noch ertragen! Aber dieſe Anſicht führt mich weiter, als Sie es ausdrücken. Was über die Gegenwart erhebt, ändert die Gegenwart nicht. Jetzt iſt gerade nicht ein günſtiger Geſchichtsmoment auf der Erde; alles todt und faul, Neues erſt im Keime. Und was von dem Alten noch ſteht, das wird fallen; ich ſehe es, wie die es umſtürzen, die es halten wollen. Sie ſind älter als ich, lieber Perthes, und an Lebens- und Welt-

erfahrung reicher, aber ich ſehe andere Dinge, wie Sie ſie in dem bei mittelmäßigem Winde wieder ziemlich in Gang gekommenen guten Hamburg aufgedrungen erhalten! Es ziemt mir nicht, Ihnen alles Einzelne ſchriftlich mitzutheilen; auch wäre es ſchwer; aber das kann ich Ihnen verſichern, bei Vielem ſchlügen ſie die Hände über dem Kopfe zuſammen. Wenn ich alles zuſammenfaſſe, ſo muß ich als ſchwarzer Unglücksvogel Sturm verkünden, wo ſoll es hin? Les peuples existent, ſagt Mirabeau, mais malgré les gouvernements. Dieſe Letzteren arbeiten aber jetzt an ihrem eigenen Untergange mit einem Eifer, einer Thätigkeit, einer Geſchicklichkeit, daß man die Frucht ihres Schweißes bald wird genießen können. In Deutſchland kommt es ſo weit, wie es in Frankreich war, aber das kann noch eine Weile hin ſein. Es werden jetzt überall hübſche Ariſtokratien eingerichtet, damit der Adel nicht milde vergehe, wie die Natur es einem Sterbenden erlauben will, ſondern noch ſo viel Kraft einathme, um den Gang zum Schaffot auszuhalten. Raſend ſind die Menſchen verrückt; hörten Sie doch, was ſelbſt die Beſſeren im Vertrauen zu äußern wagen, ſähen Sie doch neben einander, was z. B. Gentz in ſeinem Innern erkennt und denkt und was er einem verehrungswürdigen Publikum kecklich mit Salbung vorlügt. Ich nenne das Allereinzelſte; es ſoll nicht beweiſen, am Wenigſten erſchöpfen, nur durch etwas Farbe beleben, was ſonſt als ein aſchgraues, geſichtsloſes Phantasma gelten möchte.“ — „Seit meinem letzten Briefe, heißt es vier Wochen ſpäter, hat ſich Manches näher gezeigt, was mich damals beſchäftigte; aber ſchöner iſt es nicht geworden. In Würtemberg nimmt die Sache eine recht ſchlechte Wendung; daran kann kein Wohldenkender noch Gefallen finden! Im übrigen Deutſchland — daß ſich Gott erbarm'; es mag gut ſein, daß die Völker mit ihrer friſchen Naturkraft wie rohe Kinder wild aufwachſen, aber Erziehung ſoll man das denn doch nicht nennen. Ich ſtehe an einer Stelle, von welcher man in dieſem Augenblicke vielleicht noch mehr als in Wien und in Berlin das gegenwärtige deutſche Staatenweſen,

die gegenwärtig herrſchenden Geſinnungen und Abſichten erkennen kann und in ihrer Erbärmlichkeit verachten muß.“ —

Meine beabſichtigten Arbeiten geriethen jedoch bald in's Stocken. Gegen Mitte des Juli trafen die erwarteten Ausfertigungen von Berlin endlich ein, und wir reiſten ohne Verzug über Mannheim nach Karlsruhe.

Sechsunddreißigster Abschnitt.

Karlsruhe. Baden. Mannheim.

1816.

An einem trotz des Regens doch schönen Sommerabend in der Mitte des Juli trafen wir in Karlsruhe fröhlich ein. Rahel war angenehm überrascht, eine freundliche, umfangreiche, großentheils wohlgebaute Stadt zu sehen, die man ihr in Mannheim als den traurigsten, verlassensten Ort vorgestellt hatte, in welchem alles und jedes fehle, und jede Kleinigkeit von außerhalb müsse bezogen werden. Stattliche Wohnhäuser und reiche Kaufläden, das gewerbliche und heitere Ansehen der Straßen, berichtigten schon beim Vorüberfahren jene Geringschätzung, und der wohleingerichtete Gasthof, in welchem wir abtraten, stand gegen die besten in Mannheim und Heidelberg nicht zurück. Der günstige Eindruck bestärkte sich durch die lebhafte Zuvorkommenheit, die wir von allen Seiten erfuhren, durch die beeiferte Ansprache, die uns bewillkommte. Schon früher geknüpfte Bekanntschaften meldeten sich eiligst an, liebe Freunde aus Stuttgart führte der Zufall unvermuthet in denselben Gasthof, der Hofbanquier Haber bezeigte seine Dienstbeflissenheit, die ansässigen Gesandten, ungeduldig, den neuen Kollegen zu sehen, begrüßten uns antheilvoll, Tettenborn kam auf einen Tag aus Baden und ebendaher der preußische Gesandte von Küster, der beauftragt war mich in die neuen Verhältnisse

einzuführen. Nachdem Küſter mich dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten Freiherrn von Hacke vorgeſtellt und dieſem meine Anmeldung beim Großherzog und bei den zahlreichen Mitgliedern des Großherzoglichen Hauſes empfohlen hatte, gab er mir die nöthige Einweihung in die Geſchäfte, da ich auf dieſem Boden zum erſtenmal auf eignen Füßen ſtehen mußte, und im kleinen Dienſte des Kanzleiweſens völlig unerfahren war. Die wichtigen, ſo viel Unwichtiges einhüllenden Formeln waren ſchnell gelernt, und gleich am erſten Tage fand ſich Gelegenheit ſie amtlich anzuwenden. Da das diplomatiſche Weſen auch auf die beſchränkteſten und dümmſten Köpfe berechnet ſein muß, und dieſe gewöhnlich mit Leichtigkeit und Glück ſich darin bewegen, ſo darf dazu natürlich kein beſonderer Geiſtesaufwand erfordert ſein, und was der Mittelmäßigkeit nicht allzu ſchwer wird, erweiſt ſich dem offnen Sinn als ein bloßes Spiel, das ihn kaum anſtrengen, höchſtens wie jedes andere durch geiſtloſe Wiederholung ermüden kann. Auch machte dies alles mir nicht die geringſte Sorge; deſto mehr aber hatten wir deren, um eine angemeſſene Wohnung zu finden, ſie gehörig einzurichten, mit den neuen Bekanntſchaften uns zu benehmen, Beſuche zu geben und zu empfangen; alles dieſer Art drängte ſich in dieſen erſten Tagen zuſammen, und wir durften nicht hoffen, ſie fürerſt anders ausgefüllt zu ſehen.

Von den diplomatiſchen Kollegen, mit denen allen ich ſogleich in freundlichen Verhältniſſen ſtand, konnten nur die Geſandten von Oeſterreich und Rußland auch als politiſche Freunde gelten. Doch der ruſſiſche Geſandte, Freiherr von Maltitz, war politiſch überaus zurückhaltend, weil er nur nach empfangenen Weiſungen handeln wollte, mit dieſen aber eben nicht ſehr bedacht wurde, und hiezu ſtimmte denn auch ſeine geſellſchaftliche Abſonderung; ſchwere Krankheitsleiden ſeiner Gattin ſtörten ſeine Häuslichkeit, aus deren Verdüſterung eine Tochter und zwei Söhne nur ſchwermüthig hervorblickten, die beiden letztern nur allein durch Dichtung, für welche beſonders der jüngere ein ſchönes Talent hatte, des Schimmers einer hellen Jugend theilhaft. Der öſterreichiſche Graf von Trauttmannsdorff hingegen, jung, ſinnig,

aus dem Rauſche des Wiener Lebens nach Karlsruhe wie in eine Idylle verſetzt, genoß heiter die Darbietungen des Tages, und wußte ſich die kleine Geſelligkeit ganz angenehm zu machen; er kam mir mit Offenheit entgegen, auch er war neu in ſeiner Laufbahn, vertraute mir ſeine kleinen Zweifel und Verlegenheiten, und verſprach in möglichſtem Einvernehmen mit mir zu handeln, wiewohl ſich hiefür in der Folge nicht viel Anlaß ergab. Der franzöſiſche Geſandte, die von Baiern und Würtemberg, und ſpäter auch der hannöverſche, ſahen mich ſchon etwas mißtrauiſcher an, und ließen durchblicken, daß die preußiſchen Intereſſen nach Umſtänden ihnen als gegneriſche erſcheinen dürften. Der baieriſche Geſandte Graf von Seyboldtsdorf war mit Rahel von Berlin her bekannt und bezeigte ihr die größte Verehrung, er hatte Geiſt und Kenntniſſe und ein feines, taktvolles Benehmen; aber wegen eines ſchmählichen Uebels, an dem er litt, zog er ſich bei noch jungen Jahren in grämliche Abgeſchiedenheit, grollte mit ſich ſelbſt und der Welt, und wünſchte ſich tauſendmal des Tages von Karlsruhe weg in ein ſüdliches Klima, von dem allein er noch Linderung ſeines Unheils hoffte; ſein Amt verſah er mit Widerwillen, und eben deßhalb mit einer Heftigkeit, die ihm auf keiner Seite Gunſt erweckte; gegen mich hielt er ſich kalt und vorſichtig, weil er in mir dem Preußen einen Feind Baierns glaubte vorausſetzen zu müſſen. Gleiche Meinung, aber unter dem Schein von Wärme und Zutrauen, hegte der Geſandte Würtembergs, Graf von Gallatin, der ein geborner Genfer und Republikaner auf diplomatiſcher Wanderſchaft ſein Unterkommen bei dem eigenwilligſten Könige, wie ſein Bruder das ſeine im diplomatiſchen Dienſte der Vereinigten Staaten von Nordamerika gefunden hatte; Leute des Handwerks, die daſſelbe üben, wo und wie die Gelegenheit es giebt! —

Ich war kaum acht Tage in Karlsruhe, als unerwartet und plötzlich dort ein politiſches Brauſen entſtand, das in ſtarke Gewitterſchläge überzugehen drohte, und alles in fieberhafte Bewegung ſetzte. Der König von Würtemberg, unzufrieden vom Wiener Kongreſſe her, mißtrauiſch gegen die bevorſtehende Geſtaltung der Dinge am Bundestage, in un-

ruhigem Selbſtgefühl zum Widerſtreben aufgelegt, und von ſeiner übermäßigen Beleibtheit ſelten in perſönlicher Ausführung deſſen was er wollte gehindert, hatte ſich eines Morgens von Stuttgart aufgemacht, und ſtürzte gleich einer Bombe verwirrend in den erſchrockenen Hofkreis von Karlsruhe. Nach ein paar Unterredungen mit dem Großherzog, kurzen Berathungen mit ſeinem und dem ruſſiſchen Geſandten, kehrte er am dritten Tag unwillig und mißvergnügt in ſein Land zurück. Der Zweck des ſonderbaren Beſuches, der ſich laut für geheim ausgegeben hatte, wurde ſogleich bekannt. Sein Abſehen war nichts Geringeres geweſen, als innerhalb des deutſchen Bundes eine engere ſüddeutſche Verbindung zu ſtiften, und zu dieſem Behuf hatte der König gleichzeitig auch in München und Darmſtadt die dringendſten Eröffnungen machen laſſen, in Karlsruhe war er ſelbſt erſchienen, weil er hier perſönlich alles durchzuſetzen und den von Wien her beängſteten Großherzog ohne Mühe fortzureißen hoffte. Der kühne Plan war zunächſt eine Schilderhebung gegen Oeſterreich und Preußen, ſollte dem Uebergewicht dieſer Großmächte im Bunde wehren, beſonders aber Süddeutſchland von ihrem Einfluſſe frei erhalten, und dieſe Unabhängigkeit nöthigenfalls durch eine Anſchließung an Frankreich befeſtigen, wo dergleichen Bonapartiſtiſche Rheinbundserinnerungen auch den Bourbonen ganz angenehm ſein mußten. Die Sache ſcheiterte theils an ihrer eignen Unreife und an dem geringen Vertrauen, das ihr Urheber einflößte, theils an den Zeitumſtänden, in welche ſie unvorbereitet traf. Baiern wollte nicht mit Würtemberg und Baden, ſondern für ſich allein etwas bedeuten, und hoffte eben jetzt, durch Oeſterreichs und Preußens Mithülfe, auf Koſten von Baden einen beträchtlichen Länderzuwachs zu gewinnen; in Karlsruhe und Darmſtadt aber herrſchte zu große Schlaffheit und Schwäche, als daß man den Muth hätte haben können auf ein ſolches Wagniß einzugehen, wie Würtemberg es vorſchlug, im Gegentheil hoffte man in Karlsruhe, bei den drohenden Anſprüchen Baierns, noch auf den Schutz derſelben Mächte, denen man jetzt feindlich entgegentreten ſollte. Der König ſah daher ſeine Vorſchläge nirgends begünſtigt, ſein Andringen

überall abgewiesen, und grollte deßhalb seinen Nachbarn noch lange Zeit; der Gedanke solcher Entgegenstellung aber wirkte fort, und es war vorauszusehen, daß er bei künftiger Gelegenheit aufs neue hervortreten würde.

Das Ereigniß hatte die ganze Diplomatik in Aufruhr gebracht. Bevor die Nachrichten aus den verschiedenen kleinen Hauptstädten gehörig gesammelt und gesichert sein konnten, herrschte sowohl in Frankfurt am Main als in Berlin und Wien die größte Ungewißheit über den Umfang und Erfolg des versuchten Anschlags, denn selbst die vertraulichen Mittheilungen, welche den großen Höfen aus München und aus Karlsruhe zugingen, ließen vieles im Dunkel, und man glaubte, daß sie manches absichtlich verhüllten. Der Minister von Hacke fand ein Vergnügen daran, die fremden Gesandten im Zustande der Ungewißheit zu lassen, ja sie vorsätzlich irre zu leiten, und machte sich hinterher lustig über ihre Mißgriffe, wegen deren sie von ihren Höfen dann gescholten wurden. Auch mir legte seine Schalkheit bei diesem Anlaß kleine Fallen; er war mir abgeneigt schon als einem Norddeutschen, die er alle nicht leiden konnte, sodann auch als einem Freunde Tettenborn's, dessen Verhältniß zum Großherzog ihn beunruhigte. Mir war jedoch der Zusammenhang der Sachen völlig klar, und ich ließ mich nicht irren, da ich die zuverlässigsten Angaben aus der sichersten Quelle besaß, nämlich aus der nächsten Umgebung des Großherzogs, der gegen seine Vertrauten arglos alles herausgesagt hatte, und dessen eigene Worte mir eben so arglos hinterbracht wurden. Ich stand nicht an, meine Auffassung in meinem amtlichen Bericht, und mehr noch in einem besondern Schreiben an den Staatskanzler, mit Bestimmtheit auszusprechen, und wiewohl ich dabei den Vorwurf nicht verschwieg, der auf das jüngste preußische so überdachte als mißglückte Auftreten in Frankfurt fiel, als welches der nächste Grund der würtembergischen Aufregung geworden war, so wurde ich doch wegen der ganzen Darlegung bestens belobt, und mir fernere Wachsamkeit anempfohlen. An den Staatskanzler neben den amtlichen Berichten noch besonders zu schreiben, und hier gerade das Wichtigere und mit größter Freiheit zu be-

handeln, war mir von erfahrenen Freunden gerathen worden.

Nach dieſen raſch zuſammengezogenen und ſchnell wieder auseinander geſtobenen Wolken trat eine große Stille ein, die ſich über Hof und Stadt ſichtbar und faſt beklemmend ausbreitete; die Begegniſſe und Geſchäftigkeiten, welche die erſten Tage einer Ankunft beleben, verſchwanden allmählig oder ſanken zu langweiligem Einerlei hinab; der Hof, dem ich übrigens noch nicht vorgeſtellt war, eigentlich eine Gruppe von Höfen, die ſich einander eiferſüchtig gegenüberſtanden, hielt ſich in größter Zurückgezogenheit, der arme Adel, in Hof- und Staatsämtern dienſtbar, ſaß ungeſellig zu Hauſe und lauerte mißvergnügt auf Gunſt und Vortheil; von der Mittelklaſſe war nicht die Rede, und das untere Volk, ein trübes Gemenge zufälliger Beſtandtheile, hatte geringe Regſamkeit; alles zuſammen machte den Eindruck geiſtloſer Oede, und düſterer Stockung.

Karlsruhe verdankte, gleich Mannheim und Raſtadt ſeinen Urſprung im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts dem Mißbelieben, welches die Fürſten damals gegen ihre alten Reſidenzen empfanden. Der Markgraf Karl Philipp von Baden verließ das ſchöngelegene Durlach wegen eines Zwiſtes mit den Bürgern, und erbaute im Wald ein Jagdſchloß, welches er Karlsruhe nannte, und wo er forthin ſeinen Wohnſitz nahm. Dem Schloſſe ſüdlich gegenüber erhoben ſich einſtöckige kleine Häuſer im Kreisbogen, der gleichmäßig durch gerade Straßen durchbrochen wurde, ſo daß der ganze Anbau ſich in Geſtalt eines Fächers ausbreitete. Für die Umgebung eines Jagdſchloſſes mochte dieſe Anlage zuläſſig oder gleichgültig ſein, aber für die ſpätere Hauptſtadt wurde ſie ein mißfälliger Uebelſtand, den alle folgende davon abweichende Erweiterung der Stadt nicht fortzuſchaffen oder zu bewältigen vermochte. Doch dem grillenhaften Eigenwillen waren noch andere Sonderbarkeiten nachzuſehen, die zum Glück nicht alle ſo dauerhaft wie Bauwerke ſein konnten. So hatte er eine Leibwache von ſechzig Mädchen, die als rothe Huſaren uniformirt und beritten ihn auf ſeinen Ausflügen begleiten, bei Tafel aufwarten, und auf der Schloß-

bühne singen und tanzen mußten, zur Nacht aber in den Zellen der Oberstockwerke des Schloßthurms eingesperrt und durch Wegnahme der Treppe von jeder Verbindung nach außen abgeschnitten wurden.

Zu einiger Bedeutung gelangte Karlsruhe erst unter der langen und guten Regierung des vortrefflichen Markgrafen Karl Friedrich, der sein durch Erbschaft und später durch das ihm aufgedrungene, höchst ergiebige Bündniß mit Frankreich beträchtlich erweitertes Land als ein schönes Großherzogthum hinterließ, mit dessen Anwuchs auch die Hauptstadt zugenommen hatte. Er war ein wohlgesinnter Landesvater, ein kluger Staatswirth, ein Freund und Beschützer edler Geister. Man rechnete ihm hoch an, daß er Klopstock einst an seinen Hof gerufen hatte, wiewohl das Verhältniß gleich im Beginn an der Engherzigkeit zerfallen war, mit der man dem erhabenen Dichter allzu sehr empfinden ließ, daß er nur bürgerlichen Standes sei. Weniger wollte man loben, daß später der fromme Jung-Stilling nach Karlsruhe gezogen worden, dessen Vorstellungsweise wohl dem alternden, in freimaurerischen und rosenkreuzerischen Geheimnissen schwärmenden Fürsten, nicht aber dem jüngern, zu gröberer Weltlichkeit hingeneigten Geschlecht gefallen konnte. Doch war auch Karl Friedrich neben seinen Geistersachen dem Sinnenreize nicht unzugänglich, und hatte als Wittwer noch im hohen Alter sich morganatisch mit einem Fräulein Geyer von Geyersberg vermählt, die vom Kaiser zur Reichsgräfin von Hochberg erhoben wurde, welchen Namen auch die vier aus dieser Ehe entsprossenen Kinder führten, drei Söhne und eine Tochter, über deren späte Erzeugung allerlei schlimme Reden gingen, besonders in Betreff des jüngsten wahrhaft abscheuliche!

Der aus ebenbürtiger Ehe entsprossene Erbprinz war mit einer hessendarmstädtischen Prinzessin Amalia vermählt, und hatte schon eine blühende Nachkommenschaft von sechs Töchtern und einem Sohn, als er auf einer Reise in Schweden durch einen Sturz von hohen Felsen herab verunglückte, wodurch sein Sohn — der spätere Großherzog Karl — der Nächstberechtigte zum Thron wurde, aber noch

zehn Jahre auf deſſen Erledigung warten mußte. Die Wittwe des Verunglückten, Markgräfin Amalia, ſtand bei ihrem Schwiegervater, dem alten Fürſten, in großem Anſehen, wurde die Vormünderin ihres Sohnes und leitete deſſen Erziehung ganz nach ihrem Sinne. Ihre beiden Schwäger, die Markgrafen Friedrich und Ludwig, erſterer mit einer Prinzeſſin von Naſſau in kinderloſer Ehe, dieſer unverheirathet, lebten in großer Zurückgezogenheit, und hatten keinen andern Einfluß, als den bisweilen die Markgräfin Amalia von ihnen fordern mochte.

Der Großherzog Karl war im Jahr 1811 zur Regierung gekommen, als er eben fünfundzwanzig Jahr alt geworden. Bis dahin hatte er ganz unter dem Einfluſſe ſeiner Mutter der Markgräfin Amalia geſtanden. Dieſe karakterfeſte, ſtarkſinnige Frau, voll Ehrgeiz und Selbſtgefühl, hatte nur mit größtem Schmerz ihre eignen Ausſichten zum Thron durch den unglücklichen frühen Tod ihres Gatten vernichtet geſehen, und daher ihren ganzen Eifer darauf gewendet, in der Regierung ihres Sohnes ſich den Antheil zu ſichern, der in der Regierung ihres Gemahls ihr nicht hätte fehlen können. Sie war demnach früh bedacht geweſen, den Sohn zu kindlichem Gehorſam zu gewöhnen, ihren Rath, ihre Leitung ihm unentbehrlich zu machen; ſie hatte ihm das Leben angenehm zu machen geſucht, mancherlei Vergnügungen ihm gern nachgeſehen, dafür ihn aber ſorgfältig von allen Geſchäften entfernt gehalten, und alle Luſt und Fähigkeit zu ernſten Arbeiten in ihm erſtickt. Dies letztere war in hohem Grade gelungen; zur Regierung gekommen, fühlte der junge Großherzog in ſich weder die Einſichten noch die Willenskraft, deren ein Fürſt bedarf, um ſeinem Beruf zu entſprechen; er war zu keiner eingreifenden Thätigkeit zu bewegen, die glücklichen Anlagen und nicht geringen Kräfte, mit denen die Natur ihn ausgeſtattet, folgten einzig dem Hange zum Sinnengenuß. Immer größere Zerrüttung und frühzeitige Abſtumpfung waren die traurige Folge dieſer Lebensweiſe. Seit der Rückkehr vom Wiener Kongreß war er nun auch kränklich, und in mißmuthiger Abſpannung und gleichgültiger Trägheit brachte er ſeine freudeloſen Tage hin, für die ſchon

ſelten ein anregender Reiz zu finden war. Allein er hatte ein tiefes Gefühl ſeines Zuſtandes, und wußte wie ſehr und zu welchem Zweck er verwahrloſt worden war. Er verhehlte ſich nicht, daß er die Kraft zum Regieren nicht habe, aber ſo viel Kraft gerade war ihm geblieben, das, was er ſelbſt nicht vermochte, auch Andern nicht zu geſtatten. Er ehrte ſeine Mutter auf das ſorgſamſte, bezeigte ſich in allen Stücken als ein aufmerkſamer Sohn, hatte die größte Meinung von ihrem Verſtand, fürchtete ihre Unzufriedenheit; aber in dem Einen war er feſt und durch nichts zu erſchüttern, daß er ihren Einfluß auf die Regierungsſachen gänzlich abſchnitt, jeden Zugang ſorgfältig verſchloß. Er ſelbſt arbeitete nicht, machte ſelten in Staatsſachen ſeinen Willen geltend, ließ den Miniſtern offenes Feld, nur darin behielt er vollſtändig und beharrlich die Oberhand, daß an ſeiner Statt kein Anderer befehlen und anordnen durfte, und am wenigſten ſeine Mutter; kein verſuchter Trotz, keine angewandte Liſt vermochte ihm darin etwas abzugewinnen. Das Land hatte von dieſem bloß verneinenden Willen ſo mancherlei zu leiden, doch am ſchwerſten gewiß die Markgräfin. Zwar trug ſie die Ausſchließung, welche ihre liebſten und ſicherſten Erwartungen ſo grauſam täuſchten, mit großer Selbſtverläugnung, und in ihrer würdevollen Haltung, in ihrem verſtändigen und heitern Geſpräch konnte man keine tiefe Unbefriedigung, keinen bittern Kummer argwohnen, die doch ihr Gemüth, wie den Näherſtehenden nicht verborgen blieb, insgeheim mit dem Schmerz des Entbehrens und ſelbſt reuevoller Vorwürfe beſchlichen.

Als Familienhaupt übrigens wußte ſie ſich ſtets in größtem Anſehen zu erhalten, hier galt ihr Willen mehr als jeder andere, wirkte ihr Einfluß nah und fern ununterbrochen. Ihre ſorgſam erzogenen Töchter, von denen nur die ihr gleichnamige älteſte noch unverheirathet bei ihr war, die fünf andern auf die Throne von Rußland, Schweden, Baiern, Heſſen-Darmſtadt und Braunſchweig berufen worden, verſäumten auch in dieſen hohen Stellungen nicht, der verehrten Mutter bei jeder Gelegenheit zu huldigen, ihren Rath anzunehmen, ihren Weiſungen zu folgen. Die Markgräfin Amalia

hatte in diesen ausgebreiteten Familienbanden gleichsam ein eignes Reich, dessen Glanz, der ihren persönlichen Rang weit überstrahlte, sie klug zu verwalten verstand. Zwar hatte dieser Glanz in späterer Zeit hie und da sich verdüstert, die Königin Friederike von Schweden war mit ihrem Gemahl des Throns entsetzt, die Kaiserin Elisabeth von Rußland hatte keine Kinder und lebte zurückgezogen fast in Einsamkeit, die Herzogin von Braunschweig war früh gestorben; aber auch bei solchen Einbußen machte die Markgräfin stets das Uebergewicht ihrer Vortheile geltend, und wenn sie von ihren Töchtern sprechend ma fille de Russie oder ma fille de Suède sagen konnte, so schien der Ausdruck alles Erwünschte in sich zu tragen.

Nach anderer Seite freilich hatte die Markgräfin eine Verwandtschaft eingehen müssen, die mit all jener Herrlichkeit im schneidendsten Gegensatze stand, allein Macht und Glanz fehlten auch hier nicht, und traten nicht nur gebieterisch, sondern auch mit reichen Gaben auf. Der Kaiser Napoleon bestimmte dem Lande Baden beträchtliche Vergrößerungen, zugleich dem Erbprinzen Karl, dem Sohne der Markgräfin, die Hand der Stephanie von Beauharnais, einer Nichte der Kaiserin Josephine. An Ebenbürtigkeit im alten Sinne war hier nicht zu denken, und das altfürstliche Blut der Markgräfin empörte sich gegen solche Mißheirath. Sie hatte den Muth, dem gewaltigen Kaiser gegenüber ihre mütterliche Zustimmung zu der Heirath zu versagen, und ertheilte sie erst, als der Kaiser, dem solche Vorurtheile nicht ganz mißfielen, nachgiebig einwilligte die Nichte seiner Gattin vorher als Tochter anzunehmen, sie zur Kaiserlichen Hoheit und fille de France zu erklären. Durch dieses Zauberwort wurde der Trotz gebrochen, die Heirath kam zu Stande. Die Markgräfin aber hatte nur sich gefügt, und die Sache blieb ihr dennoch verhaßt. Die jugendlich schöne, liebenswürdig gute Prinzessin, die durch ihr Erscheinen alle Herzen gewann, konnte den harten Sinn der Schwiegermutter nicht erweichen; diese sah in ihr nur die aufgedrungene, die unberechtigte Fremde, durch die das reine Haus Zähringen befleckt werde. Sie wußte auch ihren Sohn durch ihre ein-

dringlichen Reden ſo zu beſtricken, daß er ſeine Gemahlin mit größter Kälte behandelte, und lange Zeit mit ihr ohne nähere Gemeinſchaft blieb. Die in Schönheit und Anmuth ſtrahlende junge Fürſtin nahm ihr Loos unbefangen hin, ſie ahndete nicht, daß man ſie kränken, ſie demüthigen wollte, noch weniger, daß man ihrer Jugend, während ihr Gemahl ſie ganz vernachläſſigte, gefliſſentlich Fallſtricke legte, um ſie bei dem kleinſten Schatten, der auf ihr Benehmen fiele, mit dem Scheine des Rechtes heftig anklagen zu können. Ihrer Unſchuld und Tugend aber durfte keine Verführung nahen, ſie gingen fleckenlos aus allen Verſuchungen hervor. Ihr Gemahl mußte wohl endlich ihren Werth erkennen, und konnte nun auch nicht länger unempfindlich bleiben; die Ehe wurde jetzt erſt eine wirkliche, und bald auch mit Kindern geſegnet. — Als die Waffen der Verbündeten im Jahre 1813 die Macht Napoleon's gebrochen und im folgenden Jahre ihn ſelbſt geſtürzt hatten, flammte der Stolz und Widerwillen der Markgräfin nochmals auf, ſie erachtete den Zeitpunkt günſtig, mit der Herrſchaft Napoleon's auch die Napoleoniſche Schwiegertochter abzuſchütteln, deren Schimmer als Kaiſerliche Hoheit und fille de France ohnehin mit dem Kaiſer erloſchen ſein ſollte. Die Markgräfin gewann ihre Tochter, die eben zum Beſuch anweſende Kaiſerin von Rußland, leicht für ihren Vorſatz, und beide vereint bemühten ſich mit allem Eifer, ihren Bruder zu überzeugen, daß er ſeine Ehe auflöſen müſſe, und ſich nachher anderweitig ſtandesgemäß verheirathen könne. Doch der Großherzog war weit entfernt, ſolchen Vorſtellungen Gehör zu geben. Schon immer mißtrauiſch gegen den Rath ſeiner Mutter und ungeneigt ihm zu folgen, fühlte er auch tief das Unwürdige, das für ihn ſelber darin lag, den Umſchwung des Glückes in ſeine perſönlichen Verhältniſſe ſo ſchnöd eingreifen zu laſſen. Er widerſtand aller wiederholten Beſtürmung mit entſchiedenem Trotz, und weit entfernt, ſeine Gattin weniger zu ehren, weil ſie den mächtigen Beſchützer verloren hatte, ſchloß er ſich nur um ſo inniger an ſie, und nie war Stephanie entſchiedener die Großherzogin, als ſeit ſie es nicht mehr durch Napoleon war. Ein ſo redliches und mannhaftes Benehmen

mußte die höchſte Achtung erwerben, die zuletzt auch diejenigen nicht verſagen durften, welche das Gegentheil gewünſcht hatten. Die Markgräfin, als eine kluge und praktiſche Frau, die ihr Aeußeres vollkommen beherrſchte, wußte ſich in dieſe Wendung der Sache, mit guter Art zu ſchicken, und lebte mit der unerwünſchten Schwiegertochter und dem widerſtrebenden Sohn, als wenn nichts vorgefallen wäre, in anſtändiger Freundlichkeit weiter.

Die Großherzogin Stephanie hatte keinen Ehrgeiz, und begehrte weder Macht noch Einfluß; ihr genügte, als Gattin und Mutter ihre Pflichten zu erfüllen, und darin nicht geſtört zu werden. Die häuslichen Verhältniſſe waren jedoch für ſie keineswegs glückliche; die Gemüths- und Sinnesart ihres Gemahls war ſchwer zu behandeln, ſeine Trägheit und Zähigkeit waren durch kein ernſtes Geſchäft, durch keine Nothwendigkeit der Entſchließung zu überwinden, gaben aber willig der Verlockung zu kleinen Abentheuern und Ausſchweifungen nach. Nur zu viele gefällige Höflinge umgaben ihn, welche dieſen Lüſten dienten, und ihn mehr und mehr zu niedern und rohen Vergnügungen herabzogen; der Ton der Geſpräche, die Geſchichten, mit denen man ſein läſſiges Weſen zu ermuntern, ihm ein Lachen abzunöthigen ſuchte, waren meiſt von der Art, daß die Großherzogin, die ſich nicht immer zurückziehen konnte, gern des Deutſchen unkundiger erſchien, als ſie es wirklich war. Sie hatte in dieſer Weiſe täglich zu leiden, abzuwehren, zu ſorgen, und mußte deutlich ſehen, daß der unglückliche Gatte, jeder edlern Zuneigung ſtets unfähiger, dem geiſtigen und leiblichen Verderben unrettbar entgegen ging. Ihr hoher Geiſt und reines Gemüth ließen ſie aber nicht in Trauer verſinken, ihre friſche Natur war zu heitrer Fröhlichkeit geſtimmt, und dieſe waltete ſogleich, wenn die Störung einen Augenblick nachließ; der Kampf, den ſie zu führen hatte, ſchien nur ihr ſchönes Innere heller hervorzuheben. Stephanie war in der berühmten Anſtalt der Frau von Campan erzogen worden, und die ſtrengen Grundſätze und harmloſen Spiele der Penſion ſchienen in ihr verbunden fortzuleben. Mit einer ſanften und liebevollen Frömmigkeit, die dem katholiſchen

Glauben zur Seite ging, vereinigte ſie den ſchweren Ernſt des Denkens, und ſcheute keinen noch ſo ſchweren Flug in das Reich der Ideen, wohin ſie auch die menſchlichen Angelegenheiten aus niederer Beſprechung ſtets zu erheben ſtrebte. Dieſes bei Frauen ſo ſeltene Talent des Denkens miſchte ſich auf das glücklichſte zu ihren andern Gemüths- und Geiſtesgaben, und ſicherte ihr in den verſchiedenſten Geſtalten, die ſie annehmen mochte, eine wohlthuende Ueberlegenheit. Uebrigens war ſie eine reizende Erſcheinung, voll Anmuth und Lieblichkeit, für jeden Menſchen ohne Gefallſucht aufmerkſam, unverſtellt immer ſie ſelbſt; ihr freundliches Lächeln und der Wohlklang ihrer Stimme gaben auch ihrem gewöhnlichen Reden einen beſondern Zauber.

Die Oheime des Großherzogs, Markgraf Friedrich und Markgraf Ludwig, lebten in ſtiller Unſcheinbarkeit, und ſcheuten ängſtlich jedes Hervortreten. Sie hatten ſich doppelt in Acht zu nehmen, um es weder mit dem Großherzog noch mit ihrer Schwägerin, der Markgräfin Amalia zu verderben, denn wie jener ſeine Selbſtſtändigkeit, ſo bewachte dieſe mit Eiferſucht jede Annäherung eines andern Einfluſſes als des ihrigen, und ein ſtets geſpannter Argwohn begleitete alle Bewegungen dieſer Familienglieder. Von dem Markgraf Friedrich iſt nichts weiter zu ſagen, als daß er ſchwach an Leib und Seele war. Des Markgrafen Ludwig aber wird ſpäter noch oft zu gedenken ſein. Er hatte als General in preußiſchen Kriegsdienſten geſtanden, aber wegen der Verhältniſſe Badens mit Frankreich den Abſchied nehmen müſſen. Auf ſein Preußenthum that er ſich viel zu gut, und noch mehr auf ſeine Auszeichnung im Kriege gegen Frankreich, ſetzte ſich aber dadurch in Widerſtreit mit den badiſchen Offizieren, die ihre Auszeichnung in der Gemeinſchaft mit den Franzoſen errungen hatten, und wie der Markgraf ihre Leiſtungen nicht ſonderlich zu achten ſchien, ſo machten ſie hinwieder die ſeinigen zweifelhaft, und es ging nicht eben allzuheimlich die Rede, daß er ſich ſeines in Preußen zurückgelaſſenen Rufes nicht ſehr zu rühmen habe. In früherer Zeit, als noch Hoffnung geweſen, daß der Großherzog ſich würde leiten laſſen, hatte der Oheim ſich mit der Mutter

zu dieſem Zweck verbinden wollen, und obgleich dieſer nicht erreicht wurde, ſo hinterließ doch ſchon der bloße Verſuch ſolchen Zuſammenwirkens ein für immer trennendes Mißtrauen, indem jeder Theil ſich bald überzeugt hielt, daß es der andere mit ihm dabei nicht aufrichtig gemeint habe. Der Markgraf hatte unter den altbadiſchen Beamten und Offizieren noch einen kleinen Anhang, der ihm fleißig doch ſehr insgeheim zutrug, was in dem Hofkreiſe vorging; an unzuverläſſigſten Klatſchereien nährte ſich ſeine Schadenfreude, ſeine Hoffnung!

Außer dieſen verſchiedenen Höfen beſaß Karlsruhe noch einen von eigenthümlicher Art und Bedeutung. Die Königin Friederike von Schweden hatte nach der Thronentſetzung des Königs ihre Zuflucht hiehergenommen, und lebte mit ihren Kindern, dreien Töchtern und einem Sohn, in der Nähe ihrer Mutter der Markgräfin und unter dem Schutz ihres Bruders des Großherzogs. Schweden hatte der vertriebenen Familie eine anſehnliche Geldſumme zugeſtanden, und da der abgeſetzte König, der auf eigne Hand ſeinen ausſchweifenden Einfällen lebte, von dieſen Geldern nichts nehmen wollte, ſo kamen ſie ganz der Königin zu gut, die mit ihren Kindern davon ſtattlich Hof hielt. Sie war eine ſchöne Frau, einnehmend durch ſanfte Freundlichkeit und Milde, hinter denen jedoch bei längerm und ſchärferm Beobachten, Stolz und Starrſinn nicht lange verborgen blieben, ſo daß die Angaben, welche meinten, bei dem Unheil, welches ihr Haus getroffen, ſei auch von ihrer Seite manches verſehen worden, nur allzu leicht Glauben fanden. Der Prinz Guſtav, ohne eigne Schuld in das Geſchick ſeines Vaters verflochten, gab ſeine Anſprüche auf den ſchwediſchen Thron keineswegs auf, ſondern wurde in Hoffnungen erzogen, für welche der letzte große Umſchwung der Weltverhältniſſe nur günſtig ſchien; alle Mächte, beſonders aber das verſchwägerte Rußland, meinte man, müßten ſich beeifern, in Schweden das alte Königshaus wieder auf den Thron zu ſetzen. Für jetzt beſtätigte zwar nichts eine ſolche Ausſicht, allein die Gläubigen verſicherten, wenn erſt der Prinz Guſtav das gehörige Alter habe und perſönlich auftreten könne, würde der Beiſtand der

Mächte ihm nicht fehlen. Sein ſchweizeriſcher Hofmeiſter, Herr von Polier, ein ſchöner angenehmer Mann, der den Damen ſehr gefiel, zeigte den größten Eifer für die politiſchen Lehren und Anſichten, die jetzt an den meiſten Höfen vorzugsweiſe galten, und wurde dafür nach Gebühr gelobt und geſchätzt. Den ihm anvertrauten Zögling hütete er wie eine zarte Pflanze, die keiner rauhen Luft ausgeſetzt werden dürfe, der Königsſohn ſollte dem Thron, der ihm nicht entgehen könne, ſorgſam bewahrt werden; daß er auch für den Thron vorbereitet würde, dünkte weniger nöthig, war er doch für ihn geboren! War die Mutter ſchon voll Aengſtlichkeit und Unruhe, und wollte den Sohn, auf deſſen Haupt ein ſo großes Geſchick gelegt war, kaum aus den Augen laſſen, ſo ging Polier hierin noch viel weiter, und gewann durch das Uebermaß ſeiner Wachſamkeit und Sorge ein begeiſtertes Zutrauen. Immerfort hatte er geheime Nachrichten, bald verheißende, bald warnende, überall witterte er Gefahren, böſe Anſchläge, denen man ausweichen, die man vereiteln mußte. Ganz eingebildet waren dieſe Gefahren nicht, denn wenn auch niemand anders dem Prinzen nachſtellte, ſo that es doch der eigne Vater. Dieſer lebte jetzt in Frankfurt am Main unter dem Namen Oberſt Guſtavſon, den er allein noch führen wollte; gegen ſeine Gemahlin hatte er den heftigſten Grimm gefaßt, beſchuldigte ſie mannigfachen Unrechts und bediente ſich der ſchimpflichſten Ausdrücke. In ſeinem Wirr- und Irrſinn gerieth er auf den thörichten Einfall, ſeinen Sohn zu ſich zu fordern, in der ausgeſprochenen Abſicht, ihn auf die ſchwediſche Thronfolge feierlich verzichten zu laſſen. In Schweden ſah man das Vorhaben als eine Albernheit an, und erklärte ſolche Verzichtleiſtung für überflüſſig; allein in Karlsruhe bewirkte ſie Schrecken und Angſt. Man fürchtete, der Vater möchte den Sohn überfallen und fortſchleppen, man rief die Wachſamkeit der Polizei zu Hülfe, man verabredete im Nothfall die der badiſchen Truppen. Polier ließ den Prinzen nicht mehr ohne bewaffnete Begleitung aus dem Hauſe, er bewaffnete ſich ſelbſt, und zeigte ſich bereit ſein Blut für ihn zu verſpritzen. Der Heldenmuth war unnöthig, denn es gab

nicht die geringſte Gelegenheit ihn zu zeigen, aber im Schmucke deſſelben gewann Polier noch mehr die Gunſt der Frauen, obſchon er von dem Gipfel, den er ſpäter erſtieg, noch ſehr fern war. Der Prinz blieb unter ſtrenger Aufſicht, die er willig zu ertragen ſchien. Er war ſchlank und ſchmächtig, und wenig entwickelt, ſein Aeußeres hatte nichts Kräftiges und ließ auf das Innere nicht günſtig ſchließen. Daß er unter den Einflüſſen, die ihn beherrſchten, erſtarken könne, war nicht zu hoffen. Er hatte keinen Umgang, als mit Mutter und Schweſtern und deren Damen, die ihn alle verweichlichten, und mit Polier, der es nicht beſſer machte. Einige badiſche Offiziere, die ihn einſt derb anſprachen und zum Ausreiten und Jagen aufforderten, wurden mit Schrecken abgewieſen, und wegen ihrer Dreiſtigkeit beim Großherzog verklagt. Dieſer Prinz ſollte die Hoffnung des Hauſes, ja Schwedens ſein! —

Man ſieht aus dieſem Ueberblicke, daß in Karlsruhe die Hofwelt zahlreich und mannigfach zuſammengeſetzt, und zwar weniger durch die Perſonen, doch deſto mehr durch die Beziehungen, welche hier von ſo vielen Seiten zuſammenliefen, bedeutend genug war, um den Stoff politiſcher Beobachtung nicht fehlen zu laſſen. Für die Vorſtellung, in der Ueberlegung, war dies vollkommen wahr; allein um ſo mehr durfte man ſich wundern, daß der unmittelbare Eindruck ſo wenig davon ſpüren ließ. Dieſer mannigfache reiche Stoff lag in der Wirklichkeit wie leblos da, die verſchiedenen Beſtandtheile ſchienen nur auf einander zu wirken, um ſich gegenſeitig zu lähmen, auf das kleinſte Maß der Bewegung einzuſchränken. Die hohen Perſonen hielten ſich hinter ihren Stellungen, welche durch Geburt und Rang ihnen hier angewieſen waren, wie verſchanzt und verſteckt, hüteten ſich vor jeder Ueberſchreitung, und beobachteten mißtrauiſch ob eine von anderer Seite vielleicht gewagt werde, der man alsdann entgegenzuwirken bereit war. Sie warteten gleichſam mit dem Leben, daß irgend ein Anſtoß von außen käme, der das roſtende Getriebe in neuen Schwung ſetzte. In ſolcher Zurückhaltung hatte es beſonders der Großherzog weit gebracht; er fühlte die größte Scheu fremde Menſchen zu

ſehen, aber nicht minder peinlich waren ihm ſeine Anverwandten; konnte er ihrem Beſuch, ihrem Geſpräch einmal nicht ausweichen, ſo konnte er noch lange nachher den Verdruß nicht verwinden. Stundenlang ſtand er am Schloßfenſter unthätig auf der Lauer, und beobachtete gegenüber das Haus ſeines Oheims des Markgrafen Ludwig, ob etwa die Thüre ſich öffnete, und wer herauskäme oder hineinginge. Die Miniſter konnten dann mit ihren dringendſten Geſchäften nicht vorkommen. Abweiſen, Warten, Wartenlaſſen, Aufſchieben, das war ihm ſtets das Erſte und Liebſte. Nur mit einigen vertrauten Günſtlingen, vor denen er ſich keinen Zwang anthat, trieb er im Dunkel der Faſanerie ſeine heimlichen Vergnügungen, die ihn doch ſelten erheiterten. Die Großherzogin fügte ſich ohne Klage dieſem Lebenszuge, der ſie auf den engen Kreis ihrer nächſten Umgebung einſchränkte; ſie beſchäftigte ſich viel mit ihren Kindern, außerdem ſah ſie öfters zwei Jugendfreundinnen, die ihr aus dem Campan'ſchen Hauſe nach Karlsruhe gefolgt waren, und deren eine ſie mit dem alten badiſchen General von Lingg verheirathet hatte. Eine Oberhofmeiſterin Gräfin von Walſch, die früher in der Vendée mitgefochten, dann ihren Frieden mit Napoleon gemacht, und zum Lohn dieſe Stelle von ihm empfangen hatte, zwei Hofdamen von gewöhnlicher guter Art, und eine mit wunderbarer Stimme begabte Kammerſängerin Fräulein Berenfels, waren die beſtimmte tägliche Geſellſchaft, deren Unterhaltung ſich in Leſen, Sticken und Spazirengehen abſchloß. — Die Markgräfin Amalia behauptete noch am meiſten Freiheit und Selbſtſtändigkeit, ſie hielt jeden Sonntag Hof, gab wöchentlich ein paar Mittagstafeln, und ſah Einheimiſche und Fremde nach Belieben; doch war auch bei ihr alles abgemeſſen, vorſichtig und kalt. Die übrigen Fürſtlichkeiten, die Gräfin von Hochberg mit ihren Kindern einbegriffen, lebten in ſtiller Unbedeutendheit dahin, niemand mochte nach ihnen fragen, niemand von ihnen hören. In dem Schwarm der Hofleute, deren bei ſo vielen Höfen nicht wenige waren, zeichneten ſich einige durch Talente, andere durch ehrbare Haltung aus, aber die Geſammtheit war ein widriges Gemiſch anſpruchsvoller Förmlichkeit, plumper Rohe

heit, abgefeimter Verderbniß, lauernder Selbstsucht und augendienerischer Schmeichelei. Fand sich als Ausnahme darunter ein Anflug von Geist, von feinerem Sinn oder gar von Herzensgüte, so hielten diese Eigenschaften sich gewiß möglichst versteckt, und baten demüthig um Verzeihung, daß sie sich erdreisteten auch dazusein. Genug, das ganze Hofleben war kümmerlich, dünkelvoll und verzagt, großthuend und gemein, verderbt und freudlos, und so still, so still, daß man die Athemzüge hören konnte. —

Wir hatten unsere Wohnung in der Waldhorngasse bei dem Kreisdirektor Freiherrn von Wechmar genommen, und durch seine schöne, liebenswürdige Frau, geborne von Vasmer aus Thüringen, fanden wir unverhofft im Hause selbst eine Spur norddeutscher Geselligkeit wieder. Der Graf von Trauttmansdorff brachte hier seine meisten Abende zu; doch am liebsten mit der schönen Frau allein; und so gerieth auch hier alles bald wieder in's Stocken. Die Karlsruher Art war übrigens nicht zu bezwingen, niemand kam anders als wenn ausdrücklich eingeladen, im besten Putz, und mit dem Anspruch auf große Bewirthung; außerdem blieb man für sich und saß in verschlossener Häuslichkeit, die sich freilich fremden Augen meistens nicht gut durfte sehen lassen.

Man fand es ungewöhnlich für einen Diplomaten, daß ich mich auch in andern Kreisen umsehen wollte, als in dem der gestickten Uniformen und Hofkleider, aber ich kümmerte mich darum nicht, und hatte nur den Verdruß, überall denselben Zuschnitt zu finden, nur noch geringer und ungeschickter. Doch gab es in der Stadt einige Männer von gutem Namen, die es wohl verlohnte kennen zu lernen. Ich besuchte den berühmten Jung-Stilling einen schon hohen Siebziger, der aber noch ein rüstiges Ansehen hatte. Wir fanden uns bald in vertraulichem Gespräch, und an meiner Verehrung für Goethe und Jacobi, an meiner Bekanntschaft mit Tauler's, der Frau von Guion, Lavater's, und seinen eigenen Schriften, bezeigte er inniges Gefallen. Ich sah mit Rührung den sanften und noch immer lebhaften Greis vor mir, dessen merkwürdigen Schicksalen ich als Leser einst so warmen Antheil gewidmet. Er war einer der wenigen

Menſchen, in denen ich das treue Bild eines ächten Chriſten erkennen zu dürfen glaubte, indem die Mehrzahl derer, die ſich ſo nennen, und beſonders derer, die ſich mit anſpruchsvollem Eifer ſo nennen, keineswegs dieſen Namen verdient. In Stilling arbeitete ſich die Liebe immerfort über die Vorurtheile hinaus, welche er abzuwerfen doch nicht die Kraft hatte. Denn bei aller Stärke des Gemüths und der Einbildungskraft war ſein Denkvermögen nur ſchwach; in dieſem übertraf ihn ſeine Frau, ſeine dritte, die er noch in ſpäter Zeit ſich zur Gefährtin erwählt hatte, weil er ohne eine ſolche nicht leben konnte. Die Unglückliche ſah einem Schatten gleich, blaß und abgezehrt, von unaufhörlichen Zuckungen gepeinigt, welche ihr den Kopf und Hals immerfort verdrehten, ſelbſt im Schlaf arbeitete dieſes Unheil ohne Nachlaß. Es war ein jammervoller und doch erhebender Anblick, aus dieſem ſchmerzverkrümmten, unſcheinbar eingeſchrumpften Weſen die heiterſten Gedanken und ſchönſten Empfindungen hervorſtrömen zu ſehen, ſo daß die Leiden und Gebrechen wie verſchwunden ſchienen, wobei man die Ueberzeugung faſſen konnte, daß in dieſer körperlichen Unſeligkeit mehr ächtes Glück wohne, als in manchem von Natur und Welt mit höchſter Schönheit und Kraft ausgeſtatteten Menſchenkind. — Beide Gatten zeigten liebevolles Verlangen, auch Rahel kennen zu lernen, von der ſie ſchon viel Vortheilhaftes gehört hatten, beſonders von ihrer Pflege der Verwundeten und Kranken im letzten Kriege; eine vornehme Dame, die Rahel ſelber nicht kannte, hatte ihnen davon erzählt. Ich wünſchte ſehr dieſe Anknüpfung, denn ich hoffte für Rahel daraus manche Befriedigung; allein es kam nicht dazu; Jung mußte für einige Zeit auf's Land, wir verreiſten ebenfalls, und ſpäterhin machte ſeine zunehmende Kränklichkeit ihn auch mir meiſt unzugänglich.

Einen gleich ihm auf religiöſem Boden hervorgewachſenen Mann lernte ich in dem Kirchenrath Johann Ludwig Ewald kennen, der als ein Jugendbekannter Goethe's und ein Jünger Lavater's nicht ohne Anziehung für mich war. Er hatte Goethe'n in der Zeit ſeiner Neigung zu Lili gekannt,

ſchilderte mit Begeiſterung den Zauber des herrlichen Jünglings, die ſtrahlende Anmuth der ſchönen Lili; er bewahrte noch die früheſte Abſchrift des Gedichtes „Lili's Park", und las daſſelbe mit — wie er verſicherte — genauer Nachahmung des Tons und Ausdrucks, in denen Goethe ſelbſt es vorgetragen hatte. Ueber Lavater ſprach er das merkwürdige Urtheil, derſelbe ſei in der Zeit ſeines erſten Auftretens ein gottbegeiſterter Seher, ein unſchuldsvoller Heiliger geweſen, aber nachdem er in das Getriebe der Welt tiefer eingegangen, und ſein ungeheures Talent des Scharfblicks und der Einſicht raſch entwickelt habe, ſei er eben ſo ſchnell zum klugen Schalk geworden; er habe ſeine wunderbare Gabe, die Menſchen augenblicklich zu durchſchauen, dann oft mißbraucht, mit ihnen ſein Spiel zu treiben. Hiemit ſtimmte Goethe's eigene Erfahrung ganz überein, woraus ſein ſpäterer Widerwillen gegen den einſt innig geliebten Lavater ſich vollkommen erklärt, ſowie auch ſein Ausfall in den Xenien gegen Ewald, der mit Lavater den gleichen Weg zu gehen ſchien, obgleich nur als ſchwacher Abglanz deſſelben. Ewald hatte die Zeit der Empfindſamkeit und Aufklärung in Deutſchland eifrig mit durchgemacht, und lebte und wirkte noch ſtets in beiden Richtungen fort. Weichliche Gefühlserbauung und ſchlaffe Denkweiſe fanden ſich in ihm behaglich vereint, und erzeugten mittelmäßige Schriften und Predigten, denen man doch alles Verdienſt nicht abſprechen konnte. Daß aber jene Miſchung den ſinnlichen Neigungen wenig Widerſtand zu leiſten, im Gegentheil ſie eher zu fördern geeignet war, davon gab er ſelbſt ein betrübtes Beiſpiel. Es war nämlich kein Geheimniß, daß der frömmelnde Kirchenrath, der eine kranke Gattin und erwachſene Töchter hatte, im Stillen kleinen Liebſchaften nachging, deren Flüchtigkeit doch bisweilen dauernde Folgen hinterließ, wobei der Anſchein der Ehrbarkeit nur mühſam gerettet wurde. Daneben machten ſeine Bücher, welche die Kunſt lehrten, ein gutes Mädchen und eine glückliche Gattin zu werden, im ſogenannten Mittelſtande ziemliches Glück. In neueſter Zeit hatte ſich ſein Ehrgeiz wie ſchon vormals auch wieder auf Tagesfragen geworfen, er war für die bürgerlichen Rechte

der Juden aufgetreten, und machte dann, veranlaßt durch des Königs von Preußen erwachten Eifer, Vorschläge zur Hebung des äußern Ansehens der Geistlichkeit und der Kirche, zu welchem Zwecke er geringe und rein äußerliche Mittel empfahl. Ich konnte ihm, wo er vernünfteln wollte, selten beistimmen, doch sehr gern zuhören, wenn er erzählte. Für Rahel kam diese Bekanntschaft wenig in Betracht; der Mangel alles Ursprünglichen konnte ihr nicht durch den litterarischen Anhalt ersetzt werden, mit dem ich mich behelfen mochte. Mehr hätte vielleicht Hebel sie angesprochen, der Dichter der allemannischen Gedichte, der anmuthige Erzähler des rheinischen Hausfreundes; hier war eine entschiedene Eigenthümlichkeit im Menschen und Schriftsteller ausgeprägt, zwar eine sehr auf Land und Ort beschränkte, für die selbst Goethe's anpreisende Fürsprache die allgemeine Theilnahme nicht dauernd erregen konnte, allein für uns jetzt eine nahe und offene, da wir ja nun auch dem Lande und Orte angehörten.

Das Mißgefühl, welches die gesellschaftliche Dürftigkeit, die Aussicht auf die darin zu verlebende Zeit uns gaben, wurde noch durch den üblen Willen verstärkt, der meine Vorstellung bei Hof hinzögerte. Ich war dem Großherzog, wie ich wußte, auf das vortheilhafteste angekündigt und empfohlen, er selbst und die Großherzogin hatten mich im voraus versichern lassen, sie freuten sich meiner Sendung, und sie würden alles thun, mir meine Stellung und meinen Aufenthalt angenehm zu machen. Ich durfte an ihrem aufrichtigen Verlangen mich zu sehen nicht zweifeln. Gleichwohl verging Woche auf Woche, ohne daß meine Vorstellung erfolgte; der Minister von Hacke suchte sie absichtlich in unbestimmte Ferne hinauszuschieben. Wenn ich ihn erinnerte, hatte er stets eine andere Ausflucht. Zuletzt gab er zu verstehen, es beliebe ihm noch nicht, und ließ deutlich hervorblicken, ich dürfe überhaupt nicht darauf rechnen, einen Freund in ihm zu finden, er werde nur thun, was das Geschäft erfordere. Diese Art Kriegserklärung hatte ich weder erwartet noch verdient, ich stand im Augenblicke dabei sichtlich im Nachtheil; allein indem ich meine Aufwallung unterdrückte,

ließ ich doch ein paar ſcharfe Worte fallen, und ließ ihn merken, daß ich ſeine Feindſchaft anzunehmen völlig bereit ſei, und er gefaßt ſein möge, auch ſeinerſeits Nackenſchläge zu empfangen, wozu die Gelegenheit nicht fehlen werde.

Blößen wenigſtens gab er genug, und ſeine Stellung war ſchon längſt von der Art, daß er eher hätte Freunde ſuchen ſollen als Widerſacher. Ein geborner Pfälzer, in der geſchmackvollen und lebhaften Geſellſchaft Mannheims aufgewachſen, und voll Dünkel auf die dortige Bildung, die doch ihm ſelbſt nicht eben reichlich zugekommen war, glaubte er auf die Karlsruher vornehm herabſehen zu dürfen. Er nannte ſie nur Böotier, deren dicke Köpfe zu keiner Geiſtesarbeit geſchickt und deren karge Sinne nicht einmal eines rechten Lebensgenuſſes fähig wären. Der letztere beſchränkte ſich für ihn aber einzig auf die Mittagstafel, deren Freuden ihm die höchſten waren, die einzigen auch, die er noch genießen konnte. Aufgeſchwollen zu einer unförmlichen Fleiſchmaſſe, die in einem ſchweren Hängebauch auslief, zeigte er ſchon durch dieſes Aeußere, daß er mehr ein Freſſer als eigentlich ein Gutſchmecker ſei, beſonders aber ein Koch, in deſſen Verrichtungen er gern perſönlich eingriff. Mit plumper Unbefangenheit trug er ſeine Neigung zur Schau, ließ ſich von den Geſchäftsleuten in der Küche finden, und legte wenn er mit ihnen ſprach kaum die weiße Schürze ab. Er war nicht ohne Witz, beſonders von der derben Art, machte ſich über alles luſtig, behandelte alles obenhin, und meinte, der rechte Staatsmann ſei derjenige, welcher an nichts glaube, auf nichts rechne, für nichts eingenommen ſei, und vor allem ſich ſelber bedenke und ſich einen guten Tag bereite. Dieſe Grundſätze, dabei ſein leichtſinniger Aufwand und ſeine üppigen Mahlzeiten, ſeine rückſichtsloſe Dreiſtigkeit auch in den Staatsgeſchäften, in denen ihm vieles über Erwarten gelungen war, imponirten den Kollegen, dem Hof, dem Großherzog ſelbſt, und man glaubte er ſei der Mann, um Baden durch manche drohende Gefahr glücklich durchzubringen. Aber niemand konnte ihn eigentlich leiden, und er hatte nirgends eine wahre Stütze. Während der Rheinbundzeit hatte er es mit den Franzoſen gehalten und ſich auf die

Macht des Kaiſers verlaſſen; nachdem dieſe zerfallen war, hatte er um andern Anhalt ſich nicht gekümmert, im Gegentheil noch zuletzt als Geſandter in Wien die Empfindlichkeit Oeſterreichs bitter gereizt, und deſſen Benehmen mit dem Fußtritt verglichen, den in der Fabel dem Löwen der Eſel giebt. Von ſeiner Unverſchämtheit erzählte man noch andere merkwürdige Geſchichten. Zum Beiſpiel, als die Bundesbehörde der Schweiz einen badiſchen Geſandten, der eines ſchändlichen Laſters offenkundig bezüchtigt wurde, nicht annehmen wollte, damit die Sittenreinheit der Eidgenoſſen nicht Gefahr liefe, gab Hacke in diplomatiſcher Förmlichkeit die freche Antwort, das angedeutete Laſter vertrage ſich mit dem diplomatiſchen Karakter ganz gut, wie viele Beiſpiele darthäten, was aber die Sittenreinheit der Schweizer beträfe, ſo möchten ſie doch nur an ihren berühmten Geſchichtſchreiber Johann von Müller denken, ferner an die zahlreichen Berner Junker, die in ganz gleicher Weiſe beſchuldigt würden. Eben ſo ſagte er dem Großherzog in's Geſicht, er ſei doch kein rechter Herr, weil er nicht den Muth habe, ſich öffentlich eine betitelte Maitreſſe zu halten; dabei nannte er Karlsruhe ein Dorf, das Schloß eine Bauerhütte, das Eſſen bei Hof einen Hundefraß; wenn er in ſolcher Aufzählung das Hoftheater verſchonte, ſo war es deßhalb, weil er ſelbſt ihm vorſtand und ſich darauf etwas einbildete. Genug er trieb es ſo toll als möglich, und es war kein Wunder, wenn ich im Kampfe gegen einen ſolchen Unhold auf Bundesgenoſſen in Menge zählen konnte. Durch die neue Geſtaltung der Dinge hatte ſein Anſehen ohnehin ſchon gelitten, es gab Stimmen, die ſeine vermeinten Talente in Abrede ſtellten, ſeinen Witz als rohe Dreiſtigkeit bezeichneten, ſein tolles Weſen, ſagte man, könne für Baden gerade jetzt nur verderblich ſein.

Dennoch war es mir peinlich, und für einen Anfänger auf meiner Stufe durfte es gewiß auch bedenklich ſein, dem Miniſter, bei welchem ich beglaubigt und auf den ich für allen Geſchäftsverkehr angewieſen war, in offener Feindſchaft entgegenzuſtehen. Ich ließ es nicht unverſucht, ihm durch Tettenborn's Vermittelung ein wenigſtens leidliches Verhalten

gegen mich abzugewinnen, allein da dies fehlſchlug, und Tettenborn ſelbſt mir ſagte, Hacke müſſe gegen mich eine beſondere Tücke haben und ich könne von ihm nichts Gutes erwarten, ſo blieb mir nur übrig, auch meinerſeits auf dem Kriegsfuße zu ſtehen und meinen Vortheil abzuwarten. Doch was die Vorſtellung bei Hof anbelangte, ſo behielt der Gegner einſtweilen die Oberhand. Der Großherzog und die Großherzogin reiſten, von Hacke begleitet, in der Stille nach dem einſamen Brunnenorte Griesbach im Schwarzwalde, und es hieß der Aufenthalt werde mehrere Wochen, ja vielleicht Monate dauern. Dort war der Großherzog ganz unzugänglich, und bis zu ſeiner Rückkehr mußte daher meine Vorſtellung verſchoben bleiben.

Doch ließ die Großherzogin, die von mir aus Mannheim, wohl durch günſtige franzöſiſche Stimmen, allerlei gehört haben mochte, was ihrem Sinn gefallen konnte, mir vor der Abreiſe ausdrücklich ſagen, ſie ſowohl als der Großherzog bedauerten herzlich, daß die Umſtände den Zeitpunkt noch verzögerten, wo ſie mich ſehen und mir ſagen könnten, wie angenehm ihnen meine Anweſenheit in Karlsruhe ſei. Tettenborn erzählte mir überdies, daß die Großherzogin mit ihm offen und wahr über die innern Verhältniſſe des badiſchen Hauſes und beſonders über den Großherzog geſprochen, deſſen edle Eigenſchaften ſie lebhaft anerkannt, aber die Verwilderung und Düſterheit tief beklagt habe, in die er wie mit Abſicht hinabgedrückt worden; auch die politiſchen Wolken, die ſich über ſeinem Haupte geſammelt, hatte ſie unter den Einflüſſen aufgezählt, durch die ſein Mißtrauen, ſeine Menſchenſcheu und Trägheit bis zur Schwermuth erhöht würden; er wiſſe recht gut, daß ſeine Angelegenheiten in ſchlechten Händen wären und äußerſt verwahrloſt würden, allein ihm mangele der Entſchluß und ſogar die Geſchicklichkeit, aus eigener Wahl die nöthigen Aenderungen zu treffen. Mich wollte die Großherzogin im voraus als einen Freund anſehen, und ich möchte, hieß es, bei allem was irgend vorfiele, auf den Großherzog und ſie mein Vertrauen ſetzen. —

Schon früher, größtentheils durch Reizenſtein und dann

durch Tettenborn war ich in den Zusammenhang der badischen Sachen eingeweiht worden. Die Staatsverträge und geheimen Verabredungen zwischen Oesterreich und Baiern in Betreff der Zukunft Badens gehören zu den willkürlichsten und gehässigsten Handlungen, welche die neuere Diplomatie begangen hat, und sie werden dadurch nicht besser, daß auch die andern großen Mächte in gleichgültigem Unbedacht mehr oder weniger ihre Zustimmung gaben. Oesterreich und Baiern waren einig geworden, letzteres solle den Ersatz der Gebietstheile, welche ihm Oesterreich gewaltsam abgedrungen, aus dem Lande des Großherzogs von Baden erhalten, der ihrer Ausgleichung ganz fremd und weder gefragt war noch gefragt werden sollte. Man setzte ganz willkürlich und unschicklich voraus, der badische Mannsstamm werde nächstens aussterben, und dann sollte der Breisgau an Oesterreich, die Rheinpfalz und überdies der Main- und Tauber-Kreis an Baiern kommen, oder wie man beschönigend sagte zurückfallen, als ob jene Staaten diese Gebiete nie durch völkerrechtliche Verträge unbedingt abgetreten hätten! Aber das Aergste war, daß man dieses Erlöschen des Mannsstamms als gewiß annahm, während der Großherzog in seinen besten Jahren mit seiner jugendlichen Gemahlin in kindergesegneter Ehe lebte, und statt des frühgestorbenen eben wieder ein Erbprinz geboren war. Daß im Falle jenes Erlöschens dann auch das Land noch Ansprüche und Rechte habe, sich nicht zerstückeln zu lassen, sondern als ungetheiltes Ganzes fortzubestehen, für das immer noch Näherberechtigte als jene Vertragschließer vorhanden waren, dies konnte für Staatsmänner jener Zeit schon leichter außer Acht zu lassen sein! Bei der ganzen Verhandlung war ohnehin auf die noch lockere Verknüpfung der ungleichartigen Bestandtheile des Großherzogthums, auf die allgemeine Unzufriedenheit mit der anerkannt schlechten Regierung, und besonders auf die Schlaffheit des Großherzogs und die Schwäche seiner Rathgeber gerechnet.

Ueberzeugt von dem guten Rechte Badens, und durch alle Eindrücke und Erwägungen, die mir jeder Tag reichlich bot, mehr und mehr angeregt und befeuert, faßte ich als-

bald den Vorſatz, in meiner Stellung, ſoweit die Umſtände es geſtatten würden, aus allen Kräften dahin zu wirken, daß Baden bei ſeinem Recht erhalten und gegen die Uebergriffe willkürlicher Gewalt bewahrt bliebe. Ich freute mich des Gedankens, den Beginn meiner diplomatiſchen Laufbahn dadurch zu bezeichnen, daß ich die Geſinnungen, welche mich in allem Wechſel meines Lebens geleitet hatten, auch auf dieſem Boden ſtets voranſtellte, und lieber von ihm wiche, als von jenen. An mein eigenes Gedeihen dachte ich nicht, oder doch nur nebenher, ich wollte allerdings weiterkommen, aber nur auf meine Weiſe, ohne Verläugnung der Antriebe und Grundſätze, zu denen ich mich ſchon öffentlich bekannt hatte; zwar wußte ich wohl, daß unſere Ueberzeugungen durch die verſchlungenen Weltpfade nicht geradedurchgehen können, daß ſie ſich winden und bedingen müſſen, und bald innehalten, bald abbiegen, aber indem ich bereit war, mich in die Umſtände zu ſchicken, — auf einem Gebiete, wo dies den Meiſten als die einzige Aufgabe erſcheint, — war ich feſt entſchloſſen, mir meine gewählte Richtung nie ſo verrücken zu laſſen, daß ſie in ihr Gegentheil umſchlüge.

Ich hatte im vorliegenden Falle die Sicherheit, daß preußiſcherſeits der anerkannte Gerechtigkeitsſinn des Königs und die wohlmeinende Ritterlichkeit des Staatskanzlers mir ihre Zuſtimmung nicht vorenthalten könnten, beſonders da die Thatſache, daß Preußens Vortheil gegenüber von Oeſterreich und Baiern eifrig die Erhaltung Badens zu wünſchen habe, für niemanden eines Erweiſes mehr bedurfte. Allein mir ſtanden dennoch vielfache, faſt übergroße Hinderniſſe entgegen. Ich hatte von Berlin keinerlei Vorſchrift empfangen, meine Geſchäftsführung und Benehmen waren meinem Gutdünken, meiner Klugheit überlaſſen, und wenn ich auch im Allgemeinen den Geiſt unſerer Staatsleitung kannte, ſo hatte ich mich doch keineswegs auf eine feſte und entſchiedene Weiſung zu berufen, die mich zu dem gewählten Gange ausdrücklich ermächtigte. Vielmehr mußte ich befürchten, daß eine beſtimmte Abſicht dieſer Art, von mir ausgeſprochen, ſogleich die Beſorgniß aufregen würde, ich möchte den Eifer

zu weit treiben und die preußiſche Theilnahme mit der Haltung der übrigen Mächte wo nicht in Widerſtreit, doch in Ungleichheit ſtellen, was man um jeden Preis vermeiden wollte. Denn man fühlte, wie das gute Vernehmen der Mächte, welches beim Wiener Kongreß und beim zweiten Pariſer Frieden kaum noch gehalten, nur an ſchwachen Fäden hing, und von allen Seiten war man beſorgt, beſonders aber in Berlin, keine zu ſtarken Gewichte irgendwo daran zu heften. Wo es nicht unabweisliche, in die Augen fallende Gegenſtände der Wohlfahrt oder Ehre galt, und ſelbſt bei dieſen oft genug, führte man die vorſichtigſte Sprache der Beſcheidenheit, wollte vor allem die Meinung der andern Mächte hören, ſuchte durch dieſe anzuregen, was man ſelber vorzutragen ſcheute, und ein feſtes Auftreten und beſtimmtes Fordern waren ganz außer Uebung, alle Geſchäfte, deren Gang nicht ſchon durch frühere, im Drange der Noth oder in der Flüchtigkeit des Augenblickes gefaßte Beſchlüſſe vorgezeichnet war, litten ſchwer von dieſer rückſichtsvollen Zagheit. Aengſtlich ſuchte beſonders unſer Kabinet jeden Gedanken zu entfernen, als könnte es handelnd vorgreifen, oder auch nur Anſichten feſthalten wollen, die mit den andern Kabinetten nicht verabredet wären; nicht als hätte es an Gelüſten und Wünſchen gefehlt, im Hintergrunde regten ſich geſchäftig eine Menge von Anſprüchen, allein ſie zeigten ſich nur verſuchsweiſe, und zogen die Fühlhörner gleich wieder ein, wenn ſie Widerſtändiges berührt hatten. So wünſchte man in Berlin ganz entſchieden, daß Baden dem Schickſal, das über ihm ſchwebte, unbeſchädigt entginge, allein man wartete darauf, daß Rußland ſich ausſpräche, oder Oeſterreich anderweitig ſeinen Vortheil fände; niemals hätte man mir erlaubt als preußiſcher Diplomat auf jenen Zweck offen hinzuarbeiten; ich durfte daher eine ſolche Abſicht gar nicht aufſtellen, ſondern mußte mich beſchränken ſie durch Inhalt und Ton meiner Berichte unter Vermeidung alles Aufſehens zu fördern. Beſchäftigt und zerſtreut, wie damals die Geſchäftswelt in Berlin war, die in ſich ſelber gar viel zu ordnen oder zu rücken hatte, konnte mir auf

ſolche Weiſe, das wußte ich, für lange Zeit freie Hand bleiben.

Doch weit größere Schwierigkeiten ſtanden mir in Baden ſelbſt entgegen. Hier war ſeit dem Zerfallen des Rheinbundes und der Franzoſenherrſchaft eine Art politiſcher Auflöſung, die alten Verhältniſſe und Perſonen galten nicht mehr, in die neuen, welchen der Deutſche Bund zur Grundlage gegeben war, hatte man ſich noch nicht gefunden, ja man ſetzte ſich ihnen feindlich entgegen, da man ſie für gefahrdrohende hielt. In rathloſem, unthätigem Schwanken hatte man alles verſäumt, was Baden zu dem ihm gebührenden Anſehen verhelfen konnte, man war, ungeachtet der glänzenden Verwandtſchaften, mit keinem der großen Höfe politiſch verknüpft, mit keinem der Nachbarn auf ſicherem Fuß des Vertrauens, mit keinem der Staatsmänner, welche den großen Kabinetten vorſtanden, hatte man nähere Berührung. Ohne dieſe gränzenloſe Vernachläſſigung wäre es nie dahin gekommen, daß die Mächte wider Recht und Schicklichkeit ſo leichthin über Badens Zukunft verfügt und darüber Verträge abgeſchloſſen hätten, aber der Staat ſchien ſich ſelber aufzugeben und bei der Mißachtung, in der er ſtand, nicht viele Rückſicht anzuſprechen. Allerdings konnte dieſer Nachtheil jeden Augenblick gehoben werden, eine kräftige Leitung an die Stelle der ſchlaffen treten, ein klarer feſter Gang das Schwanken endigen. Doch gerade hiezu war eben jetzt, wo die Gefahr mit jedem Tage größer wurde, nicht die geringſte Ausſicht. Der Großherzog ſah den jämmerlichen Zuſtand ein, aber ihm fehlten Entſchluß und Kraft ihn zu ändern, er ließ alles gehen wie es konnte, und ſchleppte ſich in gewohntem Geleiſe fort. Die Großherzogin ſtand ganz vereinzelt, ihre engern Beziehungen waren die alten franzöſiſchen, auf die ſie wohl verzichtete, doch ohne neue dafür eintauſchen zu können; die Familie war, wie ſchon erwähnt, in ſich entzweit, und die Selbſtſucht jedes einzelnen Mitgliedes gönnte keinem andern den Vortheil, der aus dem Heil des Ganzen ihm erwachſen wäre. Die Miniſter beſorgten jeder ſein Fach, gewiſſenhaft oder ſaumſelig, es kam nicht darauf an. Am ſchlimmſten

war das politiſche Fach verſehen, da Hacke weder Eifer noch Umſicht, weder Anſehen noch Einfluß hatte, die fremden Kabinette außer Acht ließ und ihre Vertreter oft durch Hoffahrt und Uebermuth verletzte. Oeſterreich war feindlich, Rußland gleichgültig geſinnt, Preußen, deſſen guter Wille hier am wichtigſten werden konnte, wurde ſchnöde vernachläſſigt, und dies beſonders an mir ausgeübt, der ich in meiner Stellung ſo ſehr nutzen konnte, und dazu ſo ſehr bereit war. Ich ſah mich daher genöthigt, in Baden ſelber Krieg zu führen, indem ich für Baden nach außen zu ſtreiten dachte, ohne einen Wechſel der innern Verhältniſſe war für die äußern keine Hoffnung, und meine Sache gegen Hacke war nicht bloß die meine mehr. Ein harter und mühſamer Kampf lag vor mir, von dem ich wohl ſah, daß ich ihn mit all meinen Kräften würde führen müſſen. Mit all meinen Kräften, das konnte hier wenig ſagen, wenn nur die gemeint ſein ſollten, die mein amtliches Verhältniß mir verlieh; zum Glück wußte ich mir andere, die, auf mein Amt geſtützt und von ihm gedeckt, bedeutendere Wirkung haben konnten. —

Nachdem der Großherzog und Hacke ſich von Karlsruhe für längere Zeit wegbegeben, fand ich mein Verbleiben an dem langweiligen Orte unnütz, und eilte mit Rahel nach Baden, wo wir mit Ungeduld erwartet wurden. Sie ſah dieſe Gebirgslandſchaft zum erſtenmal und war entzückt; nach den erſten Umblicken und Ausflügen bekannte ſie gern, daß dieſes Stück Erdboden eines der ſchönſten und reichſten ſei, die ihr vorgekommen. Das Allernächſte und das Entferntere wetteiferten an Reiz, ja die Herrlichkeit ſchien bei jeder Erweiterung des Kreiſes nur immer zauberiſcher zu werden. Weniger günſtig war im Allgemeinen der Eindruck, den die hier zuſammengeſtrömten Menſchen machten, eine Miſchung fremdartiger, mitunter ſogar unheimlicher Beſtandtheile. Der Krieg und die ihm gefolgten politiſchen Veränderungen hatten eine Menge von Leuten aus ihrer Lage gebracht, und auf dieſen Markt des Verkehrs geworfen, man ſah aus Frankreich, aus der Schweiz und aus Deutſchland ſelbſt, eine große Zahl Abentheurer, Glücksritter,

Abgeſetzte, Verfolgte, den letztern zur Seite geheime Auf=paſſer, unſichere, mißfällige Geſtalten, und der weibliche Theil meiſt noch abſchreckender als der männliche. Rohes Benehmen und gemeine Stimmen, ſowohl deutſche als fran=zöſiſche, verleideten nicht nur die öffentlichen Säle, wo die Spielbank die höchſten Klaſſen und das niedrigſte Geſindel vereinigte, ſondern auch die Spazirgänge, die Ruheplätze im Freien; Auge und Ohr wurden auf das widrigſte be=leidigt, während feinere Manieren nicht ſelten auch nur Argliſt und Betrug verdeckten. Die Ortspolizei war grund=ſchlecht, ſie machte ſtets Mißgriffe, wurde den ordentlichen Leuten beſchwerlich, und ließ die Schelme unangefochten. Einige Vorfälle, wo ſehr achtbare Perſonen in ärgerliche Verwickelungen gerathen waren, verbreiteten große Scheu mit unbekannten Perſonen ſich einzulaſſen, ſo wie den Schutz der Behörde anzurufen; die große Badegeſellſchaft bewegte ſich untereinander in geſpannter Fremdheit, in Mißtrauen und Verdacht.

Dieſes Treiben ging uns wohl wenig an, und konnte uns kaum berühren. Wir bekamen nur das gleichſam Durchgeſiebte, in dem großen und glänzenden Kreiſe, der uns bei unſerer Ankunft in Beſchlag nahm. Der General von Tettenborn bewohnte nämlich das damals ſchönſte und wohlgelegenſte Haus in Baden, und dieſes ſtand jeden Tag von früh bis ſpät den ihm aus aller Welt zuſtrömenden alten und neuen Bekannten gaſtfreundlich offen. Während er die elegante Welt prächtig bewirthete, ſie mit ſeinen zahl=reichen Wagen= und Reitpferden zu den ſchönſten Luſtorten führte, dort ihr glänzende Feſte gab, wie dieſe Gegend ſie vorher nie geſehen, war er zugleich der Anhalt der Be=drängten, die Zuflucht der Bedürftigen, die ſich an ſeine unerſchöpfliche Freigebigkeit nie vergebens wandten. Sein Kreis war aus allen Nationen gemiſcht, beſonders aber reich an Ruſſen und Franzoſen. Von den letztern waren vorzugs=weiſe die jetzt verfolgten Bonapartiſten bei ihm gut auf=genommen, deren viele ihn an Napoleon's Hof geſehen hatten, und nun es dankbar empfanden, daß der ihnen im Kriege ſo feindliche General ſie im Unglück jetzt ſo freundlich be=

handelte. Das Verfahren der zum zweitenmal wiedereingesetzten Bourbons, welche sich ganz den Händen der fanatischen Emigrantenparthei hingaben und jeden Tag durch Maßregeln des Hasses und der Rache bezeichneten, erweckte bei allen Edelgesinnten nur Widerwillen und Abscheu, und warb der liberalen Parthei, mehr als deren Grundsätze es vermocht hätten, Anhänger und Beschützer. Die Verfolger waren oft schuldiger als die Verfolgten, und schlugen nur um so grimmiger auf diese, damit die eigene Schuld um so eher vergessen oder verziehen würde. Besonders empörte den bessern Sinn der Deutschen, das Heer feiler Kundschafter, welche von den knechtischen Behörden jener frechen Parthei in die benachbarten Gränzländer ausgeschickt wurden, und mit denen auch Baden überschwemmt war. Hier galten die Spähereien nicht allein den Bonapartisten und Liberalen, sondern auch der Landesregierung, dem Hofe, wo die Anhänger Bonaparte's in der Großherzogin Stephanie eine wichtige Stütze haben sollten; dies war völlig grundlos, aber die Frechheit ging so weit, daß man badischen Beamten zumuthete, ihre eigene Fürstin an die französische Polizei zu verkundschaften! Auch bei Tettenborn wollten sich hochbetitelte Sendlinge dieser Art einschleichen, allein sie wurden mit Schimpf und Schande bald ausgewiesen. Alle Genossen unseres Kreises, wie ungleich sonst in politischer Denkart, stimmten darin überein, daß die Regierung der Bourbons in niedriger Leidenschaft ihr eigenes Verderben bereite; besonders waren die Russen und Engländer heftig im Ausdruck ihrer Verachtung und ihres Hasses gegen die unwürdigen, oft grundlosen Verfolgungen.

Als ein tapferer Gleichgesinnter zeigte sich der österreichische Feldmarschalllieutenant Graf Mazzuchelli, der unter Napoleon als Divisionsgeneral gedient hatte, und mit seinem Vaterlande der Lombardei jetzt wieder zu Oesterreich gehörte. Der tüchtige und gewandte Kriegsmann war in seinem neuen Verhältniß gleich einheimisch geworden, stand in großem Ansehen, und wurde geehrt und gefürchtet; besonders hatten die Behörden im Elsaß, welche als Bourbonische jede Nachgiebigkeit von Seiten der Verbündeten fordern zu dürfen

meinten, zu ihrem Schaden ſeine harte Unbeugſamkeit erfahren. Mit dieſem freigeſinnten Italiäner und ſeiner eben ſo denkenden Frau waren wir täglich zuſammen, und bald ſo vertraut, daß die innerſte Meinung ſich ohne Rückhalt ausſprechen konnte, welches bei ihm oft in aller Macht der Begeiſterung geſchah, die das Nationalgefühl den Italiänern ſo leicht erweckt, unter ſchmerzerpreßten Thränen über die Zerſplitterung und Knechtſchaft des geliebten Vaterlandes. Er iſt im öſterreichiſchen Dienſte alt geworden und zu Würden und Ehren gelangt, er hat in dieſen Verhältniſſen die gewiſſenhafteſte Pflichttreue geübt, aber auch ſeiner vaterländiſchen Geſinnung iſt er treu geblieben, und hat nie aufgehört, den ihm, wie ſo vielen edlen Landsleuten, gleichſam eingeborenen Gedanken der Einheit und Freiheit Italiens im Herzen zu tragen. Um ihr Land wiederhergeſtellt und vereinigt zu ſehen, hofften viele Polen auf Rußland, eben ſo mochte der Italiäner dieſelbe Hoffnung jetzt auf Oeſterreich ſetzen, fürerſt ſchon zufrieden, wenigſtens unter der Fremdherrſchaft vereinigt zu ſein! — Wenn Mazzuchelli mit hinreißender Gewalt uns Stellen italiäniſcher Dichter und Redner herſagte, welche das Vaterland feierten und beklagten, ſo konnten wir um ſo lebhafter ſeine Gefühle theilen, als wir uns nicht verhehlen durften, daß auch Deutſchland, ungeachtet der jüngſt ſiegreich geführten Befreiungskriege, ſeine nationalen Wünſche und Anſprüche noch lange nicht erfüllt ſehen werde. —

Den König von Baiern zogen alte Verbindungen und Neigungen ſtark zu den Franzoſen hin; er hatte ſeine beſten Tage als Prinz von Zweibrücken in Straßburg verlebt, als Oberſt eines franzöſiſchen Regiments, das dort in Beſatzung lag, und ſeine Anhänglichkeit war von den Königlichen auf die Kaiſerlichen Franzoſen übergegangen. Allein er wagte nicht ſeinem Hange zu folgen, wiewohl er ſich in Worten oft ohne allen Zwang ausſprach. Uebrigens lebte er ganz als Privatmann, ohne jedes Gepränge, und daß er keinerlei politiſches Abſehen haben konnte, zeigte ſich auf den erſten Blick. Er war gegen mich ſehr freundlich, bedauerte, daß ich als Düſſeldorfer nicht mehr Baiern angehörte, indeß

würde ich, meinte er, den pfalzbaierischen Verhältnissen doch ein gutes Andenken tragen. Von den schwebenden politischen Fragen zwischen Baiern und Baden schien er wenig zu wissen, oder sich wenigstens nicht um sie zu kümmern.

Frau von Demidoff, geborne Stroganoff, die reiche Russin, kam mit großem Gefolge aus Paris, und ließ uns den Wiederhall der dortigen Stimmung vernehmen, welche mit Ausnahme des Hofes und seiner engern Angehörigen durchaus liberal war, und gegen die Bourbons sowohl als gegen die sie beschützenden fremden Truppen tiefen Haß nährte und gewaltsamen Ausbruch drohte. Eben so berichteten die zahlreichen Offiziere, die von diesen in Frankreich zurückgebliebenen, besonders preußischen und österreichischen Truppen zum Besuch nach Baden kamen. Der noch jugendliche, aber schon vielerfahrene und kriegskundige General Bachelu, verbannt und flüchtig, weil er noch zuletzt bei Bellealliance in Napoleon's Heer gefochten, traf aus der Schweiz ein, und hatte dort von der großen Gährung in Burgund und Dauphiné gehört, wo das Stadt- und Landvolk noch sehr an Bonaparte hing, oder vielmehr unter den alten Freiheitsgedanken, die unter seiner Gewaltherrschaft zwar unterdrückt waren, jetzt aber mit seinem Andenken wieder verträglich wurden, weil beiden ein gemeinschaftlicher Feind entgegenstand. Durch die Thorheit der von Paris her täglich erneuerten Herausforderungen konnte der Volksunwillen jeden Augenblick in offenen Aufruhr übergehen, und der Bürgerkrieg sich entzünden. Für uns Deutsche kamen noch die Besorgnisse hinzu, welche die Nachrichten aus der Schweiz, aus dem Schwarzwald, aus Würtemberg und selbst aus Tyrol uns erregten; diesen ganzen Zusammenhang von Gebirgsländern durchzog ein Geist der Unzufriedenheit, der bei dem kraftvollen Sinne der Bewohner furchtbar werden konnte, wenn diesen einmal gemeinsam zu handeln einfiel.

Der ehemalige Präfekt von Rom, Herr von Montbreton-Norvins, war ein Bonapartist, ohne Frage, und er verhehlte seine Anhänglichkeit an die Kaiserzeit nicht; allein er gab

ſich mit Poeſie ab, und aus ſeiner Feder floſſen keine Chanſons und Epigramme, ſondern ein Lehrgedicht in Alexandrinern über die Unſterblichkeit der Seele; dergleichen hielt man mit Recht für politiſch unſchädlich. Er ging und kam ungeſtört, blieb eine Weile in Straßburg wohnen, und zeigte ſpäter in Paris denn doch, daß ſeine Feder auch politiſcher Schärfen fähig ſei. Mit ihm verkehrten andere Bonapartiſten, deren Art rauher war, und die ihm dadurch unbequem wurden; er ſuchte ſie abzuſtreifen, und ſie rächten ſich dafür, indem ſie ihn der Zweideutigkeit beſchuldigten.

Waren manche jener Franzoſen einiger Unbeſonnenheit und eines Mangels an Vorſicht nicht freizuſprechen, ſo traf dieſer Tadel doch gewiß nicht einen Herrn Huart, der aus Belgien kam und ſich der großen Geſellſchaft anſchloß, aber zugleich in ihr ſchweigend und möglichſt unbedeutend bleiben wollte. Doch dieſe Rolle vermochte er nicht durchaus zu behaupten. Bei einer großen Luſtfahrt war er unſerem Wagen zugetheilt worden, und Ludwig Robert, allzu befangen in gewiſſen Anſichten, welche er unter früheren Einflüſſen in ſeinen Kämpfen der Zeit dichteriſch ausgeſprochen hatte, reizte ihn durch ungenaue, unhaltbare Vorſtellungen, die er über die Anfänge der franzöſiſchen Revolution darlegte. Der Fremde ſchwieg nicht ohne Zeichen der Ungeduld, ich aber konnte nicht umhin, manches zu berichtigen, und als er mehr und mehr die Sicherheit des Bodens erkannte, wagte er es und nahm Theil an der Erörterung, die ihn denn bald ſo hinriß, daß er durch den Fluß und die Kraft ſeiner Rede uns in Erſtaunen ſetzte, und uns die Ueberzeugung gab, dieſer Mann ſei kein gewöhnlicher, und kein Neuling im Vortrage. Als wir ihm freundlich andeuteten, wie verſchieden er plötzlich von dem erſcheine, den er bisher habe zeigen wollen, gab er lächelnd zu, daß mit uns Verſtellung unnöthig ſei, und noch denſelben Abend ließ er uns durch Bachelu wiſſen, daß ſein wahrer Name Teſte und er ein Freund von Arnault und andern in Belgien lebenden Verbannten ſei, für deren Geſchäfte zum Theil er auch dieſe Reiſe unternommen habe. Wir konnten uns nicht erwehren,

der mächtigen Gegensätze zu gedenken, welche der Zeitenlauf hervorgerufen, vor wenigen Jahren noch mußten sich Deutsche in Deutschland verbergen und verkappen, jetzt thaten es Franzosen, und in dunkler Nähe gestaltete sich schon das Unheil, daß Deutsche in Frankreich als Flüchtlinge zu sehen sein sollten! Ich hatte später Gelegenheit ihm einige Dienste zu erweisen, und er veranlaßte Arnault, dessen Trauerspiel Germanicus eben großes Aufsehen machte, mir aus Brüssel zu schreiben und mir seine dort gedruckten Fabeln zu schicken.

Ein Ausflug in das nahe Elsaß ließ mich alles bestätigt finden, was mir Deutsche und Franzosen von der dortigen Stimmung berichtet hatten. In diesem ursprünglich deutschen Lande war der deutsche Karakter in voller Kraft wirksam, aber nicht zu Gunsten der erst aufgekommenen politischen Deutschheit, welche eigentlich ein norddeutsches oder noch genauer ein preußisches Erzeugniß war, und hier gar nicht verstanden wurde. Was hätte auch in unsern heimischen Zuständen eine solche Sympathie wecken dürfen? etwa der Blick über den Rhein in das jämmerlich regierte Baden, in das bedrückte, uneinige Würtemberg, in die zerrissene Pfalz? Da war es doch besser dem großen Frankreich anzugehören, das selbst in der Unterdrückung unter den früheren Königen, unter Bonaparte und jetzt wieder unter den Königen, mit denen die Fremdherrschaft in's Land gekommen war, mehr Freiheit und zugleich mehr Gedeihen und Wohlfahrt genoß, als Deutschland nach seinen großen Siegen. So wenigstens stellten die Elsasser ihre Lage dar, und das Thatsächliche war nicht zu widerlegen. Im Volke lebten die Eindrücke der Bonapartischen Zeit und weiter zurück die der Republik mächtig fort, die Restauration der Bourbons hatte hier noch nicht Wurzel gefaßt. Straßburg galt als eine der revolutionairsten Städte Frankreichs, hier ließ man noch oft den Kaiser Napoleon hochleben, und schaffte auch die Dreifarben nicht völlig ab, welche den Augen seit einem Vierteljahrhundert vertraut und lieb geworden. Gar kein Wohlgefallen fand man aus gleichem Grunde an den neuen Königlichen Truppen, an den statt

der alten berühmten Regimenter neuerrichteten Legionen; dieſe konnten in der That keine Vergleichung mit den Kaiſerlichen Schaaren aushalten, wie dieſe durch und durch kriegeriſch ausgeſehen hatten, ſo ſahen jene nicht einmal ſoldatiſch aus, ihre Haltung war ſchlaff, ihre Waffenübung träge, Geiſt und Eifer fehlten ganz und gar, die alten Bonapartiſtiſchen Offiziere, die noch beibehalten waren, hielten ſich verſchämt zurück, die neuen Bourboniſchen Offiziere wagten ſich nicht hervor, die Truppen fühlten es, daß ſie ihrer Zuſammenſetzung nach untüchtige ſein mußten; nur die Artillerie machte noch eine Ausnahme. Der franzöſiſche Präfekt Graf Bouthillier behandelte die Einwohnerſchaft mit kluger Vorſicht, und ließ vieles unbemerkt, was im innern Frankreich die ſchärfſte Rüge würde erfahren haben. Wenige Monate ſpäter, fand er zu bereuen, dieſe Klugheit um des überwältigenden Anſehens willen, das mit dem Namen des Siegers von Waterloo verbunden war, außer Acht geſetzt zu haben. Wellington war auf einer Truppenbeſichtigungsreiſe auch nach Straßburg gekommen, und der Präfekt hatte angeordnet, daß bei dem Erſcheinen des Helden im Theater das Lied god save the king geſpielt wurde. Als der Lord die Ungeſchicklichkeit übte, hiezu durch Klatſchen ſeinen Beifall zu geben, brach ein ungeheurer Sturm los: „Weg mit fremden Liedern“, hieß es, „franzöſiſche, franzöſiſche!“ Der Tumult war ſo furchtbar, daß der Präfekt ſogleich nachgab, und mit ſeinem Gaſte ſich eiligſt entfernte, um perſönlicher Gefahr auszuweichen. Für den Augenblick mußte es ſchon eine Beruhigung ſein, daß die Unzufriedenheit, obſchon ernſt und zäh und darin ſehr deutſch, doch nicht die geringſte Hinneigung zu den Nachbardeutſchen zeigte. — Mit Rahel dieſe merkwürdige Stadt zu durchwandern, den Münſterthurm zu beſteigen, die früheren Zuſtände uns zu vergegenwärtigen, beſonders auch Goethe's hier verlebte Jugend und meine eigene an dem Oertlichen neu zu entzünden, gab mir einen hohen Genuß, den ich oft erſehnt hatte. Profeſſor Schweighäuſer der Sohn, mit Rahel ſchon von Paris her bekannt, war uns dabei ein erwünſchter, ſinniger Begleiter, der die Vorzüge Straßburgs und des Elſaſſes

als gründlicher Kenner leidenschaftlich anpries und vor Augen zu stellen suchte. —

Bei der Rückkehr nach Baden fanden wir die politischen Kreise noch in größter Aufregung wegen des Mißgeschickes, welches der Geheime Rath von Hänlein, nun preußischerseits wirklich zum Bundesgesandten ernannt, noch vor der Eröffnung des Bundestags erlitten hatte. Dieser Diplomat war in seine neue Stellung mit großem Gepränge und noch größerer Zuversicht eingetreten. Er wollte dem österreichischen Präsidialgesandten Grafen von Buol-Schauenstein, der bisher in Kassel sein Kollege gewesen war, weder an Aufwand noch an Geltung nachstehen, und meinte hier ausdrücklich Preußens Macht und Größe auch durch äußere Mittel vertreten zu sollen. Allerdings lag etwas dieser Art in seinen von Berlin empfangenen Weisungen; man bereute dort, dem österreichischen Hofe einen zu großen Vorrang zugestanden zu haben, und hoffte nach und nach davon einiges abzuringen; allein dies sollte mit Klugheit und Vorsicht geschehen, denn die Eintracht und das Zusammengehen mit Oesterreich war als oberster Grundsatz angenommen. Hänlein's Aufgabe sollte sein, mit dem Grafen von Buol vertraulich zu verabreden, daß Preußen und Oesterreich die Leitung mancher Geschäfte und Einrichtungen gemeinsam übernähmen, den andern Bundesgliedern voraus, die alsdann den beiden vereinten Mächten gegenüber nicht sehr widersprechen würden. Buol nahm die Eröffnungen Hänlein's bereitwillig auf, meinte aber der Inhalt sei in Frankfurt schon durch Briefe von Berlin her bekannt, und nun bleibe nichts übrig, als die vertraulichen Anträge gleich den sämmtlichen Gesandten als förmliche offene darzulegen. Hänlein ging in diese Falle, fuhr mit einem Viergespann bei den Gesandten umher, und machte ihnen kund, was sie nicht wissen sollten. Ihr Staunen verwandelte sich in Unwillen, sobald sie von Buol hörten, daß dieser, weit entfernt sich einverstanden mit Hänlein's Schritten zu erklären, nur über dessen unkluges Benehmen und Preußens gefährliche Vorgriffe bitter klagte, und die andern Gesandten in ihrer Aufregung bestärkte. Von allen größern deutschen Höfen, und besonders von Wien, erfolgte

ein Sturm von Klagen und Beſchwerden, denen man in Berlin keine triftigere Genugthuung geben konnte, als die förmliche Mißbilligung Hänlein's und ſeine ſofortige Abberufung. Er mußte auf ſeinen beſcheidenen Poſten nach Kaſſel zurückgehen. Aber das Aergerniß war ungeheuer, und unſerer ganzen Diplomatik empfindlich; man ſah uns als Leute an, die Arges im Schilde führten, aber ungeſchickt uns ertappen ließen und den Zweck verfehlten. Daß der ehemalige Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten Graf von der Goltz darauf zum Bundesgeſandten Preußens ernannt wurde, konnte den üblen Eindruck nur halb verwiſchen, denn der hohe Titel war keine Bürgſchaft großer Eigenſchaften, und daß man auch dieſen Fähigkeiten nicht zu ſehr traute, verrieth die Beſtimmung, Goltz werde erſt ſpäter eintreffen, die noch immer hinausgeſchobene Eröffnung des Bundestages preußiſcherſeits durch den wegen der Gebietsausgleichungen noch in Frankfurt verweilenden Staatsminiſter von Humboldt geſchehen.

Mittlerweile war ein franzöſiſcher Geſandter, der Graf von Montlezun, in Karlsruhe eingetroffen, und für ihn hatte der Miniſter von Hacke die Antrittsaudienz beim Großherzog in Griesbach erwirkt. Das Hinzögern meiner Vorſtellung am Hofe wurde hiedurch nur um ſo auffallender. Montlezun kam gleich darauf nach Baden, und wir machten Bekanntſchaft. Er gehörte, wie ſich das von ſelbſt verſtand, zu den Ultraroyaliſten, und richtete ſeine Aufträge pünktlich aus, auch wenn ſie gehäſſige waren und Verfolgungen gegen andersdenkende Franzoſen zum Gegenſtande hatten, allein er betrieb dergleichen nicht aus eigener Luſt, und wünſchte überhaupt kein Aufſehen zu machen, da er ſelber nahe daran geweſen war, unter Bonaparte Dienſte zu nehmen, wenigſtens hatte er deſſen früherem Geſandten in Karlsruhe Herrn von Nicolai ſich angeſchloſſen. Von einem ſchmerzvollen Uebel geplagt, hielt er ſich auch geſellſchaftlich zurück; verſuchte er einmal witzig oder luſtig zu ſein, ſchmeckte es etwas nach der Wachtſtube, doch aus der alten Zeit. Uebrigens war leicht mit ihm auszukommen, und ich ſtand mit ihm, nach einigen ſcharfen Worten, die ich ihm zu

hören gegeben, fernerhin auf leidlich gutem Fuße, obſchon er mich mit Bachelu und andern Verbannten in beſtem Vernehmen ſah und meine Vorliebe für die Liberalen wußte.

Fünf Wochen eines belebten Aufenthalts in Baden waren ſchnell verfloſſen, die Geſellſchaft, welche zumeiſt die unſerige geweſen, machte ſchon neuen Ankömmlingen Platz, auch Tettenborn kehrte nach Mannheim zurück, und wir folgten ihm gern dorthin, nach einem kurzen Aufenthalt in Karlsruhe, wo ich für jetzt nicht lange ſein wollte. Der Großherzog weilte noch in Griesbach, und meine Geſchäfte mit Hacke waren ohnehin nur ſchriftlich zu führen. Da ich des Großherzogs ſicher zu ſein glaubte, ſo durfte ich wagen, was ſonſt nicht rathſam geweſen wäre, ſtatt der Hauptſtadt dieſen Sitz der badiſchen Oppoſition zum Aufenthalt zu wählen; die Annehmlichkeiten des hieſigen Lebens ließen kein Bedauern deßhalb aufkommen. Mannheim iſt die im ſüdlichen Deutſchland am meiſten norddeutſche Stadt; ein Kern von höherer Bildung des Geiſtes und Geſchmacks hatte ſich unter dem Kurfürſt Karl Theodor fruchtbar angeſetzt, und pflanzte ſich in Geſelligkeit, Litteratur, Kunſtſinn, beſonders auch im wohlgepflanzten Theaterweſen, noch immer fort, manche Spätlingserſcheinung bezeugte durch Wort und That den Glanz jener frühern Zeiten. Die Familien von Dalberg, von Berlichingen, von Venningen, und andere dieſer Geltung waren hier anſäſſig; der in Karlsruhe beglaubigte niederländiſche Geſandte, Admiral von Kinkel, hatte hier ſeine feſte Wohnung; Fremde, wie der Freiherr Stryck van Linſchoten, der General von Tettenborn, der General von Knorring, Herr Abegg aus Elbing, ließen ſich gern auf längere Zeit hier nieder; an Beſuchenden und Durchreiſenden fehlte es nicht. Ohne Frage war Mannheim damals lebhafter und freundlicher als Karlsruhe; dort hatte ein verſchwundener Hof gute Wirkungen zurückgelaſſen, die ein vorhandener meiſtentheils vermiſſen ließ.

Ich war kaum vierzehn Tage in Mannheim, ſo erfolgte von Seiten Hacke's die verbindliche Aufforderung, mich zum nächſten Hofzirkel in Karlsruhe einzufinden, wo meine Vor-

stellung geschehen werde. Ich kam, und die Vorstellung hatte in gewohnter Weise Statt, mit allem Zubehör von Besuchen und Einladungen. Der Großherzog war äußerst freundlich, und sagte mir sogar mit leiser Vertraulichkeit, er rechne darauf nun außer Tettenborn noch einen zweiten Freund in der Nähe zu haben. Die Großherzogin that gleich, als wär' ich ein alter Bekannter, und gerieth mit mir bald in ein so ernstes Gespräch, daß es den Hofleuten auffiel, und besonders Frau von Hacke ihre Ungeduld nicht bergen konnte; der Großherzog hatte sich schon längst entfernt, und noch immer standen wir und sprachen, die Hofleute mußten auch stehen und warten, bis ich endlich entlassen wurde. „Die Hoheit ist ja sehr gnädig gegen Sie gewesen, Sie müssen ihr angenehme Dinge gesagt haben, so lange hält sie sonst nicht aus", sagte mir Hacke beim Weggehen mehr spitz als artig, und ich erwiederte ihm eben so, daß ich recht gut wisse, welchen Dank ich ihm dabei schuldig sei, zugleich macht' ich ihm die Anzeige, daß ich nochmals nach Mannheim zurückkehren würde, was ihm offenbar unerwartet kam.

Gleich darauf erfolgte auch die Vorstellung bei der verwittweten Markgräfin Amalia und ihrer Tochter Prinzessin Amalie, darauf bei der Königin Friederike von Schweden und ihren Prinzessinnen Töchtern, dann bei den Markgrafen Ludwig und Friedrich; und zuletzt wurde auch die Gräfin von Hochberg nebst Söhnen und Tochter anstandshalber besucht. Die verwittwete Markgräfin wandte mir sogleich ihre Gunst zu, sprach über viele frühere Verhältnisse in Preußen, die mir zum Theil wohlbekannt waren, und bezeigte sich überhaupt so mittheilend, verbindlich und angenehm, daß ich überaus zufrieden sein konnte. Mir entgingen dabei doch die Winke nicht, welche deutlich merken ließen, daß eine vorzugsweise hieher gerichtete Beeiferung und ein Anschließen an die hier gültigen Interessen meinerseits der Preis sein müsse, durch den ich ein solches Wohlwollen und eine solche Freundlichkeit mir verdienen und dauernd erhalten könnte. Ein Ansinnen, welches bei meiner schon ausgesprochenen Ergebenheit für die Großherzogin schwierig zu erfüllen war.

Rahel war unterdeſſen nach Frankfurt am Main gereiſt, um mit Cuſtine's dort wieder zuſammenzutreffen, beſonders aber um Frau von Humboldt wiederzuſehen, die ſeit kurzem dort bei ihrem Gatten angelangt war. Während der vieljährigen Trennung der beiden Freundinnen hatte ſich gar vieles verändert, und Frau von Humboldt nicht zu ihrem Vortheil; ſie war in Wien eine vornehme Dame geworden, dann gar eine hocheifrig Deutſchgeſinnte, und hatte frühere Anſichten und Empfindungen vergeſſen, ja ganze Verhältniſſe ſo ſehr, daß ſie Rahel'n, der ſie einſt das Du ſchriftlich aufgedrungen, und noch zuletzt in häufigen Briefen immer geſchrieben hatte, beim erſten Begegnen mit Sie anredete. Für Rahel war dies nur eine kleine Verlegenheit, weiter nichts, ſie rechnete es ihr nicht an, und fand in ihr allen Zauber der Liebenswürdigkeit wieder, den ſie in der beſten Zeit gehabt. Ich nahm dies anders, und ſah ein Zeichen darin, das gar viel bedeute. Daß der ehemals freie Geiſt in manche Schranken des Gewöhnlichen ſich eingeengt, daß auch die freieren Gefühle, indem ſie ganz wie ſonſt ihren Neigungen folgten, doch das Gewand der herrſchenden frommen Ausdrücke angelegt hatten, das mußte Rahel freilich erkennen und bedauern. Ein Vorfall, bei welchem Rahel, um die Ehre eines Freundes nicht antaſten zu laſſen, den Fürwitz einer Dame zurechtwies, deren ſich Frau von Humboldt annehmen und dabei eine vermeintliche Ueberlegenheit geltend machen wollte, die aber an der wirklichen Ueberlegenheit Rahel's wie Glas an Stein zerſplitterte, konnte nicht beitragen, die alte Innigkeit herzuſtellen, und obſchon äußerlich ein gutes Vernehmen fortbeſtand, das auch von Rahel's Seite ein unzerſtörbar herzliches blieb, ſo war doch etwas Fremdes zwiſchengetreten, das durch neue Trennung nur größer werden mußte. Deſto feſter und ſchöner ſah Rahel ſich mit der Gräfin Cuſtine und mit deren tiefgeiſtigem Sohne verbunden; hier war auch manches Entgegenſtehende in Anſichten und Gewöhnungen, aber dort hatte ſich das Störende auf dem einſt freien Boden aufgethürmt, hier wich es zurück und gab der höheren Freiheit Raum.

In Mannheim genoſſen wir ſchöne Herbſttage, die reiche

Gegend lockte noch oft in's Freie, die Stadt bot angenehme, mannigfache Geſellſchaft, muſikaliſche Aufführungen, ein von alter Zeit her wohlbegründetes Theater, das von ſeiner ehemaligen Blüthe noch ehrenvolles Zeugniß gab. Auch einige politiſche Fäden zogen ſich hier durch das geſellige Leben heimlich durch, von denen ich einige hier berühren muß. Während des Krieges gegen Napoleon war England von dem Verkehr mit dem Feſtlande mehr und mehr abgeſperrt worden, und hatte ſich genöthigt geſehen, ſeine politiſchen Verbindungen ſelbſt bei den großen Höfen nur insgeheim und alſo durch unſcheinbare Agenten zu unterhalten. Zu ſolchem Dienſte gaben ſich unter dieſen Umſtänden angeſehenere Leute her, die ſonſt dergleichen als ihrer unwürdig verſchmäht hätten, ſo der unglückliche Bathurſt, deſſen Verſchwinden bei Perleberg noch heute ein ungelöſtes Räthſel iſt. In Wien war längere Zeit Herr King, Bruder des Lord King, ein ſolcher Agent, mit um ſo mehr Erfolg und Annehmlichkeit, als in der hohen Geſellſchaft ihn ſeine Geburt und bei den vornehmen Damen ſeine ſtattliche Erſcheinung ſehr empfahlen, und namentlich die kurländiſchen Prinzeſſinnen der Reihe nach ihn ſehr begünſtigten. Dieſer war, als der Umſchwung der Dinge dies erlaubte, nicht ſofort in die offenbare Diplomatik übergegangen, ſondern aus Liebhaberei noch auf den geheimen Wegen geblieben, und ſah ſich nun nach dreien Jahren noch auf ſolchen, da er es längſt nicht mehr wünſchenswerth fand; die Aufträge in Wien waren von ſelbſt erloſchen, die dortige Geſellſchaft in alle Welt zerſtreut, und die engliſchen Miniſter wußten für den Augenblick nichts Beſſeres, und gaben dem gutbeſoldeten Agenten den allgemeinen Auftrag, ſich in Deutſchland beobachtend umzuſehen. So kam er nach Mannheim, und führte ſich in die dortige Geſellſchaft ein; doch am meiſten war er bei Tettenborn, und in den vertraulichen Abendſtunden hielt er nicht mit ſeinen Wahrnehmungen und Erfahrungen zurück, und ſcherzte bitter über die Dummheit derer, an die er ſeine Berichte ſchrieb; denn obſchon ganz Tory, war er doch ſtets mit den Führern der Parthei ſehr unzufrieden. Ihm war ſeine jetzige Stellung zum Verdruß,

besonders da ihm nicht entgehen konnte, daß in der Gesellschaft mancher zweifelhafte Blick auf ihn fiel. Sein Geschäft mochte seinen Vorgesetzten oft wichtig genug dünken, denn er empfing Depeschen durch Kouriere und Stafetten, allein die Wichtigkeit hob die Anrüchigkeit nicht auf, und nach einiger Zeit, da kein gesandtschaftlicher Posten sich für ihn aufthun wollte, trat er aus diesen Verhältnissen völlig zurück. So lange er in Mannheim lebte, war er uns eine reiche Quelle mannigfacher Angaben und Aufschlüsse.

Aber in Mannheim verwickelten und spannten sich *noch* andere Geheimfäden englischer Verhältnisse! Ich habe früher schon des hannöverschen Freiherrn von Ompteda zu erwähnen gehabt, dem zur Buße dafür, in Diensten des Königs von Westphalen gewesen zu sein, der schändliche Auftrag geworden war, die Prinzessin von Wallis in Italien zu belauschen und zu verrathen. Er fand sich bei ihr unter dem Scheine eines von der Regierung Verstoßenen ein, war als solcher willkommen und erfuhr die liebreichste Aufnahme; die Prinzessin sah in ihm einen Genossen und Freund, und that sich vor ihm keinen Zwang an; um so sicherer konnte er als Augenzeuge ihre vielfachen Verirrungen an den Grafen von Münster berichten, der dem Prinz-Regenten in jener Zeit nichts wichtiger wußte, als Beweisstücke gegen die Ehre seiner Gemahlin zu empfangen. Ihr Lebenswandel war nicht zu vertheidigen, und ihr englisches Gefolge wurde durch ihre Aufführung so verletzt und beschämt, daß einer nach dem andern wegging, und bald nur Italiäner bei ihr waren. Nur ein Herr Haunam war noch übrig, und auch dieser hatte schon erklärt, daß er nicht bleiben wolle, da brachte ein Zufall den schwarzen Verrath Ompteda's an den Tag, und Haunam hielt sich doch seiner Herrin noch zu sehr verpflichtet, um nicht einer solchen Büberei gegenüber noch zuletzt für sie aufzutreten. Ompteda war bereits geflohen, allein Haunam's Herausforderung folgte ihm nach Deutschland, und er konnte ihr nicht ausweichen. Aber schlagen wollte er sich keineswegs, im Gegentheil anstatt sein Leben zu wagen jetzt den Lohn seines Thuns genießen; in der That hatte der Graf von Münster ihn zum han-

növerſchen Geſandten in Rom ernennen laſſen, und wußte ihm auch über den Zweikampf hinauszuhelfen. Ompteda hatte Mannheim zum Stelldichein beſtimmt, und eben ſo den Zeitpunkt des Zuſammentreffens; Ompteda kam zur rechten Zeit, und wartete drei Tage, am letzten kam ein engliſcher Kourier und brachte ihm Depeſchen aus London, worauf er ſich ſeine Anweſenheit und Warten beſcheinigen ließ und augenblicklich nach Hannover abreiſte, um ſich von da nach Rom zu begeben. Erſt lange nachher erfuhr ich den ſchändlichen Zuſammenhang. Haunam war nach England gereiſt, um vor dem Zweikampfe ſeine häuslichen Angelegenheiten zu ordnen; als dies geſchehen und er im Begriff war nach Mannheim abzugehen, traf er unerwartete Schwierigkeiten und wurde gerichtlich verhindert London zu verlaſſen; dieſe Händel hatte Münſter angeregt. Haunam mußte den für Mannheim feſtgeſetzten Tag verſäumen, und als er nach weggeräumtem Hinderniſſe nicht mehr zu halten war, ſandte Münſter jenen Kourier voraus, jetzt möge Ompteda nur eiligſt abreiſen, und ſich darauf berufen, daß er auf den Gegner vergebens gewartet habe. Als Haunam eintraf und jenen nicht mehr fand, war er außer ſich, auf ihn den Unſchuldigen fiel nun ein zweideutiges Licht; er verwünſchte den Gegner, deſſen Weg und Ziel er nicht erfahren konnte, und kehrte nach England zurück. Was ſoll man zu ſolch niedrigen Ränken ſagen, verübt von Leuten hohen Ranges und Amtes, und die dabei noch immer für Ehrenmänner gelten wollen! —

In den Herbſt dieſes Jahres fielen einige politiſche Ereigniſſe, die ich nicht unerwähnt laſſen darf. Eines der wichtigſten und folgenreichſten geſchah in Frankreich; die Ultraroyaliſten, die Fanatiker, die weißen Jakobiner, wie ſie auch genannt wurden, hatten in der Deputirtenkammer, wie ſie nach den hundert Tagen durch Gewalt- und Trugwahlen zu Stande gekommen war, dergeſtalt die Oberhand und mißbrauchten dieſe zu ſo maßloſem Wüthen, daß ſie der Regierung ſelbſt gefährlich wurden und der König ſie fürchten mußte. Ludwig XVIII. hatte keineswegs den hellen Verſtand und den feſten Willen, die man ihm bisweilen zugeſchrieben,

allein er war im höchsten Grade eifersüchtig auf seine angeborene Macht und Würde, und wenn diese bedroht schienen, so konnte allerdings sein träger Sinn zur Entschlossenheit gereizt werden. Sein Bruder und Thronfolger, der Graf von Artois, stand an der Spitze jener Parthei, die den König meistern wollte, und dieser fühlte die Nothwendigkeit gegen die Parthei seines Bruders einen kräftigen Schlag auszuführen. Durch seinen Minister Decazes geleitet, gab er die berühmte Verordnung vom 5. September, durch welche die Deputirtenkammer aufgelöst, neue Wahlen anbefohlen und zugleich die Versicherung ertheilt wurde, daß die beschworene Verfassungsurkunde unverletzt bleiben sollte. Die Ultra's waren geschlagen, eine gemäßigtere Kammer ging aus den neuen Wahlen hervor, die Regierung benahm sich etwas freisinniger; im Ganzen aber war wenig gewonnen, die Minister schalteten willkürlich wie vorher, die geschlagene Parthei behielt Macht und Einfluß, und immerfort wurde sie ängstlich berücksichtigt, ihren Forderungen nachgegeben, besonders wenn es galt Bonapartisten und Liberale zu verfolgen. Dennoch kann man sagen, daß jene berühmte Verordnung vom 5. September damals Frankreich gerettet, die Katastrophe, zu der die blinde Wuth der Reaktion die Bourbons drängte, noch auf viele Jahre hinausgeschoben hat.

Daß der österreichische Kaiser Franz, durch den Tod der edlen und geistvollen Kaiserin Maria Ludovika von Este zum drittenmal Wittwer, zur vierten Heirath schreiten würde, war von Allen, die ihn kannten, vorausgesagt worden. Er wählte die Tochter erster Ehe des Königs Max Joseph von Baiern, die früher dem Kronprinz von Würtemberg vermählt gewesen war; jedoch hatte dieser die Ehe nicht vollzogen und sie in der Folge als ungültig aufgelöst. Diese neue Verbindung war für die süddeutschen Verhältnisse politisch wichtig, insofern sie den Vergrößerungsgelüsten Baierns einen neuen Rückhalt an Oesterreich gab, und deren vereinte Zwecke Würtemberg und Baden mißtrauischer und wachsamer machen mußte.

Wichtiger und unmittelbarer einwirkend war der plötzliche

Tod des Königs Friedrich von Würtemberg und die Thronbesteigung seines Sohnes, des nunmehrigen Königs Wilhelm's I., der als Kronprinz, wie die meisten Kronprinzen, große Hoffnungen erregt hatte. Seine Anhänger priesen seinen Kriegsmuth und seine Feldherrngaben, für beides sollte die Schlacht von Monterau zeugen; die Deutschgesinnten rechneten auf ihn, die Freigesinnten nicht weniger. Man hoffte, der würtembergische Verfassungsstreit würde durch ihn auf das glücklichste erledigt werden; Stein war mit ihm in Briefwechsel, Wangenheim hatte sein ganzes Vertrauen, aus dem Rathe solcher Männer glaubte man, müsse Vortreffliches hervorgehen. Sehr bedeutend erschien seine Gemahlin, die Königin Katharina, Schwester des russischen Kaisers, auf welchen sie nicht ohne Einfluß war und durch dieses Verhältniß das Ansehen Würtembergs weit über das Maß seines eigenen Vermögens erhob. Für Baden konnte dieser Weg auf Rußland einzuwirken, so wie die ganze Stellung des Königs nur günstig sein, wiewohl noch niemand daran dachte, beides zu benutzen; im Gegentheil suchte man dem Großherzog Mißtrauen einzuflößen, und den Verfassungseifer des Königs als für Baden nachtheilig zu schildern, wo das Wort Verfassung oder Stände dem Hof und dem bisherigen Regierungswesen ein Gräuel war.

Für Deutschland erschien denn auch nach langem Harren endlich der Bundestag; er wurde am 5. November feierlich eröffnet. Der österreichische Präsidialgesandte unterhielt in einer schwerfälligen ungelenken Rede die Versammlung und demnächst die Nation — denn die Verhandlungen mußten damals vorschriftgemäß im Druck erscheinen — von den guten Absichten und großen Zwecken, welche die Regierungen durch den Bund erreichen wollten, und belehrte sie ausdrücklich, daß der Bund kein Bundesstaat, sondern ein Staatenbund sein solle, ein Unterschied, auf den man eben erst aufmerksam geworden war. Wilhelm von Humboldt, der preußischerseits bei dieser Eröffnung auftrat, sagte nichts Erhebliches, und auch die andern Gesandten gaben nur längere oder kürzere Zustimmung. Alles ging kühl, träge, pedantisch her. Dem entsprach die öffentliche Theilnahme;

durch das lange Zögern und durch alles was von den vorbereitenden Anstalten und Berathungen bekannt geworden, hatte sich die Täuschung, als werde hier den Deutschen ein neues Heil aufgehen, längst verloren, man sah Preußen mit Oesterreich einverstanden oder diesem nachgiebig, und von Oesterreich wußte man, daß es nur den alten Einfluß in Deutschland anstrebte, um jede neue Entwickelung zu hemmen. Mit gleichgültiger, oder höhnischer Neugier vernahm man die mannigfachen, oft lächerlichen Vorgänge, in denen der Bundestag sich bemerklich machte. Für Oesterreich und Preußen war er eine auswärtige, das Volk so gut wie gar nicht berührende Angelegenheit; Baiern und die übrigen ehemals rheinbündnischen Staaten fürchteten eine Beschränkung ihrer theuer erworbenen Souverainität; Sachsen und Hannover, ersteres durch Verlust, letzteres durch zu geringen Gewinn mürrisch, zeigten keine Neigung zum raschen Fortschreiten; die Kleinsten der Bundesglieder wußten noch nicht, ob der Bundestag ihre Selbstständigkeit aufheben werde oder befestigen, die Mediatisirten sahen schon, daß ihren Ansprüchen der Boden nicht günstig sei, und eben so war die katholische Parthei schon völlig überzeugt, daß die Wünsche und Strebungen ihrer Kirche hier nie durchdringen würden. Daß der Bundestag nicht dazu da sei, die Sache des Volks und der Freiheit, der gemeinsamen Wohlfahrt und Ehre des Vaterlandes zu fördern, diese Ueberzeugung war allgemein verbreitet und leider nur zu sehr begründet.

Dennoch gab es unter den Bundesgesandten selbst eine kleine Schaar vaterlandseifriger und muthiger Männer, deren Gesinnung und Kraft den Bundestag, seiner schlechten Anlage zum Trotz, und wider alles Gegenstemmen der Großmächte, zu einer wirksamen Nationalbehörde zu machen strebten, zum gesetzlichen Anhalt für Recht und Freiheit, zur lebendigen Mitte des deutschen politischen Lebens. Gagern von Luxemburg und Nassau, Plessen von Mecklenburg-Schwerin, Berg von Oldenburg, Smidt von Bremen, standen in diesem Streben rühmlich voran, und suchten sowohl die Arbeiten der Bundesversammlung selber zu beleben und zu fördern, als auch für dieselben nach außen den Antheil und

die Gunst der Nation zu gewinnen. Was in der ersten Zeit am Bundestage noch einigermaßen von Trieb und Thätigkeit zu finden war, die Berathung über die Weiterentwickelung des Bundes durch organische Gesetze, die Ernennung besonderer Ausschüsse für bestimmte Geschäfte, das Annehmen und Erwägen aller Arten von Beschwerden, dies und vieles Andere ist hauptsächlich dem wackern Eifer dieser thätigen und klugen Minderheit zu verdanken, vor deren Ueberlegenheit an Einsicht und Kenntniß, das große Ansehen des höchstbeschränkten Präsidialgesandten sich beugen mußte. Zum Theil mit ihnen verbunden, zum Theil unabhängig von ihnen, wirkten noch viele deutsche Männer zu demselben Zwecke. Ich selbst ließ es mir angelegen sein, die Hoffnungen auf den Bundestag nicht sinken zu lassen, ihn als die ausgesprochene Einheit der Nation zu bezeichnen, als das vorläufig um alle Stämme geschlungene Band, das, wie schwach und lose jetzt es noch sein möge, durch unabläßigen Eifer und gemeinsame Arbeit ein starkes und festes werden könne. So lange jene Minderheit, aus der später durch Wangenheim's Zutritt eine kraftvolle Opposition entstand, in ihrer Richtung thätig blieb, durften wir die Hoffnung, daß der Bundestag den gerechten Forderungen der Nation entsprechen könne, wirklich nicht aufgeben.

Als wir nach Karlsruhe gegen Ende des Novembers zurückkehrten, war der Hof dort bereits wieder beisammen, und es verlautete, daß derselbe für den Winter allerlei festlichen und gesellschaftlichen Glanz entfalten werde, man wollte dem widerspenstigen Mannheim zeigen, daß Karlsruhe die Hauptstadt sei. Niemand hatte besseren Willen und schöneres Talent die Geselligkeit zu beleben, als die Großherzogin, allein den Raum und Stoff dazu hätte sie erst erobern und schaffen müssen, und hiefür war sie weder kriegerisch noch kräftig genug. Die steifen Formen des Hofwesens konnte sie nicht durchbrechen; sie hatte nicht die Macht, die engen Gränzen der herkömmlichen Einladungen zu erweitern, ja nicht einmal die, innerhalb dieser Gränzen nach eigenem Sinn zu wählen. Das Hofgesinde wollte zwar Aufwand

und Gepränge, aber nur zur Befriedigung des eigenen Stolzes und Wohllebens; gleich Schauspielern, die bei jedem aufzuführenden Stücke nur fragen, was ihnen darin Vortheilhaftes sei, wollte jeder nur das gelten lassen, wobei er persönlich seine Rechnung zu finden glaubte. Eine Gesellschaft bei der Großherzogin durfte sicher sein, von dem Anhange der verwittweten Markgräfin wenig schmackhaft gefunden zu werden, ein Gleiches geschah den Gesellschaften der Markgräfin von Seiten des Großherzoglichen Hofes; die Markgräfin Friedrich konnte dazwischen gar nicht aufkommen, und der Hochberg'schen Familie wäre es als eine Erdreistung ausgelegt worden, hätte sie sich als Gesellschaftsmitte benehmen wollen. Unter diesen Hemmnissen von Neid und Eifersucht, und wechselseitigem Aufpassen und Mäkeln war eine freie und geistige Geselligkeit unmöglich, und statt ihrer war es nur die Langeweile, welche die schönen Säle füllte und dort reichlich bewirthet wurde. So lange das Franzosenthum geherrscht hatte, waren Bürgerliche zugelassen worden, nachdem die Deutschen gesiegt, wollte man wieder recht vornehm sein, und jene wurden ausgeschlossen. Als mir der Geheime Legationsrath Friederich mit Unwillen erzählte, daß auch ihm, der früher allen Hofgesellschaften beigewohnt und als Dichter sie verherrlicht hatte, jenes Loos zu Theil geworden, konnte ich ihm zu seinem Troste versichern, daß am Hofe zu Berlin dasselbe Verfahren stattgefunden habe. Konnte für Friederich der höhere Rang im Staatsdienste keinen Zutritt am Hofe begründen, so war dieser noch weniger möglich für Männer, die bei größter Auszeichnung jenen Rang noch nicht erreicht hatten, wie der Finanzrath Nebenius und der Regierungsrath Winter, spätere Minister und schon damals allen Karlsruhern wohl bekannt, von denen aber in der höheren Gesellschaft auch nur die Nennung ihrer Namen schon zu viel gewesen wäre! —

Mit Friederich kam ich bald in ein vertrautes Verhältniß; unsere politischen Gesinnungen stimmten sehr überein, und nicht viel weniger unsere litterarischen Neigungen. Seine gebildete Förmlichkeit gefiel den Frauen, und auch Rahel

mochte ihn leiden, obschon sie vom ersten Augenblicke geurtheilt hatte, sein Gutes ermangele der durchdringenden Kraft, und suche daher Hülfe in seinen Klügeleien und Berechnungen, so wie sie vorhersagte, daß die angenehme Artigkeit, deren er sich befliß, später in abstoßende Pedanterei umschlagen würde. Seine Zwecke verlor er nicht leicht aus den Augen und meine Bekanntschaft war ihm in diesem Betracht gewiß nützlich, mehr als mir die seinige, denn ich war am fremden Orte besser unterrichtet und fester gestellt, als er im heimischen. Mich mit Rebenius und Winter bekannt zu machen, lehnte er ab, weil er als geborner Pfälzer mit diesen Altbadnern nicht in bestem Vernehmen stand, und von ihnen mit Mißtrauen angesehen wurde.

Doch im diplomatischen Kreise selbst eröffnete sich unerwartet eine heitere liebenswürdige Geselligkeit, wie sie nur zu wünschen war. Der hannöversche Gesandte von Reden traf in Karlsruhe mit seiner Familie ein, und alle Vorzüge norddeutschen Umgangs folgten ihr. Der Gesandte war ein alter Staatsdiener aus den Zeiten vor der französischen Revolution, ein geschworener Feind von dieser und allen ihren Folgen, ein strenger Anhänger alten Rechtes und Herkommens, voll tiefer Ehrfurcht seinem Fürsten ergeben, mit blinder Zuversicht alles ausführend und billigend, was ihm höheren Ortes befohlen wurde. Von Regensburg her hatte er gründliche Kenntniß des alten deutschen Staatsrechts, aber auch sonst ungemeine Gelehrsamkeit, und in Sprachen, Geschichte und besonders Genealogie, ein Gedächtniß, dem jeden Augenblick sein ganzer Reichthum zu Gebote stand. Dabei beliebte er, diese Kenntnisse beeifert mitzutheilen, so wie seine Grundsätze zu bekennen, in lebhafter, beeilter, sich überstürzender Rede, die doch fast niemals lästig wurde; denn er spann nichts in's Weite aus, ging bereitwillig von einem Gegenstande zum andern, weil ihm jeder fruchtbar war, und beachtete mit aufmerksamer Güte so wohlmeinend den Geschmack, die Verhältnisse und Neigungen des Hörenden, daß dieser sich nicht gelangweilt, sondern eher geschmeichelt fand, und bei den oft heftigen Ausbrüchen des guten Alten

ſeine überſchwängliche Herzensgüte, ſein menſchenfreundliches Wohlmeinen nicht verkennen konnte. Wer keinen andern Gewinn aus ſeiner Unterhaltung zog, der hatte wenigſtens den, ſeine Eigenheiten aufzufaſſen und bei Gelegenheit ſcherzend wieder vorzutragen. Seine Liebenswürdigkeit überwand jede Schroffheit, und ſo wurde es möglich; daß er in gleicher Weiſe meine Freigeiſtereien duldſam ertragen, wie ich lächelnd es anhören konnte, wenn er auf die verfluchten Konſtitutionellen ſchalt, ein Ausdruck, den einſt ſelber aus Grund der Seele ausſprechen zu ſollen ich mir nicht träumen ließ! Was aber dem alten Reden völlig mein Herz gewann, war ſeine hohe Werthſchätzung Rahel's, von deren Weſen er ganz eingenommen war. Frau von Reden ſtimmte wie in vielem andern ſo auch hierin mit dem Gatten überein, hatte aber ſonſt über Welt und Menſchen ihr eigenes, mitunter ſcharfes Urtheil! ſie hatte ſich darein ergeben, kränklich und alt zu ſein, doch merkte man, daß gewiſſe Anſprüche noch fortdauerten, und nur die Form gewechſelt hatten; auch bei ihr aber war behagliche Freundlichkeit und launige Geſprächsluſt vorherrſchend. In der älteſten Tochter Henriette zeigten ſich die guten Eigenſchaften der Eltern gleichſam verklärt, ſie hatte großen Verſtand und ein ſicheres Urtheil, raſche Gewandtheit und den leiſeſten Zartſinn, bei der freieſten Selbſtthätigkeit war ſie unabläſſig aufmerkſam und beſorglich für die Andern, lenkte vorſichtig alles Störende ab, half über Schwierigkeiten hinweg, füllte Lücken aus, und das alles ſo leicht und natürlich, daß ſie als ein wohlthätiger Genius für die Geſellſchaft arbeitete, in der ſie heiter und froh nur ſich zu unterhalten ſchien. Stiller und in ſich gezogen war die jüngere Schweſter Eliſe, doch der Grundton von Güte und Laune, der die ganze Familie auszeichnete, fehlte auch in ihr nicht, ſo wenig wie in einem Bruder und in einer nahen Verwandten, die auf längere Zeiten zum Beſuch kamen. In dieſer wahrhaft edlen und vortrefflichen Familie war jeden Abend nach norddeutſcher Sitte die Theeſtunde der Geſelligkeit gewidmet, und ſo groß war die Anziehkraft der Unterhaltung, die man dort zu finden verſichert war, daß auch Karlsruher Herren und

Damen ſich gern einfanden, doch ohne je das Uebergewicht zu erlangen. Das altariſtokratiſche Anſehen that hier ſehr gute Wirkung, ſodann aber auch die bildende Thätigkeit, welche von mehreren, einander in gleichem Sinne unterſtützenden Mitgliedern der Familie übereinſtimmend geübt wurde. Weder bei minderem Rang noch bei geringerer Zahl hätte eine Geſelligkeit dieſer Art in Karlsruhe Wurzel faſſen und beſtehen können; das Haus war das einzige dieſer Art in der Stadt, für uns in der erſten Zeit eine wahre Zuflucht. Nur blieb die Familie nicht immer am Orte, und wie wir nach Mannheim oder Baden, ging ſie zeitenweiſe nach Stuttgart oder Aſchaffenburg.

Rahel hatte gleich anfangs erklärt, daß ſie nicht an den Hof gehen würde; ſowohl Kränklichkeit als Geſchmack und Neigung mußten ſie von dieſen tödtlich langweilenden Anſtrengungen der geputzten Jämmerlichkeit zurückhalten. Die Großherzogin aber, die ſchon durch die Gräfin Walſch von ihr gehört hatte, war ungeduldig ſie kennen zu lernen und ſah ſie bei der Gräfin Walſch; der wechſelſeitigen Zuneigung, die ſich ſogleich zu erkennen gab, waren aber die Verhältniſſe nicht günſtig, und die Gelegenheit ungeſtörten harmloſen Sehens wiederholte ſich nicht oft. Leichter war dieſe für mich, und die Unterredungen, die ich mit der liebenswürdigen Fürſtin hatte, waren ſo ernſt und offen, wie es die Lage der Sachen erforderte. Sie verſicherte mich des unwandelbaren Wohlwollens und Vertrauens des Großherzogs, und fügte hinzu, daß ich es ſeiner bekannten perſönlichen Scheu und Trägheit zuſchreiben müſſe, wenn er ſeine Geſinnung nicht ſelbſt entſchiedener ausſpräche oder gar thätig werden ließe; die gelegentlichen Einflüſterungen, durch die mir Herr von Hacke bei ihm zu ſchaden geſucht, hätten nicht das geringſte gewirkt; im Gegentheil ſei er ſehr gegen dieſen ſeinen Miniſter verſtimmt und mißtrauiſch, und ihn zu entlaſſen geneigt, obſchon das zum Schaden des Landes wohl ſo bald noch nicht geſchehen würde. In der That zeigte der Großherzog mir bei den wenigen öffentlichen Gelegenheiten, wo ich ihn ſprechen konnte, — denn Hacke ſuchte mich ſogar mit Unhöflichkeit entfernt zu halten, — die

freundlichste Gewogenheit, und gleicherweise that die Großherzogin, so daß die widriggesinnten Hofleute ihren Aerger darüber nicht verbergen konnten, und Hacke gegen meine Kollegen spöttisch davon sprach, was doch dem Großherzog so besonders an mir gefallen möge?

Bei dem erklärten Kriege durfte ich den Feind in keiner Weise schonen. Für meine Angriffe gegen ihn war kein Boden günstiger, als der Salon der verwittweten Markgräfin Amalia; sie liebte es, daß an ihrer Mittagstafel und in ihren Abendkreisen etwas vorging, das anregte und belustigte, und wenn der Scherz nur nicht alles Maß überschritt, so konnte er auf ihren Beifall rechnen, dem das Einstimmen der Andern nicht fehlte. Anwesend und abwesend mußte Hacke mir als Zielscheibe dienen, die gar leicht und gut zu treffen war. Die Markgräfin gab ihn völlig preis; ihre Tochter aber, Prinzessin Amalie, nahm mich eines Tages bei Seite, und sagte, sie sehe hinter dem Scherz einen schweren Ernst, und wünschte, daß ihr Bruder, der Großherzog, hören könnte, wie über seinen Minister gesprochen werde, der nach ihrer Einsicht zum großen Schaden des Landes jetzt diesen Platz einnehme.

Wirklich hatte er in dieser Zeit, wo Baiern mit unermüdeter Thätigkeit darauf hinarbeitete auf Badens Kosten große Erwerbungen zu machen, und zu diesem Zwecke immer mehr Boden bei den großen Höfen gewann, diese in auffallender Weise vernachlässigt oder sogar aufgereizt. Auf Rußland nahm er gar keine Rücksicht, Frankreich und England schienen ihn nichts anzugehen, wider Preußen bezeigte er entschiedenen Widerwillen, gegen Oesterreich aber nahm er sich eine solche Sprache heraus, daß der Fürst von Metternich, damals gerade in Weimar, die badischen Noten gar nicht mehr annehmen wollte. Dabei rieth er dem Großherzog, der ganz unglücklich darüber war, in einige Landabtretungen an Baiern zu willigen. Die Aussicht, von Baiern und vielleicht sogar von Oesterreich große Geldsummen als Entschädigung zu bekommen, wurde weit eröffnet; sie war um so lockender, als die badischen Finanzen sehr schlecht standen und die Bedürfnisse des Hofes täglich wuchsen; dem Groß-

herzog wurde noch besonders damit geschmeichelt, solche Geldsummen würde er, da es weder Stände noch Verfassung gab, ganz für persönliche Zwecke verwenden können, und manche Höflinge, die sehr wohl wußten, daß wo große Summen in's Spiel kommen, immer etwas für die Nahestehenden abfällt, thaten ihr Mögliches, diesen Ausweg als den allerbesten vorzustellen. Die Gefahr war dringend; der Großherzog konnte zu einer unglücklichen Einwilligung überredet werden, es konnte aber auch, bei dem Stillschweigen oder gar halben Zugeständnisse Badens ein durch Baiern den großen Höfen zu entlockender Beschluß als ein europäischer Machtspruch dem Großherzog und seinen Dienern unwiderstehlich dünken, und die Zerreißung des Landes, die Beschränkung des Erbrechtes zur Folge haben. Ich erwog den Stand der Sachen mit Tettenborn, und durch ihn, der ihm als Freund und Landeskind nur Vertrauen, als unbetheiligter russischer General kein Mißtrauen einflößte, ließ er sich überzeugen, daß es Zeit zu thätigem Handeln sei. Schwer war es, ihn zu den nöthigen Maßregeln zu bestimmen, aber es gelang doch zum Theil. Zuerst wurde der badische Bundesgesandte in Frankfurt Herr von Berstett angewiesen, mit dem von Hacke ganz unbeachtet gebliebenen, von Berstett aber klug herangezogenen russischen Gesandten von Anstett die badische Sache zu berathen, und über den Erfolg ohne Hacke's Wissen unmittelbar an den Großherzog zu berichten. Dann mußte Hacke, der nicht ahndete, woher dem Großherzog dieser Einfall kam, die außerordentliche Sendung des Generals von Schäffer nach St. Petersburg und des Generals von Stockhorn eben so nach Berlin veranstalten; nach Wien aber eine solche Sendung ebenfalls anzuordnen, lehnte er beharrlich ab, und eben so wenig wollte er das Geringste thun, um den guten Willen des durch die russische Verbindung jetzt so wichtigen Würtembergs aufzuregen. Der badische Gesandte von Marschall in Stuttgart, schien der Mann, der an Hacke's Stelle treten könnte, er wurde abgerufen, um in Karlsruhe zur Hand zu sein; allein so lange er nicht wirklich das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten erhielt, war es

nur ein Uebelstand, daß er in Stuttgart fehlte. So zog sich bei mancherlei Anstalten alles in ungenügender Weise hin, und diejenigen, denen es am meisten oblag, sorgten am wenigsten. Der Sturz von Hacke schien unerläßlich, wenn aus der Halbheit heraus ein wirksames Ganzes entstehen sollte.

Ich unterließ nichts, um darauf hinzuarbeiten; ich führte eine gute Sache, die des Landes und Fürsten, wo ich angestellt war, die dem preußischen Vortheil entsprechende, nebenher meine persönliche. Hacke selbst vermehrte unabläßig die Waffen, die gegen ihn zu gebrauchen waren. Sein loses Reden, sein unsinniges Betragen machten ihm stets neue Feinde. In der Großherzoglichen Familie hatte er nirgends einen Anhalt. Mit dem niederländischen Gesandten Admiral von Kinkel entzweite er sich in dieser Zeit auf das bitterste durch nichtsnutzige Klatscherei; ebenso beleidigte er die badischen Offiziere durch Spöttereien, die wenigstens ihm nicht zustanden. Keiner der Diplomaten in Karlsruhe war ihm Freund, jeder hatte über ihn zu klagen. Sonderbar genug schien nur allein bei dem Großherzog noch einige Gunst für ihn vorhanden, so daß ich bisweilen zweifeln durfte, wie es dieser denn eigentlich wohl meine? —

Doch durfte mich das nicht irren, ich betrieb meine Sache mit fester Thätigkeit. Mit Friederich hatte ich beinahe täglich hierauf bezügliche Unterredungen; auch besprach ich die Lage der Dinge mit dem braven Minister von Marschall, er übersah jedoch ihren weiteren Zusammenhang nicht ganz, und war außerdem wegen der Unbestimmtheit, in der man ihn ließ, tief mißvergnügt, ja er ahndete schon, daß er gegen Andere werde zurückgesetzt werden. Mir konnte nicht fehlen, auf die Gesandten von Reden, von Maltitz und selbst auf den Grafen von Trauttmansdorff, der zwar gegen Baden aber auch entschieden gegen Hacke war, im Stillen einzuwirken, ihre Depeschen trugen gewiß manche Färbung aus meinen Mittheilungen. Daß der würtembergische Gesandte Graf von Gallatin abberufen wurde, ist oben schon erwähnt. Einstweilen versah den Posten ein

Geſchäftsträger Namens Cognard, der mir von ſeinem bisherigen Miniſter Grafen von Wintzingerode nachdrücklich empfohlen war; ich ſelbſt ein Neuling ſollte den Neuling leiten, denn an Dienſtjahren alt genug hatte er doch bisher nie ſelbſtſtändig zu handeln gehabt. Ich benutzte ihn, um zuvörderſt in Stuttgart die zweckmäßigen Eindrücke geben zu laſſen, die ſodann nach St. Petersburg übertragen werden konnten. Ich ſchrieb in gleichem Sinne nach Frankfurt am Main, wo der Heerd aller deutſchen politiſchen Angelegenheiten war, und jede Anſicht leicht ihre Verbreitung fand. Am eifrigſten und ſorgfältigſten berichtete ich den mißlichen Zuſtand Badens in meinen Depeſchen nach Berlin.

Inzwiſchen belebte ſich der Winter durch mancherlei Beſuch; Auguſte Brede kam von Stuttgart, und wohnte eine Zeitlang bei uns, deßgleichen der Freiherr von Otterſtedt, der in Stuttgart den neuen König begrüßt hatte, und auf der Rückreiſe nach Frankfurt in Karlsruhe ſcheinbar nur uns beſuchte, in der That aber ſich würtembergiſchen Aufträgen unterzogen hatte; der König war mit Baden etwas geſpannt, und wollte ſeinen eigenen Geſchäftsträger nicht gebrauchen, ſondern hielt ſein Anbringen durch einen fremden Diplomaten, mit dem man ihn allerdings von altersher vertraut wußte, für unverfänglicher; Otterſtedt ſollte die Verſicherung der freundnachbarlichſten Geſinnungen geben und zur Standhaftigkeit ermahnen, allein er fand niemanden, der ihn hätte anhören wollen, denn zum Großherzog war nicht zu gelangen, und Hacke durfte nicht erfahren, was ja zumeiſt gegen ihn ſelbſt gerichtet war. Ich kannte Otterſtedt's Schwatzhaftigkeit, und ſagte ihm nicht mehr als nöthig war, rieth ihm aber, in Frankfurt dem Herrn von Berſtett die Beſorgniſſe und den guten Willen, die man in Stuttgart hatte, mitzutheilen, was er auch that, und auf dieſem Wege wurde der Großherzog von allem unterrichtet. Unter den Beſuchen dieſes Winters muß ich noch den Fürſten von Solms-Lich anmerken, der keiner politiſchen Abſichten geziehen wurde, aber dem Hofe der Markgräfin Amalia, wo er ſein Lager aufſchlug, einige Beluſtigung gab

durch das Bemühen im Vortrage franzöſiſcher Trauerſpiele die Meiſterſchaft Talma's zu erreichen. Zum Namenstage der Großherzogin, dem 26. Dezember, der diesmal durch Hoffeſte beſonders gefeiert wurde, erſchien auch aus Stuttgart der Geſandte von Küſter, mit dem ich in beſtem Vernehmen ſtand, ohne ihm doch mehr anzuvertrauen, als das amtliche Verhältniß es erforderte, denn er hatte Ausſicht als Geſandter nach München zu kommen und ſchien, wo nicht der baieriſchen Sache günſtiger als der badiſchen, wenigſtens gleichgültig für die letztere. —

Aber bei allem Eifer, den ich dieſer Sache widmete, ließ ich doch nicht meinen Blick ausſchließlich auf ſie geheftet; er umfaßte das ganze politiſche Gebiet, was zu Hauſe in Berlin vorging, was in Deutſchland, dieſer Muſterkarte mannigfacher Staatengebilde, zuſammen- und auseinanderſtrebender Beſtandtheile, ſich hervorarbeitete, die Gährungen in Frankreich und England, alles reizte und beſchäftigte mich, und in allem zumeiſt die Entwickelungen der Völker zur Freiheit, zu freien Verfaſſungen; was dahin ſtrebte zu fördern, zu ſteigern, war mir heiligſtes Anliegen. Der gute Schein, den in dieſer Beziehung Preußen von dem Wiener Kongreß her trug und in ſpäteren Verkündigungen nicht gerade abwerfen wollte, konnte mich in dieſer Richtung äußerlich genugſam ſchützen, und ich war verſichert, daß, ſo lange der Staatskanzler das Steuer führte, mich dieſerhalb kein amtlicher Vorwurf treffen würde, falls nicht ein beſonderes Aergerniß dazu aufforderte: ein ſolches aber war ſo leicht nicht zu befürchten, da ich nirgends öffentlich aufzutreten hatte, und meine Stimme nur in den namenloſen Erörterungen der Tagesſchriften und Zeitungen erhob; das mündliche Wort kam weniger in Betracht, wurde vergeſſen oder verziehen, oder gar als ein kluges Erkunden gedeutet, bei dem die eigene wahre Meinung nicht betheiligt ſei. In jener Zeitungsthätigkeit war ich ſeit Jahren heimiſch, hatte gute ſichere Verbindungen, und konnte begünſtigt von den Umſtänden manchen kühnen Wurf wagen. Die Funken ſprühten weit umher, zündeten vielfach, und die ſichtbare Wirkung wurde zum Anreiz, das Feuer unabläſſig fort-

zuſetzen, zu verſtärken. Unzählige kürzere und längere Aufſätze von mir liegen in den Jahrgängen der damals geleſenſten Zeitungen zerſtreut; was ſich davon bei mir durch Zufall erhalten hat, iſt von der Art, daß ich es noch heute in meinem Alter billigen kann, weder des Inhalts, noch des Ausdrucks hab' ich mich zu ſchämen, und wie ſehr ich aus dem tiefſten Sinn und Leben der Nation heraus geſprochen, dafür gilt als beſtes Zeugniß, daß dreißig Jahre ſpäter, als die Nation erwachte, und wirklich frei zu werden begann, meine früheren Worte großentheils ein Ausdruck deſſen waren, was die neueſte Zeit im Allgemeinen forderte. Meine Artikel ſprachen unaufhörlich für das Bürgerthum, gegen die Vorrechte des Adels, gegen die Willkür der Behörden, für die Erfüllung des dreizehnten Artikels der Bundesakte, für die Einheit der ſtändiſchen Vertretung; wo ſich Gleichgeſinnte zeigten, trat ich ihnen bei; Rotteck ſchrieb über ſtehende Heere, bald nachher Liebenſtein ebenfalls, Oelsner ſchrieb über das preußiſche Kabinet, ich zeigte ihre Schriften lobend an, nicht einmal oder zweimal, nein an den verſchiedenſten Orten und immer wieder. Ich war für das Schweizeriſche Muſeum von Troxler, für Luden's Nemeſis, beſonders auch für die Jenaiſche Litteraturzeitung thätig, und hier war, wenn die Zeitungen mehr den Plänkeleien dienten, bisweilen der Ort für ſchweres Geſchütz.

Ich kann mir nicht verſagen, ein paar kürzere Artikel, in der Mitte des Sommers 1816 veröffentlicht, als Merkwürdigkeit hieherzuſetzen. Der Deutſche Beobachter gab ein Schreiben aus Frankfurt am Main vom 5. Juli, das alſo lautete: „Nach manchem Hin- und Herwenden der Sache ſcheinen die Anzeigen nun doch größtentheils darauf hinauszulaufen, daß der deutſche Bundestag gegen die Mitte des Auguſtmonats eröffnet werden ſoll; Mißtrauiſche, die ſich bei dieſer Gelgenheit noch in großer Zahl zeigen, wollen auf noch längeren Aufſchub gefaßt ſein, ſo daß vielleicht die Eröffnung auf denſelben Tag, wie ſie anfangs feſtgeſetzt war, nur gerade ein volles Jahr ſpäter erfolgte; immerhin, wäre nur dieſer Zeitpunkt wirklich unaufſchiebbar angenommen,

die Beschämung für diejenigen, die ganz und gar an dem Zustandekommen des Bundestages zweifeln wollten, würde noch immer groß genug sein.

Der Nachtheil, der für die Deutschen aus einem so langen Liegenlassen ihrer allgemeinen Angelegenheiten entsteht, ist wahrlich nicht gering anzuschlagen. Das Volk im Ganzen fühlt es schmerzlich, und sieht sich von dem Auslande bemitleidet, daß selbst die zerrütteten Franzosen, ja die Polen sogar, zur Betreibung ihrer Nationalsachen schneller und rüstiger gelangen, als es den an Geist, Willen, Bildung und Muth so hochstehenden Deutschen gegönnt ist. Der Nachtheil ist groß, und darf mit Grund und Wahrheit eine Kalamität genannt werden. Zwar stehen unsere Berge und Häuser darum nicht minder, die Flüsse hören nicht auf zu strömen, der Acker trägt nicht weniger, das Brot wird nicht kleiner, und es schießt sich darum Keiner eine Kugel vor den Kopf; auch gehen die Abgaben richtig ein, und die Gehalte werden ausgezahlt, die Gesandten gehen an die Höfe, die Soldaten ziehen auf die Wache und die Schauspieler auf die Bühne, zum Nutzen und Vergnügen scheint kein nöthiges Stück zu fehlen: aber im geistigen Staatsleben, im tieferen Volksthum leiden wohl die edelsten Theile, stocken die besten Säfte, ermattet das muthige Herz, und verdorrt die frischeste Kraft! Ein Volk, wie das unsere, das noch so viel zu leisten und die höchsten Stufen seiner wahrscheinlichen Weltbestimmung noch in weiter Ferne zu ersteigen hat, darf nicht ohne traurige Folgen den Wirkungen zufälligen Auseinandergehens und vereinzelten Hinschwebens, aus dem es sich kaum erst zu kräftigem Gange mit Selbstbewußtsein endlich herausgearbeitet hat, auf's neue wieder zerstreut und lose überlassen werden!

Darum wollen wir keineswegs die Hoffnung, aber auch nicht die Forderung aufgeben, daß der Bundestag sobald als möglich den deutschen vaterländischen Angelegenheiten Form und Gemeinschaft gebe, und mit Weisheit und Kraft über dem Ganzen des Bundes walte." Und gleich darauf ein anderes vom 8. Juli: „In unserm lieben Deutschland sieht es wahrlich bunt aus; wohin man schaut, da erblickt

man verwirrte Verhältniſſe, ſtreitige Rechte, Uneinigkeit und Auseinandergehen! Niemals war unſer gemeinſames Vaterland mehr aufgelöſt; wo ſoll man es faſſen, um ſich daran zu halten, wo und wie ihm ſeine Liebe und Hingebung beweiſen? überall ſind nur einzelne, zerſtückelte, einander mit Bitterkeit beſtreitende Elemente, alter verjährter Ruſt, alberner Dünkel, troſtloſe Dumpfheit: welcher Deutſcher kann und mag darin ſein Vaterland finden? Es iſt Zeit, daß der deutſche Bundestag eröffnet werde, ſo wenig man auch von ihm erwarten will, ſo iſt er doch das einzige gerettete Ueberbleibſel der großen Hoffnungen, die die deutſchen Völker nach der Leipziger Schlacht für ihre gemeinſame, ſtarke Verbindung, für ein freies und trotziges Selbſtbeſtehen faſſen konnten. Es müſſe ſich zeigen, ob wir auch diesmal wieder zu Zwietracht und Zerſplitterung rettungslos zurückſinken, als eine elende, nichtsnutzige Nation, der ihre Kräfte alle vergeblich verliehen ſind, oder ob wir noch zu einem großen, rechten Gemeinweſen durch Muth und Arbeit emporbringen ſollen! — Wenn ein neuer Krieg kömmt, wie findet er uns? wie ſtehen wir da? als ein Volk, das die ihm von Gott geſchenkte Gelegenheit zu einem tüchtigen Werke benutzt hat? Möge die Zeit ſolcher Prüfung uns nicht zu ſchnell übereilen!“ — In beiden Artikeln iſt ein Zuſtand ausgedrückt, der heute, im Juli 1850, noch und wieder ſo ſehr derſelbe iſt, daß die alten Worte der Klage und Anklage höchſtens darin eine Aenderung erleiden mögen, daß der Bundestag damals eine ſchwache Hoffnung war, jetzt aber ein Verrath und Hohn iſt. —

Wenn damals in faſt allen deutſchen Ländern freie Verfaſſungen gefordert wurden, für die man gutmüthig genug auch ſogenannte ſtändiſche noch hinnehmen wollte, ſo hatte das ſeinen guten Grund in den argen Erfahrungen, die man während der Fremdherrſchaft in Nord- und Süddeutſchland über die Willkürmacht der Fürſten gemacht hatte. Von Gewaltthaten im Bereiche des ehemaligen Rheinbundes, verübt durch die Fürſten und ihre Behörden, von Verwilderung der öffentlichen Zuſtände, von Geſetzwidrigkeiten, Verſchleuderungen der Staatsgelder, Unter-

ſchleifen, Schändlichkeiten aller Art im Großen und Kleinen, wußten alle Leute in dieſen Ländern zu erzählen, und außer dem Offenkundigen, das man an Wirthstafeln laut hören konnte, gab es noch ſchlimmeres Geheime, das einem nur in's Ohr geraunt wurde. Von letzterer Art will ich ein Beiſpiel mittheilen, das mir anfangs unglaublich vorkam, in der Folge jedoch in allen ſeinen Angaben als durchaus wahr ſich erhärtet hat.

Ein angeſehener Hofbeamter in Karlsruhe, früher Lieutenant in preußiſchen Dienſten, nach dem Kriege von 1806 aber in Baden durch Gunſt gleich als Oberſt aufgenommen und bald bis zum Generallieutenant befördert, hatte in Poſen ein hübſches Bürgermädchen liebgewonnen, und ihr ſein Herz angetragen, und da ihr der junge Mann gefiel, ſo lebten ſie in traulicher Gemeinſchaft, die zwar nicht durch den Spruch des Prieſters, aber bald durch die Geburt einer Tochter geſegnet wurde. Das Verhältniß beſtand in Karlsruhe fort, obſchon es der jetzigen Glückslage des Mannes unbequem und wenig gemäß erſchien, doch einige Verſuche, die gemacht wurden es zu löſen, ſchlugen gänzlich fehl. Mittlerweile war dem Großherzog eine verſtohlene Liebſchaft mit einem am Hofe lebenden Fräulein zugeſpielt worden, und nach ſchnell eingetretenem Ueberdruſſe fand man gerathen, das Fräulein zu verheirathen, und zum Gatten erſah man jenen Hofbeamten, den man dadurch den mißliebigen Banden entziehen wollte, die ihn gefeſſelt hielten. Allein gegen alles Erwarten zeigte ſich die Herzensneigung ſtärker, als der ſonſt willige Gehorſam, und man ſah, daß man vor allem die alte Geliebte entfernen müſſe. Der Plan dazu war ſchnell gemacht, das Werkzeug ſogleich zur Hand. Ein vormaliger Handlungslehrling, Namens Hennenhofer, war unter Begünſtigung der Zeitbewegung in den Feldjägerdienſt getreten, und hatte ſich durch Gewandtheit und Willfährigkeit ſo gut höheren Orts empfohlen, daß er bald höhere Anſprüche machen konnte und Rittmeiſter wurde. Dieſer fand nicht das geringſte Bedenken, ſich der Frevelthat, die man von ihm verlangte, zu unterziehen. Unter falſcher Vorſpiegelung, als habe er einen geheimen Auftrag

an ſie zu beſtellen, wußte er die unglückliche Geliebte in den nahen Hartwald zu locken, dort fand ſich ein Wagen mit Poſtpferden, ſie wurde mit Gewalt hineingehoben, der Verräther ſetzte ſich neben ſie, und nun ging es ohne Aufenthalt fort, Tag und Nacht, bis in's Poſen'ſche. Kein Angſtgeſchrei, keine Wehklage, kein verzweiflungsvolles Anrufen half der Unglücklichen; ihr Begleiter wies ſich überall den Behörden durch wohlbeglaubigte Papiere als vollkommen berechtigt aus, eine Verirrte auch wider ihren Willen in den Schooß ihrer Familie zurückzuführen. Sie wurde ihren Verwandten übergeben, und dieſen ein Jahrgeld zugeſichert unter dem Beding, daß ſie die Zurückgebrachte nicht wieder fortließen. Hennenhofer kehrte ſtolz und freudig zurück, und wurde belobt und belohnt. Das Mittel erfüllte den gewünſchten Zweck vollkommen; der Hofbeamte, von der Geliebten getrennt, über deren Verſchwinden er nicht Rechenſchaft fordern konnte, war jetzt ſchwach genug, in die ihm vorgeſchlagene Heirath zu willigen. Sie war keine glückliche, denn außer der Unbefriedigung, die er in dieſer aufgedrungenen Ehe ſtets empfand, hatte ſein Gewiſſen und ſein Herz eine tägliche Mahnung durch die Gegenwart ſeiner Tochter, die durch ein Verſehen bei dem Vater geblieben war, und die er nun um keinen Preis von ſich laſſen wollte. Später fand auch die Entführte doch Mittel ihren Aufſehern zu entkommen, und gelangte nach Straßburg, von wo ſie mit gerichtlichen und öffentlichen Klagen drohte, bis man ſich genöthigt ſah, mit ihr ein förmliches Abkommen zu treffen, wodurch ſie und ihre Tochter in guter Art verſorgt wurden, und ſogar den adeligen Namen des Mannes führen durften. — Der Ausführer jener Schandthat, Hennenhofer, wurde mit gebührendem Abſcheu angeſehen, doch wollten ihn manche entſchuldigen, und die ganze Schuld auf den Anſtifter werfen. Wer dieſer eigentlich ſei, wie hoch die Büberei hinaufreiche, das wollte niemand wiſſen; den Großherzog unmittelbar beſchuldigte man nicht, obſchon er, wenn auch durch glimpfliche Vorſpiegelung getäuſcht, um die Sache gewußt haben mußte, und ſeine Behörden ihr amtliches Anſehen zu dem Betrug und der

Gewalt geliehen hatten; doch in seiner Seele konnte dergleichen nicht entstanden sein. In Karlsruhe, hieß es, gäbe es Bösewichter genug, man habe da stets die Auswahl. Als fähig zu jedem schlechten Streiche, der von obenher gewünscht werden möchte, nannte man zum Beispiel den Oberschenk Baron von Ende, einen hannöverschen Edelmann, der von dem berühmten Freiherrn von Knigge war erzogen worden, und sich durch vielfache Talente und schmiegsame Dienstfertigkeit dem Hofe nützlich gemacht hatte. Er galt als ausgelernt in allen Ränken und Listen, als heimisch in allen Lastern und Niederträchtigkeiten. Ich darf ohne Scheu seinen Namen hier nennen, denn seinen damaligen Ruf hat er leider nur zu sehr thatsächlich bestätigt, indem er viele Jahre nachher, nachdem er noch viel Schlechtes verübt und höhere Würden und den Titel Excellenz erlangt, durch Richterspruch aller seiner Würden so wie des Adels entsetzt und zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt worden ist.

Siebenunddreißigster Abschnitt.

Karlsruhe. Baden. Brüssel. Berlin.

1817.

Das Jahr 1817 kündigte sich als ein bewegungsvolles an, und führte eine Reihe merkwürdiger Vorgänge durch unsern Kreis und an ihm vorüber. Ich erwähne zuvörderst einiger Veränderungen im diplomatischen Körper. Von würtembergischer Seite kam als Gesandter der Freiherr Gremp von Freudenstein, ein kleiner vorwitziger Klügling, der sich für einen vollendeten Weltmann hielt, und auf alles, was ihm nicht auf gleichem Boden zu stehen schien, mit vornehmer Ueberlegenheit herabsah. Er war ungern nach Karlsruhe gekommen, und fand daher den Ort abscheulich, ein rechtes Judennest, wie er sich ausdrückte, wodurch er es mit dem Hofbanquier Haber sogleich für immer verdarb. In kurzem hatte er auch am Hofe der Frau Markgräfin Amalia, die er früher in St. Petersburg gesehen, in unziemlichen Ausdrücken gesprochen und behauptet, sie habe auch als Schwester der Kaiserin dort nur den Rang einer Portraitdame gehabt, und auch der französische wie der österreichische Gesandte waren durch seine rücksichtslosen Aeußerungen verletzt. Mit mir blieb er auf gutem Fuß, er hatte ein Anliegen in Preußen, das er durch mich gefördert zu sehen hoffte, und so war es mir nicht schwer, ihn bei dem Kampfe, den ich mit Herrn von Hacke fortzuführen hatte, einigermaßen auf meine Seite zu ziehen. Baiern sandte anstatt des ab-

gerufenen Grafen von Seiboldtsdorf den Grafen von Reigersberg, Bruder des baierischen Justizministers, einen gutmüthigen heitern Mann, der aber auf politische Fähigkeiten keinen Anspruch machte, und in Karlsruhe recht vergnügt gewesen wäre, hätte es nur seiner Frau besser gefallen wollen. Etwas später trat auch in der russischen Gesandtschaft eine Veränderung ein, der Freiherr von Maltitz wurde pensionirt mit der Erlaubniß, in Karlsruhe seinen Wohnsitz zu behalten, und an seiner Statt wurde der in Stuttgart lebende Gesandte Graf Goloffkin auch für Karlsruhe miternannt, und hier unter dessen Obhut der Staatsrath von Struve als Geschäftsträger angestellt; dieser brachte eine zahlreiche Familie mit, die jedoch den Reiz der Gesellschaft wenig erhöhte, und war ein harmloser, in seiner Geschäftsverwaltung pflichttreuer Mann. Den Grafen Goloffkin kannte ich von Prag her, hatte ihn in Wien wiedergesehen, und da noch außerdem Rahels Bruder Ludwig Robert eine geraume Zeit in Stuttgart sein Gast und Geschäftsgehülfe gewesen war, so fehlte es nicht an guten Anknüpfungen, die ich für mich und die badische Sache bestens zu benutzen strebte.

Die badische Sache stand allerdings in großer Krise, und konnte jeden Augenblick verloren sein; weniger durch das doch ernste und bedenkliche Vordringen der Gegner, als durch die eigne Verwahrlosung und Ungeberdigkeit. Der Minister von Hacke hatte nach allen Seiten solche Verstöße gemacht, die Sachen so verfahren, daß er zuletzt keinen Ausweg mehr wußte. Der General von Schäffer war mit dem Auftrage, die Bedrängniß Badens dem Kaiser Alexander dringend vorzustellen, nach St. Petersburg gesandt worden, allein dort angekommen fand er, daß die ihm mitgegebenen diplomatischen Ausfertigungen nicht in gehöriger Form waren, und statt eines amtlichen Geschäftsverkehrs nur ein vertraulicher aus persönlicher Rücksicht zugestanden wurde; Schäffer war wüthend, und erklärte geradezu, Hacke könne ein solches Versehen nur absichtlich begangen haben, um die Sendung scheitern zu lassen, was einem Verrath gleich käme. Die Sendung des Generals von Stockhorn nach Berlin war bestimmt und angekündigt, erfolgte aber immer nicht, und auch dies

legte man dem Miniſter zur Laſt, der das dem Großherzog eigne Hinzögern in dieſem wichtigen Falle nicht durch entſchloſſenes Auftreten zu überwinden ſuchte. Der Großherzog war mit allem ſehr unzufrieden, allein von ſelbſt that er nichts, und wenn er ſeinen dicken Miniſter ſah, ergötzte er ſich an deſſen Thorheiten und plumpen Späßen, die oft die einzige Würze ſeiner langweiligen Tage waren. So erzählte er mit Wohlgefallen, daß, als er nach einem gehabten Vortrage Hacke'n entlaſſen, um auf die Jagd zu gehen, dieſer zuletzt ihm nachgerufen: „Nun, gnädiger Herr, draußen ſchießen Sie Säue und hierinnen ſchießen wir lauter Böcke", worauf er zwar erwiedert: Sie haben ein ungewaſchen Maul! aber jener flugs den Schluß geſetzt: „Ei, ſchicken Sie mir nur die Sau, nachher will ich mir das Maul ſchon waſchen!" Ein andermal ſagte Hacke zu Tettenborn ohne Rückhalt, die Wirthſchaft in Karlsruhe ſei die tollſte von der Welt, und er ſelbſt mache ſie nicht vernünftiger; es ſei keine Kunſt, wenn die fremden Geſandten von hier aus luſtige und arge Depeſchen nach Hauſe ſchrieben, er wollte an ihrer Stelle noch ganz andere Dinge ſchreiben, als irgend einer der Herren jetzt es etwa thue.

Da der Hof ſich bemühte, der Hauptſtadt einigen geſellſchaftlichen Schimmer zu geben, ſo fehlte es an feſtlichen Verſammlungen nicht, und auch die kleineren geſelligen Kreiſe belebten ſich wenigſtens äußerlich, denn im Ganzen blieb es ein erkünſteltes Weſen und ein matter Schein. Immer jedoch war es genug, um dem Miniſter von Hacke die Gelegenheit zu geben, ſeinen widrigen Sinn gegen mich durch auffallende Vernachläſſigung an den Tag zu legen. Bei Anläſſen, wo die ſämmtlichen Diplomaten erſchienen, ließ er mich uneingeladen, und wußte es ſo zu wenden, daß ich den Großherzog und die Großherzogin ſeltener zu ſehen bekam. Wenn er perſönlich mit mir zuſammentrat, war er voll Artigkeit und nach ſeiner Weiſe ſogar traulich, aber dem preußiſchen Geſchäftsträger, meinte er gegen Andere, dürfe er nicht zu viel einräumen. Galt die Vernachläſſigung zumeiſt meiner Perſon, ſo durft' ich ſie nicht leiden, noch viel weniger aber, wenn ſie meinem Amte galt. In jener Beziehung

nahm ich meine Genugthuung auf der Stelle, indem ich den Feind mit ſcharfem Spott angriff und in der Meinung herabſetzte; wegen der amtlichen Beziehung wandt' ich mich zuvörderſt an Hrn. v. Küſter, als meinen nächſten Vorgeſetzten, der auch auf meine Beſchwerden willig einging, und ſeine Vermittelung bei Hacke ſchriftlich von Stuttgart aus verſuchte, jedoch von ihm nur unhaltbare Ausflüchte zur Antwort bekam, worauf ſowohl Küſter'n als mir nur übrig blieb, die Sache nach Berlin zu berichten und nähere Vorſchriften zu erbitten, wie ich mich dabei verhalten ſolle. Zu Tettenborn, der darüber mit dem Großherzog ſprach, ſagte dieſer vertraulich, Hacke ſei ein lächerlicher Kerl, wolle den Richelieu von Baden ſpielen — auch gegen ihn ſeinen Herrn —, nehme ein hochfahrendes Weſen an, beleidige rechts und links alle Verhältniſſe, und ſchade ihm mehr durch ſeine Thorheit, als er ihm durch alle ſeine Klugheit nützen könne; er werde ihm ernſtlich ſeine Meinung ſagen, daß er den gerechten Beſchwerden, die ich gegen ihn habe, ſofort abhelfe, — aber Tettenborn, ſetzte er mit ſcheuer Bitte hinzu, möchte es doch ebenfalls thun! Letzteres iſt wahrlich für die Perſonen und Verhältniſſe ſehr bezeichnend. Es erklärt auch hinlänglich, wie ſo mir möglich war, in meiner Stellung einen ſolchen Krieg zu führen, und ihn ſo zu führen, wie ich that.

Ich brachte den Feind mehr als Einmal in die Enge und brachte ihm unheilbare Wunden bei. Bei der verwittweten Markgräfin war ein mir vortheilhaftes Schlachtfeld. Als die Rede auf die Möglichkeit einer Revolution in Deutſchland kam, und was für Folgen dieſe haben könnte, ſagte ich trocken, ſie werde ſich von der franzöſiſchen darin unterſcheiden, daß in dieſer ein geweſener Koch wohl habe General werden können, bei uns aber ein Miniſter dann allenfalls Koch werden würde. Die Markgräfin fand dieſen Gegenſatz ungemein ergötzlich, aller Augen wandten ſich auf Hacke, der betroffen und ſchweigend daſaß. Ein andermal, wo er nicht zugegen war, ſagte ich der Markgräfin, die mich wegen des Theaters befragte, daß ich daſſelbe nicht beſuchte, denn es ſei zu ſchlecht, und ſchlecht müſſe es wohl ſein, weil Herr von Hacke unmöglich zwei ſo wichtige Fächer, wie das der

auswärtigen Angelegenheiten und das des Theaters mit gleicher Sorgfalt verwalten könne, eines von beiden müſſe nothwendig leiden, und da gewiß die auswärtigen Angelegenheiten vortrefflich beſorgt würden, ſo leide natürlich das Theater, und ſo müſſe deſſen ſchlechter Zuſtand noch ein gutes Zeichen für Baden ſein. Die Markgräfin lachte und drohte mir mit dem Finger, und lachte nochmals, als ein anderer Gaſt mir widerſprach, und meinte, Herr von Hacke vernachläſſige das Theater nicht, ſondern gehe eben damit um, ihm einen Helden zu verſchaffen, denn er ſage, der Großherzog habe wohl zwanzig Generale, aber darunter keinen brauchbaren Helden, man müſſe einen verſchreiben. Da jedoch höhere Offiziere zugegen waren, die an dieſer Aeußerung großes Mißfallen hatten, ſo ſchlug auch dieſe verſuchte Vertheidigung nur zu Hacke's Nachtheil aus.

In dieſer Zeit gab er eine Blöße, die er ſich hätte erſparen können, denn nichts drängte ihn ſie zu geben, es geſchah ganz unnöthig, aus überkecker Eitelkeit. Von Mannheim her quälten ihn Erinnerungen von litterariſcher Bildung, von litterariſchem Ruhm, und er wünſchte den Karlsruhern ſeine Ueberlegenheit auch nach dieſer Seite darzuthun. In der Stille hatte er ſich an eine Ueberſetzung der Rochefoucauld'ſchen Maximen gemacht, eine leichte, zu gelegentlicher, abgeriſſener Beſchäftigung geeignete Arbeit, die er in Verdauungsſtunden mit der ſelbſtgefälligſten Willkür ausübte, und endlich vollſtändig fertig brachte. Dies Werk erſchien plötzlich gegen Ausgang des Januars im Druck. Allgemein war das Erſtaunen, den Miniſter von Hacke als Schriftſteller auftreten zu ſehen. Niemanden konnte er damit einen ſolchen Dienſt erweiſen, als mir. Die Arbeit war die jämmerlichſte von der Welt, voll Mißverſtehens, Flüchtigkeit und Plumpheit; man ſah, er war weder des Franzöſiſchen noch des Deutſchen mächtig, und machte in Betreff des Sinnes die lächerlichſten Schnitzer. Auf dieſe Schwächen aufmerkſam zu machen, war hinreichend, um den ſein wollenden Schöngeiſt in traurigſter Geſtalt hinzuſtellen. Der Großherzog, der ohne alles litterariſche Urtheil jedes Gedruckte für bedeutend hielt, die Großherzogin, welche mehr auf die Urſchrift

als auf die Ueberſetzung ſah, wollten einen Augenblick an litterariſches Verdienſt des Miniſters glauben, allein dieſen Glauben ſogleich zu vernichten bedurfte es nur einer raſchen Beleuchtung der augenſcheinlichen Stümperei, die bald allgemein als ſolche erkannt und verurtheilt wurde. Hacke konnte ſich aus der Lächerlichkeit und Verhöhnung, in die er ſank, nicht mehr retten, und nachdem er vergebens verſucht hatte rechts und links zu beißen, ließ er wie ein geſchlagener Mann den Kopf hängen. Meine Kritik brauchte nur die Stimmen zu wecken, ſie wurden von allen Seiten laut. Er that ſich durch ſein litterariſches Machwerk mehr Schaden als durch allen Unfug, den er im Amte verübt, und die vollſtändige Niederlage des Schriftſtellers, half die des Miniſters kräftig vorbereiten. Sein Fall war eigentlich ſchon entſchieden, doch bei der Unſchlüſſigkeit und Zögerung, die in allem herrſchten, konnte ſein wirkliches Abtreten noch einige Zeit hinausgeſchoben bleiben.

Auch war er durch ſeine Stellung, ſo lange er ſie hatte, ganz im Vortheil gegen mich, und da der Großherzog mir zwar Recht gab allein nicht dazu verhalf, ſo fand ich gerathen, vorläufig wieder nach Mannheim zu gehen, und hier ruhig abzuwarten, was für Weiſungen von Berlin her in Betreff meiner Beſchwerden gegen Hacke mir zukommen würden. Tettenborn hatte ſo eben ſeinen zweiten Sohn verloren, denſelben bei dem ich Pathenſtelle im Namen des Königs vertreten, und die Betrübniß, die deßhalb in ſeinem Hauſe herrſchte, war ein Grund mehr für uns, daſelbſt auf's neue einzukehren. Der Großherzog, welcher es hätte übel nehmen dürfen, billigte mein Weggehen, und wußte mich überhaupt gern bei Tettenborn, den er für ſeinen einzigen wahren Freund hielt, und von dem er mit Vertrauen guten Rath annahm, wiewohl meiſtentheils nicht befolgte. Von dieſer Seite war ich daher völlig gedeckt, und brauchte des Geredes nicht zu achten, das mir mein häufiges und langes Verweilen in Mannheim, in dieſer Stadt der Oppoſition, zum Vorwurf machen wollte.

Wir hatten anfangs ſehr unfreundliches Wetter, und blieben daher meiſt auf das Haus beſchränkt. Aber dieſes

war ungeachtet des betrübenden Trauerfalles sehr belebt, und glänzte bald wieder in heiterer, prächtiger Gastlichkeit. Fremde von allen Nationen versammelten sich hier, besonders Russen und Franzosen, von Einheimischen waren Frau von Wambold und Frau Crevenna willkommene Erscheinungen; der hier mit seiner Familie eingebürgerte holländische Freiherr von Stryck-Linschoten — einst als Bürger Stryck Gesandter der batavischen Republik in Stuttgart, wo er seine Tochter, weil kein warmes Wasser zur Hand war, mit Milch taufen ließ, — gab Stoff zu mannigfacher Unterhaltung, er hatte ein spanisches Gedicht übersetzt, mit dessen Vorlesen er die einen ergötzte, die andern quälte; der alte Admiral von Kinkel, der sich selbst den närrischen nannte, ließ es an klugen und thörichten Schnurren nicht fehlen. Allerlei Reibungen mit der übrigen Mannheimer Gesellschaft, vorzüglich mit dem abgeschlossenen Kreise des steifen Adels, gaben Gelegenheit zum kleinen Kriege, der von uns mit lustiger Erinnerung an die wirklichen Feldzüge kräftig geführt wurde. Das Theater nahm die Aufmerksamkeit sehr in Anspruch; ernstere Beschäftigung gaben uns die politischen Gegenstände, die sich in unserem nächsten Gesichtskreise rasch folgten und immer wichtiger darstellten.

In Karlsruhe war aus St. Petersburg der russische General Balaschoff erschienen, der daselbst auf der Durchreise von Stuttgart nach Paris die Erklärung des Kaisers abzugeben hatte, daß er die Gebietsausgleichungen die zwischen Baiern und Baden schwebten, nicht hindern wolle, aber dabei voraussetzte, daß sie ohne Zwang, aus gütlicher Uebereinkunft, geschähen. Diese Erklärung war offenbar die Folge der badischen Sendung nach St. Petersburg, welche trotz der Formfehler, mit denen der Leichtsinn des Ministers ihr Gelingen fast unmöglich gemacht hatte, durch die Geschicklichkeit des Generals von Schäffer doch in der Hauptsache ihr Ziel erreicht hatte. Der Großherzog wurde durch diese Erklärung gestärkt und ermuthigt, sein Minister aber that, als wäre sie von keinem Werth und versuchte kaum sie geltend zu machen, so daß sie dadurch allerdings fast werthlos wurde, bald hieß es sogar, Rußland billige die Ansprüche Baierns.

Mich beſuchte zu Mannheim im Auftrage des nunmehrigen preußiſchen Bundesgeſandten Grafen von der Goltz ſein Sekretair Küpfer, der mir einen Briefwechſel antrug, um zwiſchen dem Grafen und mir eine regelmäßige Verbindung zu unterhalten. Küpfer, obſchon bürgerlich war dem Grafen ich weiß nicht wie verwandt, überdies vermögend, und hatte den diplomatiſchen Dienſt erwählt, weil dieſer ſeiner angebornen Neigung zum Spähen und Spüren am meiſten zu entſprechen ſchien. Damals war er ganz liberal geſinnt, ſtand mit Oelsner und Jaſſoy in gutem Vernehmen, rechnete auf Hardenberg und Humboldt; ſein Eifer kannte keine Gränzen, er ſchien nur für die politiſchen Geſchäfte zu leben, mit andern jungen Leuten und ihren Vergnügungen hatte er nichts zu ſchaffen. Den Frauen mißfiel er durchaus, und ſie machten ſich luſtig über den hölzernen Pedanten, der ein Diplomat ſein wolle. Freilich ſtand ſeine Geſchicklichkeit mit ſeinem Eifer in großem Mißverhältniß; er war voller Liſt und Schlauheit, aber er konnte ſie nicht verbergen, ſein plumpes Ausfragen wurde bald zur Laſt, und ſein Horchen und Spähen, denn er konnte kein beſchriebenes Papier liegen ſehen ohne zu verſuchen es verſtohlenerweiſe zu leſen, machte noch ſchlimmeren Eindruck. In Frankfurt nannte man ihn den Fuchs in Holzſchuhen, weil er zwar liſtig anſchlich, aber dabei nicht leiſe gehen konnte. Man warnte mich vor ihm, es ſei ihm nicht zu trauen, allein ich erwiederte, was ich ihm mittheile ſei von der Art, daß er es meinetwegen geheim und öffentlich ausplaudern dürfe, oder um ſeiner ſelbſt willen ſtreng geheim halten müſſe. Wegen des Grafen von der Goltz war mir indeß der Briefwechſel mit ihm nicht unwichtig.

In Mannheim hatte der dortige unzufriedene Adel ſehr mit Verfaſſungsentwürfen zu thun. Im Allgemeinen war ihm an ſtändiſchen Rechten nicht viel gelegen, ein dunkles Gefühl ſagte ihm, daß ſeine Vorrechte noch immer in dem jetzigen verfaſſungsloſen Zuſtande beſſer gewahrt ſeien, als ſie es in einer Verfaſſung ſein würden, die doch den Bürgern und Bauern auch Rechte zugeſtehen müſſe, und zwar ſolche, mit denen jene Vorrechte den unausweichlichen Kampf

auf die Dauer nicht aushalten könnten. Allein Verfassung und Stände waren das Feldgeschrei, durch die man die verhaßte Regierung am besten ängstigen, sie am ehesten zur Nachgiebigkeit bringen konnte; überdies hatte der Großherzog eine ständische Verfassung bereits förmlich angekündigt, und der dreizehnte Artikel der Bundesakte sagte, daß sie in allen Staaten des Bundes bestehen werde. Man glaubte damals, keine Regierung werde sich dieser Verpflichtung entziehen dürfen, und arbeitete daher in diesem Sinne vorwärts. Während Baden noch zögerte, waren bereits Weimar, Hannover und Sachsen eifrig am Werk, auch Preußen hatte seine Verheißung vom 22. Mai 1815 und sprach bei jeder Gelegenheit von seiner zukünftigen Verfassung als von einer Sache, die sich von selbst verstehe. In Würtemberg hatte der vorige König, in voreilender Hast noch während des Wiener Kongresses eine Verfassung gegeben, durch die er alle Ansprüche nicht sowohl befriedigen als abfertigen wollte; allein sie waren nur heftig dadurch aufgeweckt worden, und er hinterließ die bittern Kämpfe bei seinem Tod unerledigt. Der jetzige König hatte den besten Willen, eine Verfassung zu geben, die allen gerechten Forderungen entspräche. Doch welches waren diese Forderungen, und wie weit durften sie gehen, ohne ihm ungerechte zu werden? Sein geistvoller, muthiger, freigesinnter Minister von Wangenheim, dem er in diesen Dingen ganz vertraute, hatte sich ein Urbild konstitutionellen Gleichgewichts ausgedacht, eine Adelskammer, eine Deputirtenkammer, einen Staatsrath — in Würtemberg Geheimer-Rath genannt —, ein verantwortliches Ministerium, einen konstitutionellen König, alles nicht eben neu, wie man sieht, aber durch Wangenheim sinnreich erklärt und begründet für die würtembergischen Großen und Kleinen. Mit diesem Werke war man emsig beschäftigt, und der König bemühte sich, demselben allen Nachdruck zu geben und ihm auch auswärts gewichtige Stimmen zu verschaffen; er war deßhalb mit Stein in Verbindung getreten, der ihn auch in Stuttgart besuchte und der beredten Dialektik Wangenheim's nicht viel entgegen zu setzen wußte.

Wichtiger noch als diese Vorgänge in Würtemberg erschienen die Veränderungen, welche in Baiern eintraten. Hier

war der seit so vielen Jahren allmächtige Minister Graf von Montgelas, der unter französischem Schutze Baiern zu seiner nunmehrigen Größe und Bedeutung erhoben hatte, plötzlich entlassen, und statt seiner trat der Graf von Rechberg an die Spitze der Staatsleitung. Dies große Ereigniß hatte der Kronprinz bewirkt, und es hieß, Baiern werde nun einer wahrhaft deutschen Richtung folgen und auf der konstitutionellen Bahn ein großes Beispiel geben. In Baden wurde man hiedurch nicht wenig geängstigt; man sah einen großen Sieg Baierns in der öffentlichen Meinung voraus, die damals noch als eine Macht angesehen wurde, und fürchtete den nachtheiligen Rückschlag auf Baden. Dem Großherzog wurde durch Reizenstein und Marschall unter der Hand vorgestellt, wie nöthig es sei, noch vor Baiern ständische Einrichtungen zu treffen, und dadurch die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen, auch forderte die Unordnung der Finanzen und die Willkür in der Verwaltung dringend eine Abhülfe, die nicht besser zu finden sein konnte, als in einer ständischen Aufsicht; aber zu viele Personen sahen ihren Vortheil zu sehr mit der bisherigen Unordnung verknüpft, als daß sie nicht alles angewandt hätten, jenen Rath zu vereiteln, was ihnen bei der Trägheit des Großherzogs nur allzuleicht wurde. Auch Tettenborn, der lebhaft für Verfassung sprach, konnte nichts ausrichten; es hieß, man müsse erst sehen, wie die Sachen in Würtemberg und Baiern abliefen.

Gegen Ende des März richteten sich alle Blicke neugierig nach Karlsruhe, weil ein merkwürdiger, ungewöhnlicher Besuch dort eintraf. Die Prinzessin von Wallis hatte Italien verlassen, wo sie zuletzt unter Ausspähern und Verräthern gelebt, und kam, nach einigen fehlgeschlagenen Versuchen an andern Orten, auch nach Karlsruhe, um zu sehen, ob ihr die Stadt zu längerem Aufenthalt gefalle. Man glaubte ihr die Aufnahme bei Hof nicht verweigern zu dürfen, wiewohl ihr Mißverhältniß zu ihrem Gemahl, dem Prinz-Regenten von England, nicht nur bekannt, sondern auch sichtbar genug war, und die Zuflüsterungen nicht fehlten, welche bemerklich machten, daß in England die Zurückweisung dringend gewünscht und hoch angerechnet werden würde. Der Großherzog meinte, er sei

nicht zum Richter jenes häuslichen Zwiſtes beſtellt, der Lebenswandel der Prinzeſſin gehe ihn auch nicht an, noch immer ſei ſie Prinzeſſin von Wallis, und als ſolche und als ſeine Verwandte habe ſie auf alle äußeren Ehren, die ihrem Range gebührten, ungeſchmälerten Anſpruch. Der ſonſt läſſige, unentſchloſſene, aber im Herzen edle und mit gutem Verſtande begabte Fürſt hatte ſolche Augenblicke großmüthiger und feſter Entſchließung, denen nur eine gedrängtere Aufeinanderfolge zu wünſchen geweſen wäre. Genug, die von mächtigeren Höfen abgewieſene Prinzeſſin fand an dem badiſchen, der hierin ſelbſtſtändiger war als jene, den begehrten Zutritt. Ihr Aufzug und Gefolge war allerdings ſeltſam und anſtößig, und gab weit und breit zu reden. Ein ſtarker, ſchwarzlockiger Italiäner, Bartolommeo Bergami von Crema, früher Reitknecht des Generals Pino, war Oberhofmeiſter, ſeine Schweſter Namens Oldi erſte Hofdame, ein anderer Bruder Luigi Bergami hatte ebenfalls ein Hofamt; die engliſche Dienerſchaft war entlaſſen oder freiwillig fortgegangen. Ich bin zwar von den Vorgängen in Karlsruhe kein Augenzeuge geweſen, allein ich kann meine Schilderung durch die eines freundſchaftlichen Briefes erſetzen, den ich in jenen Tagen vom Grafen von Trauttmannsdorff empfing, und den ich hier einzuſchalten mir wohl erlauben darf. Unter dem 28. März aus Karlsruhe wurde mir geſchrieben: — „Mit dem Vorhaben, Ihren Aufenthalt in Mannheim bis zur ſchönen Jahreszeit zu verlängern, bin ich ganz und gar nicht einverſtanden. Das Intereſſe, welches dieſe Stadt in äſthetiſcher und diplomatiſcher Hinſicht darbieten kann, verſchwindet neben jenem der badiſchen Reſidenz. Die Prinzeſſin von Wales beglückt letztere ſchon ſeit drei Tagen, und mit Erſtaunen gafft das Karlsruher Volk nach den Fenſtern des Poſthauſes, wo ſich von Zeit zu Zeit ein Türkenkopf aus dem ziemlich bunten Gefolge der Prinzeſſin blicken läßt. Am Hofe ſcheint man mit dem durchlauchtigſten Gaſte wohl zufrieden zu ſein. Man führt ein intereſſantes Geſpräch, man ſingt in den Konzerten der Großherzogin, reitet ſpaziren, und tanzt nur aus dem Grunde nicht, weil die Faſtenzeit einen Hofball nicht geſtattet. Die Schönheit der Prinzeſſin läßt

sich nicht schildern, man muß sie gesehen haben, um ihren Reizen gehörig huldigen zu können. — Vorgestern gab ihr der Großherzog ein großes Diner, wozu sich der Hof in Gala setzte, und bei dieser Gelegenheit wurde ihr das diplomatische Korps vorgestellt. Wir nahmen uns recht schön aus. Da sie uns in Beziehung auf ihre Reisen nur die Bemerkung mittheilte, daß das Karlsruher Klima angenehmer sei als jenes von München, und wir hierüber schon ziemlich genaue Notizen hatten, so vermag das genannte Korps über den weiteren Nutzen, welchen die Prinzessin aus ihren vielen Reisen gezogen, nicht wohl zu entscheiden. — Der Oberhofmeister Bergami ist ein Patron, der nach meinem Erachten noch einem stürmischen Jahrhundert trotzen kann. In der Melée wünscht' ich ihn mir als Vordermann. Bei Tische ist er ein langweiliger Nachbar; im Walde mag er fürchterlich sein, und den Kindern kann er als zweiter Saturn erscheinen. An seiner Brust prangen drei Orden, auf seiner Rückseite ein Kammerherrnschlüssel, und auf seinem Säbel die Portraite der Murat'schen Familie. Im Stalle erzogen, gilt er übrigens für einen sehr festen Reiter, und wird als solcher auch dahier geehrt. Die übrigen Gefährten, welche sämmtlich in eine Art Jägeruniform gesteckt sind, erregten nicht viel Aufmerksamkeit. — Die Prinzessin wohnte gestern der herrlichen Vorstellung der Oper Johann von Paris bei. Der Saal war schön erleuchtet, und das Vergnügen durch das Talent einer vom Karlsruher Essig noch verschont gebliebenen Tänzerin aus München Namens Kammet erhöht. Für heute ist eine Fahrt nach Baden veranstaltet, und Sonntag wird als der Tag der Trauer, des Scheidens genannt. — Reden ist seit einigen Tagen in Stuttgart, wo er stillschweigend «die verfluchten Konstitutionellen» mustert."

Der Gegenstand war damals noch scherzhaft genug, um so launigen Ton vollkommen zu rechtfertigen. Mir aber war schon zu viel von dem innern Zusammenhange dieser Geschichten bekannt, und neuerdings noch in Mannheim bekannt geworden, um nicht empört zu sein über die unwürdigen Anschläge, welche immerfort gegen die Prinzessin geschmiedet wurden, und bei jedem Redlichen sogar die Frage nach ihrer

Schuld oder Unſchuld in den Hintergrund drängte. Der Prinz-Regent war voll Erbitterung gegen ſeine Gemahlin, die aber auch ihrerſeits von frühſter Zeit zu harten Anklagen berechtigt war, und er wählte zu Werkzeugen ſeiner Feindſeligkeit nicht ſeine engliſchen Geſandten, welche ſchwerlich ſeine Aufträge mit dem nöthigen Eifer vollzogen, ſie wohl gar abgewieſen hätten, ſondern ſeine hannöverſchen Diener. Es bleibt ein Flecken in dem Leben des Grafen von Münſter, dieſer Leidenſchaft ſeines Herrn ſo willig und beharrlich gedient, und überall die hannöverſchen Geſandten mit in dieſen gehäſſigen Handel hineingezogen zu haben. Auch der am Schluſſe des obigen Briefes erwähnte Freiherr von Reden, hannöverſcher Geſandter in Stuttgart und Karlsruhe, konnte nicht umhin, ſeiner Dienſtpflicht die Ausführung deſſen, was man in dieſem Falle von ihm verlangte, ſeufzend aufzuerlegen. Zwar hatte er ſich, um perſönlichen Berührungen auszuweichen, wie jener Brief ſchon andeutet, für die Zeit der Anweſenheit der Prinzeſſin in Karlsruhe nach Stuttgart entfernt; allein gleich nach ihrer Abreiſe erſchien er wieder, und der ergraute, von Zucht und Ehrbarkeit und würdigſter Geſinnung erfüllte Mann unterzog ſich den niedrigſten Nachforſchungen, wobei Kellner und Stubenmädchen verhört, und eine der letztern, deren Zeugniß beſonders werthvoll ſchien, durch vieles Geld bewogen wurde, ſich nach London abſchicken und dort reichlich verpflegen zu laſſen, bis endlich der heillos gegen die Königin eingeleitete Prozeß auch dieſe traurige Zeugin an das Tageslicht rief. Die genaueren Umſtände mag ich nicht mittheilen. Da ich nicht veranlaßt war, das mir authentiſch Bekanntgewordene zu verhehlen, und davon auch Engländer in Kenntniß geſetzt hatte, ſo lief ich allerdings Gefahr, in jenem ärgerlichen, und für alles Königthum grundverderblichen Prozeß auch meine Ausſage verlangt zu ſehen, wobei ich zwar nichts zu Gunſten der Königin, aber ſcharfe Anklagen gegen ihre Verfolger hätte ausſprechen müſſen. Ich ſah es als eine Gunſt des Schickſals an, daß dieſe Gefahr ſpäter nur drohend an mir vorüberging.

Unmittelbar nach dieſer kurzen Erſcheinung der Prinzeſſin von Wallis hatten wir in Karlsruhe einen Todesfall zu be-

trauern, der in ganz anderer Richtung die Gemüther aufregte. Jung-Stilling ſtarb am 2. April, nach längerer Krankheit, in hohem Alter. Ich hatte ihn während der letzten Zeit ſehr aus den Augen verloren, und ſein Tod überraſchte mich; die wenigen ausführlichen Geſpräche, die ich mit ihm gehabt, traten mir nun lebhaft vor die Seele, und ich warf mir vor, nicht häufiger mit ihm verkehrt zu haben. Er hatte eine ſanfte Wärme, die dem Herzen wohlthat, und nahm abweichende Meinungen und ſelbſt Widerſpruch gegen ſeinen Glauben mit liebevoller Nachſicht hin; nur Einmal hatte ich ihn erzürnt, und er fuhr heftig auf, allein es war nicht meine Schuld, er hatte meine Worte mißverſtanden, wie ihm ſeine fromme, in unaufhörlichen Leiden und Zuckungen doch ſtets geiſtesrege, und ihn weitüberſehende Frau ſogleich begreiflich machte. An Goethe'n hing ſein Herz noch immer und er zweifelte nicht an dem Heil des Freundes, deſſen Wege er doch nicht zu verſtehen bekannte. Von der Theorie der Geiſterkunde wollte er nicht gern ſprechen, er ſah ſie als eine Verirrung an. Gern und ſehr anmuthig erzählte er ſeine Lebensbegegniſſe, wobei mitunter ſehr merkwürdige Züge vorkamen. So hatte der Kaiſer Alexander ihn einſt, nach längern religiöſen Unterhaltungen, auf's äußerſte bedrängt, er ſolle ſagen, welche der chriſtlichen Partheien er am meiſten übereinſtimmend glaube mit der ächten reinen Chriſtuslehre? So hart war die Frage nicht geſtellt, wie die ähnliche, welche Nathan dem Saladin beantworten ſollte, auch nahm Jung zu keinem Mährchen die Zuflucht, ſondern bekannte frei heraus, er habe keine Antwort auf dieſe Frage, alle chriſtlichen Bekenntniſſe und Sekten hätten ihr Gutes, und keine der chriſtlichen Formen ſchlöſſe den Weg zur Seligkeit aus, es käme alles auf den Menſchen ſelbſt an, auf ſeine Geſinnungen und ſeinen Wandel. Der Kaiſer war hiemit nicht zufrieden, und meinte, es müſſe doch ein Mehr und Minder geben, und einem Forſcher wie Jung ſei doch gewiß nicht entgangen, wohin die Wage ſich neigen wolle. Auf erneutes Dringen des Kaiſers, und nach einigem Beſinnen, ob er ihm irgendwie nachgeben könne, hatte aber Jung doch nur wieder ſeinen Spruch, ſein Gewiſſen erlaube ihm nicht, einen Vorzug

einzuräumen. Endlich ſagte der Kaiſer, ihm ſelber ſei die Sache beinahe entſchieden, nur wünſchte er ſeine Meinung durch Andere beſtätigt zu ſehen, ihn dünke, die Herrnhuter entſprächen jenem Vorbild am meiſten. „O ja," verſetzte Jung, „die Herrnhuter ſind vortrefflich und mir gewiß lieb; aber die Form thut es auch hier nicht, und wenn der Menſch nur gut iſt, ſo kann er in jeder gedeihen." Der Kaiſer konnte nichts anderes aus ihm herausbringen.

Ein anderer Zug von Jung-Stilling iſt merkwürdig in Betreff der Freiheit, zu welcher ſich noch in ſeiner letzten Zeit ein Geiſt erhob, der in ſeinem frommen Wallen faſt immer die Feſſeln des Wahnes und Aberglaubens ſchwer mitgetragen hatte. Der Tod ſtand lange vor ihm, zögerte aber ſtets, und der Greis, der zu ſterben wünſchte, konnte ſich der Klage nicht erwehren, daß ſein Leidenszuſtand ſehr groß ſei. Eine ſeiner Enkelinnen ſtand an ſeinem Bette, und glaubte ihn tröſten zu müſſen: „Bedenken Sie aber", ſagte ſie, „welche Herrlichkeit Sie bald ſehen werden", und nun mahlte ſie ihm den Himmel mit den genaueſten Zügen und Bildern, die in ſolchem Augenblicke doch allzu kindiſch erſcheinen mußten. Das fühlte Jung, fand die Tröſtungen unangemeſſen, und wies ſie mit der verdrießlichen Aeußerung zurück: „Das kann man ſo recht doch nicht wiſſen." Frau von Reden, die beinahe täglich den Sterbenden beſuchte, hat mir an dem Tage ſelbſt, wo ſie ſie gehört, dieſe merkwürdigen Worte wiedererzählt. Ich will keineswegs ſagen, daß ſie mehr bedeuten, als bei frömmſter Zuverſicht, die Jung gewiß hatte, ihr ſchlichter Sinn ausdrückt: „Das kann man ſo recht doch nicht wiſſen."

Mehr als das Ableben des ſtillen Greiſes gab der Tod eines Kindes zu reden, der in der erſten Hälfte des Mai ſich unerwartet ereignete. Der Erbgroßherzog, ein zartes Kind, erkrankte plötzlich und ſtarb ſehr ſchnell an Krämpfen, ganz wie früher ſchon ein Brüderchen. Der Großherzog und die Großherzogin Stephanie waren auf das furchtbarſte getroffen und erſchüttert; mit dieſem Prinzen erloſch zum zweitenmale ihr unmittelbarer Erbe, denn die beiden Prinzeſſinnen, zu denen dieſes Jahr noch eine dritte kam, und welche alleſammt

unangefochten heranwuchsen und blühten, während die Brüder früh starben, hatten keinen Anspruch auf die Regierungsnachfolge, die nunmehr auf die beiden Oheime des Großherzogs übergehen mußte; diese waren aber alt und ebenfalls ohne Kinder. So schien das Unwahrscheinliche, was aber bei den Verhandlungen im Jahre 1815 doch als möglich war angenommen worden, sich in der That dennoch verwirklichen zu wollen, nämlich daß das regierende Haus von Baden ausstürbe! Das ganze Land vernahm mit Schreck und Bestürzung den wichtigen Trauerfall und besprach die davon zu erwartenden Folgen mit Angst und Mißtrauen. Die Gerüchte von Vergiftung, die schon bei dem frühern Falle leise geflüstert worden, erneuten sich lauter und dreister; besonders war das unterste Volk geschäftig, die abentheuerlichsten, unhaltbarsten Anschuldigungen in seiner dunklen Vorstellungsweise zu verarbeiten. Dem Großherzoge nagte leider schon in Betreff seiner selbst insgeheim ein solcher Wurm am Herzen, und der Verdacht, daß einer seiner Diener, der sich in Wien entleibte, ihm Gift beigebracht und sich aus Gewissensangst getödtet habe, wurzelte immer fester bei ihm. Die Großherzogin, welche ihr Kind mit mütterlicher Sorgfalt selber täglich gewartet und gepflegt hatte, in der kurzen Krankheit nicht von ihm gewichen war, konnte freilich an die Möglichkeit eines begangenen Verbrechens nicht glauben, doch wurde ihre Einbildungskraft von diesen düstern Bildern mitergriffen, und nicht ohne Widerwillen konnte sie manche Person sehen, welche den hülflosen Ausgang ihr zu lebhaft vergegenwärtigten.

Einige Wochen später starb der jüngere Oheim des Großherzogs, Markgraf Friedrich; sein Tod machte wenig Eindruck, der Markgraf war immer unbedeutend gewesen und hatte wiewohl verheirathet keine Kinder. Dagegen war das Ansehen des ältern Oheims, Markgrafen Ludwigs, durch den Tod des kleinen Erbgroßherzogs bedeutend gestiegen und ihm die Aussicht auf die Erbfolge eröffnet, er hatte keine Gemahlin, wohl aber Kinder, und konnte sehr wohl durch standesmäßige Heirath deren erbfolgfähige erzielen. Doch sagte man, daß er solche Gedanken zu hegen sich noch gar

nicht getraue. Indeß gab es unter den Hof- und Staatsdienern ſchon manche, die ſich ihm heimlich näherten, und ihr Glück mehr von ihm erwarteten, als von dem Großherzog, der allerdings trotz ſeiner jungen Jahre zu keiner langen Regierung beſtimmt ſchien.

Mir wurde die Freude, meinen Freund Oelsner bei ſeiner Durchreiſe in Karlsruhe zu beherbergen. Er war im Frühling von Frankfurt am Main, wo er ſeit dem Jahre 1815 ſich aufgehalten und die Entſcheidung ſeiner preußiſchen Dienſtanſtellung abgewartet hatte, nach Berlin berufen worden, hatte dort vorläufig den Titel eines Legationsrathes erhalten, und kehrte jetzt nur nach Paris zurück, um ſeine Frau und Kinder nach Berlin abzuholen. Mit geübtem Auge, geſchärft an allen ſeit einem Vierteljahrhundert in Paris erlebten Ereigniſſen hatte er in Berlin beobachtet, und ſeine Wahrnehmungen waren von der Art, daß ſie den Eingeweihten ſowohl befriedigten, als überraſchten, erſteres durch das Treffende der Urtheile, letzteres durch die neue Seite, welche ſein Blick den Gegenſtänden noch abgewann. Seine Einſichten waren ein reicher Schatz, ſeine leichte Darſtellungsgabe hatte ein ſcharfes Gepräge, ſeine Meinungen bewegten ſich in einem großen Kreiſe, er wußte nachzugeben und zu beharren, wie es die Umſtände forderten. Aber gerade dieſe ſeltnen Talente und Eigenſchaften ſchloſſen ihn von jeder gewöhnlichen Laufbahn aus. Er hätte in den höchſten Verhältniſſen einem Fürſten oder wenigſtens einem Miniſter zur Seite ſtehen müſſen, als deſſen Aug' und Ohr, als eine leiſe Stimme des Rathes, der Warnung vielleicht, der geiſtigen Anregung. Für ein geringes Verhältniß waren ſeine Gaben wo nicht verloren, denn er ſpendete ſie bereitwillig aus, aber doch ihm ſelbſt unnütz, er konnte ſie für die Aufgaben, die man ihm zuwies, nicht gebrauchen; ſie waren zu hoch, zu vornehm und zart, für den gemeinen Geſchäftskreis oder für die gemeine Oeffentlichkeit des Tages, welche beide mit ſehr geringen Talenten abzufinden ſind. Es war ein unglücklicher Gedanke, daß man durch Oelsner anfangs eine Bundeszeitung wollte ſchreiben laſſen, ein Gedanke, der ſich von ſelbſt aufhob, als neben Preußen auch Oeſterreich ihre Leitung führen ſollte!

Aber nicht viel beſſer war es, daß der Fürſt von Hardenberg glaubte, er könne durch Oelsner's Feder vortheilhaft auf die öffentliche Meinung wirken laſſen; dieſe hatte der Worte genug, ſie harrte auf Thaten; was der Fürſt, wenn letztere ausblieben, den Leuten noch ſagen durfte, war nicht der Rede werth, und in jedem Falle weit hinter dem zurück, was Oelsner hätte ſagen mögen und können. Alſo für dieſen durchaus ein Verhältniß der Herabſtimmung, der Vernichtung, wobei kein Theil zufrieden ſein konnte! Auch hatte er ſelbſt ein richtiges Vorgefühl dieſer falſchen Stellung, und ihm war nicht ganz wohl dabei; nur der Zweifel, ob nicht doch vielleicht eine gute Bahn ſich aufſchließe, und dann die Freude an den vielen trefflichen, ihm befreundeten, ihn ſchätzenden Männern, die er in hohen Aemtern thätig und einflußreich ſah, erhielten ihn bei frohem Muth, und ich konnte ihn darin nach meiner damaligen Ueberzeugung nur beſtärken. Rahel aber ſah die Sachen gleich von Anfang ungünſtig an, und bedauerte den Freund im Stillen, denn ſeine Hoffnungen wollte ſie nicht ſtören.

Kaum war dieſer Beſuch vorüber, ſo erſchien ein anderer in Karlsruhe, der nicht geringes Aufſehen machte. Der päbſtliche Nuntius Zen war beauftragt, die Sache der römiſchen Kurie gegen die deutſch-katholiſche Sache des Kapitularvikarius von Konſtanz, Freiherrn von Weſſenberg, am badiſchen Hofe zu vertreten, und wie man glaubte durchzuſetzen. Der Glanz und die Ehre einer ſolchen Beſchickung wirkten aber auf den Großherzog weniger, als man vorausgeſetzt hatte, und die Großherzogin Stephanie, auf welche dabei mitgerechnet ſchien, lebte zu tief in dem Weſen der Religion, als daß ſie ſich um das Kirchliche viel hätte bekümmern mögen, überdies wollte und hatte ſie in ſolchen Angelegenheiten keinen Einfluß. Der Zweck der Sendung war hiemit ſchon halb verfehlt, und der Nuntius klagte, ſeine Freunde in der Schweiz hätten ihn über die Lage der Sachen in Karlsruhe übel getäuſcht. Der Miniſter von Hacke lieh wohl den römiſchen Einflüſterungen ein williges Ohr, und benahm ſich gegen Weſſenberg mehr als zweideutig; aber die Hauptſache ſtand doch immer in des letztern

eigner Entſcheidung, und dieſer war in ſeinen Grundſätzen und Geſinnungen unerſchütterlich. Die deutſch-katholiſche Kirche war damals auf dem beſten Wege, ſich in ächt chriſtlicher Weiſe herzuſtellen und zu ordnen, wie es der Bildung und dem Bedürfniſſe des Vaterlandes gemäß und heilſam erſchien, in ihrer Mitte ſelbſt waren die Führer dieſes guten Werkes erſtanden, Männer wie Weſſenberg und Spiegel, denen das größte Vertrauen ſich anſchloß, ſowohl der Geiſtlichen als des Volks, und die jeder gerechten Erwartung der Regierungen würden entſprochen haben. Weſſenberg beſonders, ein Mann der Reinheit und Milde, des treuſten Sinnes und der edelſten Geiſtesbildung, den man nicht unbillig mit Fenelon verglichen hat, Weſſenberg wäre die größte Bürgſchaft der inneren Eintracht und des gedeihlichen Fortſchrittes geweſen. Allein die Regierungen, und namentlich die proteſtantiſchen, deren größter Vortheil es war, jene heilſamen Beſtrebungen zu fördern, durch welche die katholiſche Kirche in Deutſchland eine deutſche geworden wäre, erwieſen ſich ihnen abgeneigt, und die wenigen kleineren Staaten, welche die Sache fortſetzen wollten, mußten bald erkennen, daß ohne den Zutritt der größern, ihre Mühen vergeblich blieben. Die perſönliche Sache Weſſenberg's nahm eine neue, unvermuthete Wendung. Er entſchloß ſich, nach Rom zu gehen, und ſich dort gegen die ihm gemachten Anſchuldigungen zu verantworten. Dies Vorhaben erregte wie Staunen und Bewunderung ſo auch Schrecken und Angſt. Weſſenberg war in Rom bitter gehaßt, jahrelang hatten hämiſche Gegner, die ſeiner klaren, milden und volksgemäßen Geſinnung gram waren, ihn dort verläumdet, ſeine Feinde waren ſeine Richter, gehäſſige, unwiſſende Richter, was für ein Schickſal konnte dort ſeiner harren! Zwar die Zeiten waren nicht mehr von der Art, daß man geradezu Scheiterhaufen und ewigen Kerker hätte fürchten müſſen, auch wäre wohl Weſſenberg's Namen jenſeits der Alpen nicht ganz machtlos geweſen; aber dennoch war es ein Wagniß, ein Heldenthum, daß er die Wanderung unternahm, wie viel Uebles und Schreckliches, auch ohne die genannten Aeußerſten, konnte ihn treffen, welche Demüthigungen, welche vergebliche

Mühen! Angeſehene Perſonen redeten ihm warnend ab, ſeine Freunde beſchworen ihn, nicht zu gehen; allein er achtete nicht der Gefahr, er fand es ſeine Pflicht, die Sache, die er für recht und gut hielt, zu vertreten, und wollte, gleich ſeinem Vorbilde Fenelon, auch durch Unterwürfigkeit darthun, daß ſeine Gegner ihn verläumdeten. Er reiſte wirklich ab, und ich bewahre noch einige werthe Zeilen, mit denen er Abſchied von mir nahm; Rahel hatte die Augen voll Thränen, und rief bewegt: „Gott, wenn er nicht wiederkehrte!“ Doch er kehrte wieder; unverletzt an Leib und Seele, bereichert mit Blüthen Italiens; aber ſein Wirken war gebrochen, und freiwillig entſagte er der Biſchofswürde, die vor Allen ihm gebührt hätte, aber bei dem allgemeinen Gange dieſer Sachen in Deutſchland nun keine milde Friedensthätigkeit für ihn, ſondern nur eine der Zwietracht und des Kampfes geweſen wäre.

Der badiſche Bundesgeſandte von Berſtett war inzwiſchen in Frankfurt am Main nicht müßig, ſondern verſicherte ſich mehr und mehr der Gunſt des ruſſiſchen Geſandten von Anſtett, dem er ſich blindlings ergab; ſein Ehrgeiz ging dahin, die Stelle des Herrn von Hacke zu erlangen, und dazu mußte er denſelben in den Geſchäften überflügeln, und ſich dem Großherzog unentbehrlich machen. Er hatte den Miniſter ſchon aus der Leitung der Gebietsverhandlungen hinausgedrängt, ſie waren dem Miniſter von Marſchall übergeben; jetzt ließ Berſtett ſich wider Hacke's Willen eine Sendung nach England geben, zu dem doppelten Zwecke, das dortige Miniſterium für Baden in der Gebietsſache günſtig zu ſtimmen und dem Prinz-Regenten wegen der guten Aufnahme, die der Prinzeſſin von Wallis am Karlsruher Hofe zu Theil geworden, Entſchuldigungen zu machen. Berſtett blieb einige Wochen in England, und machte von ſeiner Sendung großen Lärm, obſchon er nicht viel mehr erwirkte, als daß Baden verſprach, die Prinzeſſin nicht ferner aufzunehmen; ſie hatte nämlich beabſichtigt, auf längere Zeit in Raſtadt zu wohnen, und ſchon waren für ſie auf dem Schloſſe daſelbſt die nöthigen Einrichtungen angeordnet, die nun ſogleich abbeſtellt wurden, ſo wie Herr von Ende ihr anzeigen mußte, daß ihr

der Aufenthalt im Badiſchen nicht könne geſtattet werden. Durch Berſtett's Rückkehr aus London nach Karlsruhe wurde Hacke's Verhältniß dort ſehr erſchüttert, er fühlte den Boden wanken und konnte ſein Mißbehagen nicht verbergen.

Ich glaubte, daß es nun Zeit für mich ſei nach Karlsruhe zurückzukehren, und Tettenborn, ſo wie Küſter und ſelbſt Goltz, beſtärkten mich in dieſer Meinung. Ueberdies war mir eine Depeſche des Staatskanzlers angekündigt, die mir durch Gelegenheit zukommen ſollte, da man ſie der Poſt nicht anvertrauen mochte. Sie mußte die entſcheidende Antwort bringen, wie ich mich gegen die Nachläſſigkeiten, die ſich Hacke in Betreff meiner amtlichen Stellung hatte zu Schulden kommen laſſen, zu verhalten habe, und ſelbſt im Falle, daß mir neues Zurückziehen geboten würde, war ein neues Weggehen bezeichnender, als ein bloßes Wegbleiben. Gegen Ende des April trafen wir in Karlsruhe wieder ein. Unmittelbar darauf erhielt ich die erwartete Depeſche, ſie war vom 4. März, alſo ſchon acht Wochen alt, und lautete wie folgt: „Die Abreiſe des Generallieutenants von Zaſtrow verſchafft mir endlich Gelegenheit, an Ew. Hochwohlgeboren auf einem ſicheren Wege zu ſchreiben. und Ihnen zu ſagen, daß Sie das Verdienſt gehabt haben, uns über die geheimen Anſchläge Baierns zu einem erweiterten Territorialerwerb den erſten Wink zu geben. Der Plan, den Sie freilich in ſeinem Entſtehen nicht vollſtändig durchſchauen konnten, hat ſich jetzt näher entwickelt, und bezweckt nichts weniger als die Abtretung der fünf wichtigſten Aemter der Rheinpfalz. Die Ausführung dürfte aber deſto ſchwieriger fallen, da keiner der Mitintereſſenten und keiner der größern europäiſchen Höfe die daraus für Deutſchland und für das jetzige Syſtem überhaupt entſtehenden nachtheiligen Folgen verkennen wird. Ich kann jedoch nicht mit Ew. Hochwohlgeboren die Anſicht theilen, daß der Großherzog von Baden durch ſeine bedrängten Finanzumſtände, oder durch verderbliche Rathſchläge verleitet wäre, den Anträgen des Münchener Hofes Gehör zu geben, ſondern ich habe vielmehr Urſache zu glauben, daß Seine Königliche Hoheit bei ſeiner bisherigen Weigerung zu beharren entſchloſſen iſt. Die Sache wird ſich wahrſcheinlich nach Ankunft des

hier als Gesandten ernannten Herrn Generallieutenants von Stockhorn aufklären, und ich werde alsdann erst beurtheilen können, was etwa unsererseits in Karlsruhe zu thun rathsam wäre. Unterdessen empfehle ich Ew. Hochwohlgeboren, sich völlig passiv zu verhalten, jedoch aber alles, was Sie über den vorliegenden wichtigen Gegenstand erfahren werden, ferner einzuberichten. Zugleich verfehle ich nicht, Ihnen den Eingang Ihrer Depeschen bis zu No. 31 inclusive anzuzeigen. Ich werde vielleicht künftig auf einige darin berührte Punkte zurückkommen, muß mich aber heute bloß beschränken, Ew. Hochwohlgeboren zu ersuchen, mit Ihrer interessanten Korrespondenz fleißig fortzufahren, und versichert zu sein, daß ich selbiger stets mit Vergnügen entgegensehe. Empfangen Sie die Versicherung ꝛc. Berlin, d. 4. März 1817. (Gez.) C. F. von Hardenberg."

Dies war alles ganz gut und verbindlich, aber im Grunde nur eine Verschleierung der Zagheit des preußischen Kabinets in selbstthätiger Weise aufzutreten, und den Schutz des Mächtigen für den Schwachen auszusprechen. Auch der Zweifel, welchen der Fürst ausdrückte, daß dem Großherzog verderbliche Rathschläge gegeben würden, war eigentlich nur in diesem Sinn; denn ich hatte thatsächliche Angaben berichtet, und wußte mehr, als ich dem Papier anvertrauen durfte. Meiner Beschwerde gegen Hacke, wegen der ich sehnlichst einer leitenden Weisung entgegen gesehen, war mit keinem Worte gedacht, alles blieb in der Schwebe, und ich mußte mich, der Meinung Küster's beitretend, damit trösten, der Fürst habe für das Beste gehalten, alles meiner eigenen Klugheit und Geschicklichkeit zu überlassen.

Uns beschäftigten mittlerweile ganz andere Sorgen. Die vorjährige Ernte war schlecht ausgefallen, man reichte mit den Vorräthen nicht bis zur neuen Ernte, das Getraide stieg im Preise, in manchen Gegenden fehlten die Lebensmittel, oder wenigstens das Geld um sie anzukaufen, in allen Rheinländern war große Theuerung, in manchen schon Hungersnoth eingetreten. Besonders aus dem sogenannten Oberland und aus der Schweiz kamen die traurigsten Klagen, aber auch in der Nähe von Karlsruhe stieg das Elend auf einen hohen

Grad. Die Großherzogin, von den entsetzlichen Schilderungen, die sie vernahm, tief erschüttert, gründete einen großen Wohlthätigkeitsverein, den sie durch ansehnliche Beisteuern, noch mehr aber durch das Beispiel ihrer eingreifenden Wirksamkeit fruchtbar machte, und dessen Segen weithin empfunden wurde. Von tiefem Mitleid ergriffen, that auch Rahel alles was in ihren Kräften stand, um den Bedürftigen zu helfen, die äußerste Noth von den Bedrohten abzuwehren. Sie hatte in diesen Bestrebungen bei sehr beschränkten Mitteln einen wunderbaren Erfolg; es war, als ob alle ihr verliehenen Geistesgaben und Gemüthskräfte in dieser Richtung ihre reichste und vollständigste Anwendung fänden, ihr schnelles Urtheil, ihre klare Einsicht, das richtige Maß ihres Handelns, und die wohlthuende Wärme desselben. Sie verstand es genau, die wundeste Stelle der Verhältnisse herauszufinden, ihr die angemessenste Linderung zu verschaffen, das Geld in Sachen zu verwandeln, durch persönliche Vermittelung die Umstände zu benutzen, durch eindringlichen Zuspruch die eigenen Kräfte der Leidenden aufzuwecken. Sie folgte hierin einem ihr angeborenen Beruf, den sie eigentlich jeden Tag ihres Lebens, nach Maßgabe der dargebotenen Gelegenheit, also meistens nur still und leise, und daher auch unbemerkt und unbesprochen, nach allen Seiten ausübte. Mir selbst fiel nicht weniger ein Theil dieses Elends und zwar von Amts wegen zu. Die preußischen Handwerksburschen nicht allein wandten sich in ihren Wanderbedrängnissen häufig an mich, sondern auch die zahlreichen Auswanderer, denen ich die Pässe zu unterschreiben hatte, lagerten zu Hunderten vor meiner Thüre, und oft mit Weib und Kindern in solchem Zustande, daß es unmöglich wurde, ihnen mit der Unterschrift nicht auch eine Reisezehrung zu ertheilen. Man rechnet, daß in diesem Jahre nur aus Baden gegen zwanzigtausend Seelen auswanderten, von denen mehr als ein Zehnttheil nach dem russischen Polen zogen.

Ein Ereigniß von großer Wichtigkeit war besonders für uns Nachbarn, daß die würtembergischen Stände den vom König ihnen vorgelegten Verfassungsentwurf mit großer Stimmenmehrheit zurückwiesen, indem sie erklärten, derselbe genüge

ihren Anſprüchen in keiner Art. Die Beſtürzung hierüber war ſehr groß unter den Regierungsanhängern, weil ſie glaubten, man habe den Ständen ſchon zu viel eingeräumt, und bei den Konſtitutionellen, weil ſie fürchteten, dies üble Beiſpiel von ſtörriſcher Oppoſition könne dem ganzen Verfaſſungsweſen zum Schaden gereichen. In der That blieb nichts unverſucht, um wenigſtens dieſe würtembergiſchen Stände in ſchlimmen Ruf zu bringen. Man rühmte den guten Willen, das freiwillige Entgegenkommen des Königs, dem die engherzige Beſchränktheit der Parthei des alten Rechtes die grundloſeſten Schwierigkeiten entgegengeſtellt habe. Wangenheim war tief gekränkt, nicht weniger Cotta, der ſich von jener Parthei getrennt hatte, um ſich den politiſchen Freunden des Königs anzuſchließen. Der König ſelbſt war am gefaßteſten, und fühlend, daß er ſeine Aufgabe um jeden Preis zu löſen habe, machte er ſich ſogleich mit dem Gedanken vertraut, einen ganz neuen Weg einzuſchlagen, bei welchem freilich Wangenheim, der zu ſehr in ſeinen politiſchen Lehrſätzen befangen war, nicht mehr der Führer ſein konnte.

Der Juni ſchritt unterdeſſen vor, Rahel erwartete von Ems ihren älteren Bruder nebſt deſſen Familie zum Beſuch, und bereitete ſich zu einem längeren Aufenthalt mit ihnen in Baden. Ich hatte einen Anlaß noch früher dorthin zu gehen. Der König und die Königin von Würtemberg waren in Baden angelangt, und der Großherzog und die Großherzogin hatten ſich beeilt ſie daſelbſt zu begrüßen. Der König wollte verſuchen, mit dem Nachbarfürſten ſowohl für die innere als für die äußere Politik eine gemeinſame Haltung zu verabreden, woraus für beide Theile kein geringer Vortheil zu hoffen war. Allein die Verſchiedenheit der Gemüthsarten, und das unvermeidliche Zwiſchenſtehen der beiderſeitigen Umgebungen, die eine ſolche Einigung nicht mit gleichen Augen anſahen, verhinderten die zutrauliche Näherung, und der König kam in ſeinem Verſuche nicht weiter, als daß er ſeine guten Dienſte dem Großherzog in Betreff der Gebietsſachen anbot, worauf der letztere aus altem Mißtrauen nicht ſehr einging. Eben ſo blieb das anmuthige und geiſtvolle Zuſammenſein der

Königin mit der Großherzogin für den politiſchen Zweck ohne Folgen.

Die Geſandten in Karlsruhe verſäumten nicht den würtembergiſchen Herrſchaften in Baden ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Ich durfte nicht unterlaſſen daſſelbe zu thun. Der König hatte als Kronprinz ſchon in Wien mir große Freundlichkeit bezeigt, und erneuerte mit einer Art von Eifer, der mir auffiel, die frühere Bekanntſchaft. Ich fand ihn erſtarkt an Geiſt und Willen, ſeine Erſcheinung ſo würdig als einnehmend. Der König wollte meine Anſichten über die ganze politiſche Lage der Dinge wiſſen, über den deutſchen Bund, die Verfaſſungsfragen, beſonders auch über die kritiſche Lage Badens. Ich hatte keine Urſache zurückhaltend zu ſein, ich ſagte mit großer Freimüthigkeit meine wahre Meinung, die keineswegs mißfiel. Die Königin Katharina lernt' ich hier erſt kennen; ſie war durch Schönheit und Geiſt höchſt ausgezeichnet, und man wußte, daß die Schweſter des Kaiſers Alexander alles nach großartigem Maßſtabe beurtheilte. Sie hatte nichts Phantaſtiſches, für Poeſie und Kunſt wenig Sinn, aber einen ſcharfen klaren Verſtand, der alles Gemeinnützige, alles auf Menſchen und Verhältniſſe Wirkſame lebhaft ergriff und ſo leicht als richtig behandelte; wenn ſie in den Darbietungen ihrer Zeit die tüchtigen Thätigkeiten und Anſtalten des Gewerbfleißes den ſchwächlichen und nebelnden äſthetiſchen Ziereреien vorzog, ſo traf ſie damit ein richtiges Ziel, das den nächſten Ort- und Zeitbedürfniſſen entſprach, und ihr Wirken als Landesmutter, das ihr leider nur zu kurz vergönnt war, hat in Würtemberg ihren Namen unvergeßlich gemacht. Indeß war ſie zugleich die entſchiedene Herrſcherin, gewohnt ihren Willen mit der Gewißheit auszuſprechen, daß die ſchleunigſte Erfüllung folgen müſſe, und ſie fand es nur natürlich, mit Dienern, auch mit den höchſten, nicht viele Umſtände zu machen. Von den vornehmſten Ruſſen umgeben, die ihr aber, weil ſie mit einem Deutſchen einiges im Vertrauen ſprechen wollte, zu nahe ſtanden, ſagte ſie ganz unbefangen mit trocknem Befehl: „Weiter zurück!“ und ſie gehorchten ſchnell mit Unterthänigkeit. Aber wie ſie hierin ſich keinen Zwang anthat, ſo that ſie es auch in Aeußerung ihrer

Meinung nicht, und so konnten zu anderer Zeit jene Russen, als von dem wilden Wesen des Großfürsten Konstantin die Rede war, mit Entsetzen die Worte mitanhören: „Ich weiß es wohl, er ist ein Thier; aber er ist doch der Beste von uns, denn er zeigt sich wie er ist.“ Diese Mischung von Hoheit und Offenheit gab der schönen Frau, die doch zugleich die feinste Weltbildung besaß, einen außerordentlichen Reiz, und ihre Unterhaltung übte bisweilen einen wahren Zauber aus. Ich konnte bald gewahr werden, daß auch sie mit meinen Ansichten und meinem Benehmen sehr zufrieden war; ich hörte manches Schmeichelhafte aus ihrem Munde so wie aus dem ihres Gemahls, und darunter eigenthümliche Anspielungen und Winke, die ich mir nicht zu deuten wußte. Tettenborn, der ein schon älteres Vertrauen genoß, und mit dem Könige und der Königin täglich die ernstlichsten Besprechungen hatte, stimmte mehr zu jenen Winken ein, als daß er sie mir erklärt hätte.

In kurzem traf auch der König von Baiern ein, der seine gewohnte Badekur hier antrat. Die Königin mit den Prinzessinnen Töchtern wohnten nicht mit ihm zusammen, da sein kleines Haus nur für einen bescheidenen Münchener Bürger, der er hier sein wollte, Raum hatte. Später kam auch noch der Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar, der auf einer Reise nach der Schweiz begriffen mehrere Tage in Baden verweilte, und sich nicht wenig freute, Rahel hier wiederzusehen. Dann sahen wir auch seine vortreffliche Gemahlin, die Großherzogin Luise, ferner die Erbgroßherzogin von Hessen-Darmstadt, Tochter der Markgräfin Amalia, die auch selber kam, und sich freute durch die Badezeit so viele der Ihrigen an demselben Orte vereinigt zu finden.

Der reichste, belebteste Mittelpunkt der Gesellschaft in Baden war abermals das Haus Tettenborn's, der, wie im vorigen Jahre, durch das Ansehen seines ruhmvollen Namens, durch den Glanz und die Fülle der so reichen als behaglichen Bewirthung, durch eine nach allen Seiten sich erstreckende Freigebigkeit, und vor allem durch seine und seiner Gattin stets erfreuende Anmuth, unausgesetzt alles Ausgezeichnete und alles Wünschenswerthe in seinen Kreis zog, und sogar neben

dem wirklichen Landesherrn, wie dieser einmal scherzend äußerte, als der eigentliche Fürst des Ortes gelten konnte. Die Gesellschaft konnte mit allem Recht eine europäische heißen, nicht nur weil die Hauptländer Europas ihre reichsten Beiträge dazu gegeben, sondern auch weil sie ganz in der Sphäre sich bewegte, wo die vornehme Bildung in den höheren Klassen über das Volksthümliche hinweg als etwas Gemeinsames erscheint. Selbst die Engländer, deren Stolz und Scheu und Schroffheit überall schon verschrieen war, machten eigentlich keine Ausnahme, denn meist sind es nur die mittlern Klassen, die in jener geselligen Unbehülflichkeit stecken bleiben, dagegen die wirklich vornehmen willig und leicht in den gemeinsamen Typus eingehen, ja sogar dessen höchster Ausdruck werden. Doch waren überhaupt die Engländer, sowohl vornehmer als mittlerer Klassen, damals in den Rheinländern bei weitem noch nicht so zahlreich, als wir sie späterhin jahraus jahrein dort angesiedelt sehen, sie hatten in der Gesellschaft kein Uebergewicht, und machten darauf auch keinen Anspruch.

Bei Tettenborn sah man, um fürerst der namhaftesten Fremden zu gedenken, aus Paris die Frau von Demidoff mit ihrer zahlreichen Begleitung, die Marschallin Marmont, Herzogin von Ragusa, mit der ihrigen, den Gesandten Grafen Goloffkin, bekannt durch seine an eigner Festigkeit und Selbstverläugnung gescheiterte Gesandtschaft nach China, den General Bachelu, den Grafen von Saint-Aulaire mit seiner Gemahlin, endlich den gewesenen Gouverneur von Moskau Grafen Rastoptschin. Der letztere Namen überstrahlte alle andern, und seine Person, in welcher die größten Gegensätze sich hart zusammengezogen zeigten, würde Aufsehen und Scheu erweckt haben, wäre sein Namen auch nicht mit dem Brande von Moskau schon unauflöslich verknüpft gewesen. Von ihm wird hier etwas ausführlicher zu reden sein.

Er kam von Paris, wo er einen längern Aufenthalt gemacht, und schien ganz erfrischt und erweckt von der geistigen Bewegung, deren Wirbel ihn dort ergriffen hatte. Von Jugend auf eingeweiht in französische Bildung und wohlgeübt in allen Feinheiten und allem Witze französischer Unterhaltung, fesselte er durch seine leichte, freie Mittheilungsweise, deren Reiz

noch erhöht wurde, wenn man bald gewahrte, daß dieses reiche Spiel von Geistesweben einen Hintergrund von eiserner Willenskraft und rücksichtsloser Selbstbestimmung hatte, von denen die Vorstellung halbwilder Leidenschaft und roher Gewalt kaum zu trennen war. In der That mischte sich in den Genuß, den jedermann in seiner Unterhaltung fand, oft unwillkürlich ein Schauder und ein Staunen, und man fühlte das Bedürfniß, diesem Manne gegenüber sich zu fassen und zusammenzunehmen. An Talent, an Witz und Scherz, an Unerschöpflichkeit der Laune stand Rastoptschin dem Fürsten von Ligne nicht nach, aber unendlich verschieden war der Eindruck! Wenn man sich bei Ligne's heitrem Scherze wie auf weichem Moose geschaukelt fühlte, so ahndete man bei Rastoptschin den Boden von scharfen Stacheln besäet, zwischen denen der Fuß vorsichtig zu setzen war. Ich glaube wirklich, daß ohne seine Rednergabe sein Wesen nur abstoßend gewesen wäre, doch diese zog unwiderstehlich an. Es war ein Fest, ihn die scharfsinnigen, zum Theil höchst eigenthümlichen Wahrnehmungen, die er bei seinem Aufenthalt in Paris gemacht, nach seiner Weise in gelassener Erzählung und in springenden Vergleichen darstellen zu hören. Frankreich und die Franzosen, Paris und die Pariser schienen seine ganze Vorstellungskraft ergriffen zu haben, und wie sehr sein treffendes Urtheil sich unbefangen über diesen Gegenständen zu erhalten wußte, so sah man doch, wie sehr ihn diese Gegenstände mit Vorliebe erfüllten. Seine Ansichten waren unbeschränkt, durch keine Uebereinkommnisse der Politik noch durch Wünsche des eignen Herzens gestört. Er urtheilte frei, und sprach dreist aus, was er dachte. Daß die damalige Ordnung der Dinge beim ersten Anstoß in Frankreich zusammenfallen müsse, war ihm ein unzweifelhaftes Ergebniß aller seiner Beobachtungen. Mit unglaublicher Kühnheit besprach er insbesondere die russischen Verhältnisse, ja mit wahrer Bitterkeit, zum großen Kreuz des Grafen Goloffkin, der noch allenfalls mitlachte, wenn jener im Tone eines erfahrenen Weisen versicherte, nirgends machten die Leute von Verdienst so sicher ihr Glück als in England, hätten es die Weiber so gut wie in Frankreich, dahingegen Rußland das Paradies der Lumpe (des gueux)

heißen müſſe, weil es ihnen dort entſchieden am beſten ginge; aber es kamen andre Reden vor, welche anzuhören die amtliche Würde eines Geſandten ſchlechterdings nicht einwilligen konnte. Die ganze Wildheit ungezähmter Leidenſchaft lag dann hinter dem Gitternetze der zugeſpitzten franzöſiſchen Redensarten, und lauerte auf deren Wirkung. Er fühlte ſich von der Heimath, zu deren Rettung ſein großer Entſchluß weſentlich mitgewirkt, durch Undank und Kränkung ausgeſchieden, und hätte ſeine jetzigen Feinde nicht ungern ebenſo durchgreifend und furchtbar treffen mögen, als er damals die Franzoſen getroffen hatte. Es war gefährlich, ihn dieſe Vorſtellungen ungeſtört verfolgen zu laſſen, er ſchien ſich dann kaum noch zu beherrſchen, ſein Geſicht bekam einen ſchreckenvollen Ausdruck, und um ihn her war alles in peinlicher Verſtimmung. Doch glaubte ich trotz dieſer Ausbrüche noch Spuren weichen Gefühls in ihm zu entdecken, und ich mußte ihm, wie früher mit Ligne, nun auch mit Wilhelm von Humboldt eine gewiſſe Aehnlichkeit zuſchreiben, dieſelbe ſcheinbare Kälte, unter welcher ſich denn doch die Wärme der Empfindung nicht ganz verdecken kann, dieſelbe ſcharfe Quelle des ſcharfen und eigenthümlichen Witzes, nämlich die Ungeduld, ſich der Langenweile zu fügen, die den gewöhnlichen Geſprächen ſich ſo leicht anheftet, und der man, wenn der fremde ausbleibt, nur durch eignen Witz entgehen kann.

Dieſer außerordentliche Mann hatte ſchon früh ſeine Handlungsweiſe durch ungemeine Herbheit bemerkbar gemacht. Unter Kaiſer Paul Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ſchien er mit der rauhen Sinnesart ſeines Herrn trefflichſt einzuſtimmen. Allgemein wurde über die ſchneidende Härte geklagt, mit der er die Leute abfertigte; doch war faſt immer Geiſt oder Witz in ſeinen Aeußerungen. Dem Grafen Michael Oginski, der mit der Empfehlung des preußiſchen Miniſters Grafen von Haugwitz bei dem Kaiſer die Erlaubniß der Rückkehr nach Polen erhalten hatte, ertheilte Raſtoptſchin am 29. März 1799 den abſchlägigen Beſcheid in folgenden lakoniſchen Zeilen: „Monsieur le comte, Sa Majesté l'empereur ayant reçu votre lettre en date du 12 du courant, a jugé à propos de refuser vos demandes, et m'a or-

donné de vous en faire part. J'ai l'honneur d'être" etc. In der Zeit des Einbruchs der Franzoſen war ſeine zuſammengedrängte Heftigkeit bis zur wilden Wuth geſteigert. Seine ſchrecklichen Aufrufe an das Volk, ſeine dem Feinde zur Schmach angehefteten Inſchrifttafeln können nie vergeſſen werden. Drei Tage vor der Räumung von Moskau ſchrieb er noch an Bagrathion in derbem Ruſſiſch, er werde Moskau ſuchen zu halten, ſo gut als möglich, und wenn es auf's äußerſte käme, ſo gelte das alte Sprichwort: „Beſſer zum Teufel fahren, als in Feindes Hände fallen." Aber auch in Glück und Erfolg dauerte in ihm die gereizte Stimmung fort, welche das Unglück und die Verzweiflung ihm gegeben hatte. Die Franzoſen hatten die Brandſtätte von Moskau wieder verlaſſen, die zurückgebliebenen Verwundeten wurden von den einrückenden Ruſſen niedergemacht, nur einigen, die mit noch ſchwachen Kräften das große Spital im Findelhauſe zu vertheidigen wagten, wurde die Gnade zu Theil, in harter Gefangenſchaft zu ſchmachten; ſie wandten ſich in ihrer drängenden Noth bittend an Raſtoptſchin; die Kaiſerin Mutter hatte ſich der Unglücklichen erbarmend angenommen, ganz durfte er ihre Bitte nicht abſchlagen, aber er gewährte ſie mit folgenden eigenhändig von ihm geſchriebenen grauſamen Worten: „Le comte Rastoptschin accorde le temps nécessaire à M. Gazo père pour se remettre de sa maladie: après quoi il faudra qu'il se rende avec son fils dans le gouvernement de Wologda. La conversation qu'il me demande n'amènerait aucun résultat; il n'y a ni calomnie ni malveillance qui agissent auprès du comte Rastoptschin; mais une nation qui a ni foi ni loi, et qui n'a d'autres titres depuis vingt ans que des crimes et des forfaits, ne doit jamais prendre à témoin l'Être suprême, dont la justice est méconnue chez les brigands." Der eiſerne Mann war im Franzoſenhaſſe doch nicht ſo ausdauernd wie der Miniſter von Stein; Paris hatte das widerſtrebende Metall zu ſchmelzen gewußt, der Held von Moskau dort Zuflucht und Lebensreiz gefunden, wie die Heimath ſie nicht gewährte!

Eines Abends, da der Kreis bei Tettenborn nur klein

und vertraut war, gab uns Raſtoptſchin unerwartet die vollſtändige Erzählung des Brandes von Moskau und ſeiner Betheiligung dabei. Er ſpottete der Meinung, welche glaubte, er habe die ungeheure Hauptſtadt mit einer Fackel angezündet, wie man auf der Bühne den Brand von Perſepolis bloß durch die Hand der Thais aufflammen ſehe. „Ich habe," ſagte er, „die Gemüther der Menſchen entzündet, an dieſem furchtbarſten Feuer entzünden ſich die Pechfackeln leicht." Er gab nun die Maßregeln an, die er als Gouverneur ergriffen, die Fortſchaffung der Feuerſpritzen, wobei noch die beſondere Rückſicht waltete, daß die Spritzenleute ein militairiſcher Körper waren, der dem Feinde nicht überlaſſen werden konnte, ferner die Oeffnung der Gefängniſſe, die Anſtalten aller Art, um die Franzoſen keine an Hülfsmitteln überreiche Hauptſtadt, ſondern nur eine Stätte der Verwüſtung finden zu laſſen, endlich das entſcheidende Beiſpiel, daß er ſelbſt durch Niederbrennung ſeines außerhalb Moskau's gelegenen Pallaſtes gegeben. Er legte ſeine Gedankenfolge, ſeine Triebfedern und Empfindungen dar, und geſtand, daß er nichts gefühlt habe als den Unwerth aller Güter, wenn das Vaterland zu Grunde gehe. Daß er in dieſem Gefühle mit dem Volke gleich empfunden, habe der Eifer gezeigt, mit welchem ſein Gedanke ſei ausgeführt worden. Pechkränze und Pechfackeln waren bald in den Händen der wilden Rotten, die ſich ſelber eine Art von Ordnung gaben und die Rollen wie die Stadtviertel unter einander vertheilten, wiewohl dies alles in der Wuth und Eile der Ausführung ſich wieder verwirrte, ſo wie auch mehrere Pulverſchläge, die dem Feinde zu beſonderem Schaden berechnet waren, durch Uebereilung oder Verſäumniß in ihrem Zwecke vereitelt wurden. Die Zerſtörung im Ganzen aber war ungeheuer, ſie übertraf alle Vorausſicht, und wenn der dadurch dem Feinde angethane Schaden ſich bald als ein tödtlicher und als eine neue Wendung der Geſchichte erwies, ſo war im Augenblicke doch der Preis des Gewinnes zu gräßlich vor Augen, als daß man den Urheber hätte rühmen mögen. Einen Werth von fünfhundert Millionen Rubel und gegen dreitauſend Menſchen hatte der Brand von Moskau verzehrt. Ob wir, die

wir den Mann, der ſolches Ungeheure eingeleitet, jetzt ſo fein und artig als friedlichen Erzähler deſſelben in unſerer Mitte ſahen, nicht einigen Schauder des Staunens empfanden, möge der Leſer am eignen Gefühl ermeſſen!

Auch durfte die That in Rußland geraume Zeit nicht eingeſtanden werden, im Volk und Heere befeſtigte ſich der Glauben, der Feind habe Moskau verbrannt, und man fand gerathen, dieſem Glauben nicht zu widerſprechen. Raſtoptſchin ſelbſt ärntete von vielen Seiten Vorwürfe und Mißbilligung; durch einen Vorgang, deſſen wir gleich näher gedenken werden, hatte er ſich den Unwillen des menſchenfreundlichen Kaiſers Alexander noch beſonders zugezogen; bald ſah er den ruſſiſchen Boden, der von Sieg und Ruhm neu erglänzte, unter ſeinen Füßen überall wanken, und ſäumte nicht, ihn mit dem von Deutſchland und Frankreich zu vertauſchen.

Es iſt ein merkwürdiger Zug in Raſtoptſchin, und unſres Bedünkens nur ein neues Zeugniß ſeiner innern Macht, daß er in ſpäteren Jahren, um nach Rußland zurückzukehren und dort friedliche Verhältniſſe zu finden, durch eine beſondere Druckſchrift ſich von dem Brande Moskau's losſagte, ſeinen allbekannten Antheil an dieſem Ereigniß verläugnete, und ſomit auch den unſterblichen Ruhm preisgab, der von daher an ſeinem Namen haftete. Der nächſte Zweck überragte in ihm alles andere, und man kann ſagen, daß er Moskau nochmals opferte, jetzt das ſeinige! Wir müſſen wirklich in dieſer Handlung, die man als die eines ſchmiegſamen Höflings hat anſehen wollen, eine Art von Größe anerkennen, denn nicht leicht wird jemand um eines zeitlichen kurzen Vortheils willen den gerechten Anſpruch auf Bewunderung und Staunen der Nachwelt aufgeben, die dem Helden auch um den Preis des Lebens nicht zu theuer erkauft dünken. Doch mochte er bei der zweiten, perſönlichen Opferung Moskau's noch mehr als bei der erſten, vaterländiſchen, des guten Glaubens ſein, daß er mehr rette, als zerſtöre; gewiß durfte er bei der geſchärften Prüfung, zu welcher er die Geſchichtsforſcher durch ſeine Verneinung aufreizte, nur zu gewinnen hoffen, indem die an das Licht gerufene Wahrheit nur um

ſo heller ſeinen Namen herausſtellen mußte, und gewiß konnte er wie Galilei diejenigen belächeln, welche durch den Widerruf auch die Thatſache geändert wähnten!

Was den Kaiſer Alexander gegen Raſtoptſchin unheilbar mißſtimmte, war folgende bejammernswerthe Geſchichte, die ich wiedergebe, wie ſie mir von einem vornehmen wohlunterrichteten Ruſſen ſpäterhin erzählt worden iſt. Als die Franzoſen im Anzuge gegen Moskau waren, betraf eines Tages die Polizeiwache eine Gruppe junger Ruſſen, welche einem andern begierig zuhörten, der ihnen aus einem franzöſiſchen Blatte den neuſten von Napoleon erlaſſenen Aufruf überſetzte. Der Dolmetſcher wurde ſogleich als Verbrecher behandelt und fortgeſchleppt. Es war ein junger Mann von vier und zwanzig Jahren, Hauptmann außer Dienſten, Namens Weriſchalin, und kein Verdacht einer böſen Abſicht konnte bei ſeiner Unklugheit ihn treffen, im Gegentheil, alle Zeugniſſe erhärteten, daß er ſeinen Landsleuten die Worte des Feindes in Ungunſt und zum Mißfallen vorgetragen. Doch Raſtoptſchin hielt ſich an die äußerliche Thatſache des Verbreitens franzöſiſcher Aufrufe, wollte nichts weiter hören, und fühlte im eignen Grimme, daß auch der des Volkes eines Opfers bedürfe, an ihm ſich zu ſättigen, zu ſtärken. Er pflegte die vor ſeiner Wohnung ſtets verſammelte und oft tobende Menge von dem Abſatz einer hohen Freitreppe herab anzureden, die aufgeregten Gemüther durch ſeine kurzen, zündenden Worte noch heftiger aufzuregen. Dorthin ließ er den jungen Weriſchalin herausführen, und als er ihn erblickte, rief er im größten Zorn: „Aber mehr als die Franzoſen ſind die Verräther unſere Feinde! Die verdienen tauſendmal mehr als jene unſern Haß, das ausgeſuchteſte Verderben. Da ſehet ihr einen, der Napoleon's Aufgebote verbreitet hat, da ſehet ihr euern ärgſten Feind!“ Nun ergoß er ſich in Vorwürfen und Schimpfreden gegen den Gefangenen ſelbſt, und zuletzt, indem er ſich abwandte, befahl er dem nächſten Polizeiſoldaten: „Schlag ihn!“ Der Soldat gab einen Hieb mit flacher Klinge. „Ei was!“ rief Raſtoptſchin, der ſich wieder herzuwandte, „das will nichts ſagen, überlaßt ihn dem Volke,

das wird schon besser mit ihm umspringen!" Sogleich wurde der Unglückliche zu dem wüthenden Pöbel hinabgestoßen, und in wenig Augenblicken war er in tausend Stücke zerrissen, seine Glieder, sein ganzer Körper verschwand völlig, ein Stück Hand mit ein paar Fingern war alles, was sich auf dem Platze noch fand, als die Menge sich endlich zerstreut hatte!

Diese Gräuelgeschichte war jedoch so nicht abgethan, sie tauchte furchtbar wieder auf. Im Anfange des Jahres 1813, an einem Orte in Polen, wohin den Kaiser Alexander die Bahn des Sieges geführt hatte, wurde ihm ein Greis vorgeführt, der ihn zu sprechen verlangte. Dem Alten schlotterten die Kniee und bebten die Lippen; als er vor dem Kaiser war, fiel er weinend und flehend hin, und konnte wohl fünf Minuten lang kein Wort herausbringen. Der Kaiser, in peinlichster Unruhe, schien mit sich selber schwer zu ringen. Er wußte, daß der alte Werischalin vor ihm lag. Dieser kam endlich zu Wort, forderte Untersuchung, und, im Fall sein Sohn unschuldig befunden würde, Wiederherstellung der Ehre desselben; er wehklagte über sein nun kinderloses Alter, seine nun erblosen Güter. Der Kaiser suchte ihn zu beruhigen, sprach ihm liebreich zu, verhieß ihm Gerechtigkeit; er wisse schon, sagte er, daß der junge Mann keiner Verrätherei schuldig gewesen, daß er keine Verbindung mit dem Feinde gehabt, und entließ den Alten tröstend und begütigend. Am folgenden Tage reichte Rastoptschin sein Abschiedsgesuch ein, der Kaiser nahm es an, und sagte mit finsterm Blicke, er wolle ihn keinen Augenblick aufhalten, und wünschte ihn niemals wiedersehen zu müssen. So war Rastoptschin von der Sieges- und Ruhmesbahn, zu welcher die Flammen von Moskau geleuchtet, plötzlich ausgestoßen, von Macht und Einfluß entfernt, unter dem glänzenden Vorstreben und den sich täglich mehrenden Erfolgen des Heeres und des ganzen Volks ein Unthätiger, Ausgewiesener, und da die Heimath selber keine mehr für ihn sein durfte, so zog er voll dunklen Grimmes einsam hinter den Truppen in die durch sie befreiten Länder nach, anfangs in Berlin eine kurze Ruhe findend, zuletzt in Paris aufathmend im Gewirr der Zerstreuungen.

Sein eiskalter Witz wurde jetzt den Seinen furchtbar, eingeweiht in alle Verhältnisse, hielt er noch mächtige Verbindungen in der Hand, und sein schneidendes Wort konnte unheilbar verwunden, konnte tödtlich treffen.

Doch gegen den Feind, den er selber im Innern hegte, war er waffenlos. Ihn befielen mit Einbruch der Dunkelheit nicht selten gespenstische Schreckbilder, die ihn furchtbar aufregten. In Paris, wohin er nach diesem Aufenthalt in Baden zurückkehrte, wurden später diese düstern Stunden nur häufiger und quälender. Zu solcher Zeit drangen einmal zwei nähere Bekannte, vornehme Russen, trotz aller angstvollen Abwehr des Kammerdieners zu ihm ein, sie meinten, höchstens ein hübsches Abentheuer zu stören, aber wie erschraken sie, als sie das abgelegene Zimmer betraten! Hager und bleich saß Rastoptschin da, und als er die Kommenden erblickte, rief er grausenhaft, die Hände zur Abwehr vorhaltend: „Was wollt ihr von mir? Geht, geht, nicht ich bin es, der euch geschlagen, der euch hinabgestoßen hat!“ Entsetzen war in ihm und Entsetzen ging von ihm aus. Die beiden Freunde verstanden, daß er Vater und Sohn Werischalin zu sehen glaubte; sie nannten ihre Namen, riefen ihn bei dem seinigen an, und weckten ihn endlich aus seiner jammervollen Träumerei; nun erkannte er die Besuchenden, nahm sich zusammen, strich mit der Hand seine Stirn und Augen, trank ein paar Gläser Wasser, und nach einer Weile war er im Stande, wieder zu sprechen wie sonst. Der Eindruck dieses Vorgangs aber blieb den beiden Zeugen unauslöschlich, und einer derselben hat mir lange nachher mit allem Schauder des Frischerlebten diese Umstände buchstäblich so erzählt, wie ich sie hier wiedergegeben. Noch lange, sagt man, blieb Rastoptschin von solchen Erscheinungen gepeinigt, die doch hauptsächlich auf körperlicher Krankheit beruhten, da sie beim Gebrauch angemessener Arzneimittel schwanden. Er brachte bekanntlich seine letzte Lebenszeit wieder in Rußland zu, wohin die gewünschte Rückkehr sich ihm endlich noch eröffnet hatte, und die Ehrfurcht und Bewunderung, die ihm gezollt wurden, gaben seinem Ehrgeize denn doch die befriedigende Ueberzeugung, als einer der Helden der Befreiung Rußlands

anerkannt zu ſein. — Ich habe dies alles hier zuſammengeſtellt, weil über Raſtoptſchin bisher nur wenig geſchrieben worden, und die dämoniſchen Züge in dieſem Bilde den heitern und liebenswürdigen ein unentbehrlicher Hintergrund ſind.

Dieſer Mann hatte Stunden, in welchen er mit harmloſer Unbefangenheit dem unſchuldigſten Vergnügen nachhing, der Betrachtung einer Blume, eines Schmetterlings, wo er mit Lächeln dem Spiele der Kinder zuſah, dieſe vor Schaden hütete, ihre Freude durch Geſchenke belebte; andere, die *ihn* als den zuvorkommendſten, freundlichſten Geſellſchafter zeigten, voll feiner Aufmerkſamkeit auch für Männer, und ſich den Frauen mit zarter Huldigung anſchließend. Während er nicht verhehlte, daß die Schönheit und geſellige Anmuth einer Künſtlerin aus Stuttgart, Auguſte Brede's, ihn angezogen, verhehlte eine lebhafte Franzöſin nicht, daß ſie von ihm eingenommen ſei und daß er dies bemerken ſolle, ſo daß es eine Spannung war, den Helden von Moskau auch noch als den eines franzöſiſchen Intriguenſtückes zu ſehen. Aber ſein guter Sinn bewahrte ihn vor jeder Lächerlichkeit. Er ſcherzte ſelbſt über das ihm Zugemuthete, und meinte, in ſeinen Jahren müſſe man der Freundſchaft ſelten, aber der Liebe gar nicht mehr trauen.

Von Paris war auch Frau von Demidoff gekommen, die Gattin des durch ſeinen Reichthum berühmten Beſitzers ſibiriſcher Bergwerke. Sie war eine geborne Stroganoff, und ihr Gatte, den ich mehrere Jahre ſpäter, als ſie ſchon geſtorben war, kennen lernte, hat mir wiederholt als eine der größten Befriedigungen ſeines Lebens, das doch an ſolchen nicht arm geweſen ſei, den Glücksfall gerühmt, der ihm in dieſer vornehmen Verbindung geworden. Er war gewohnt, allen ihren Wünſchen zuvorzukommen, freute ſich des Aufwandes, den ſie machte, und ſetzte ihm nur ungern Gränzen. Sie genoß die Vortheile des Reichthums, ſie war von ihnen umgeben, aber ſchon in ganz gleichgültiger Gewohnheit, ohne beſondern Werth darauf zu legen, oder zu wähnen, dadurch etwas zu ſein. Sie hatte dies bei einer unglücklichen Gelegenheit auf die großmüthigſte Weiſe gezeigt. Ihr war vor

mehreren Jahren in Paris ein großer Theil ihrer Diamanten geſtohlen worden, ein Diebſtahl, der ſchon wegen ſeines hohen Betrages die Thätigkeit der Polizei lebhaft anregte. Auch kam die Sache bald an den Tag, eine Gräfin von Schwicheldt aus Hannover hatte das Verbrechen begangen, und wurde deſſelben vollkommen überführt. Frau von Demidoff, als ſie hörte, daß der Name einer bisher geachteten Dame und einer ehrenwerthen Familie öffentlich bloßgeſtellt werden müſſe, war ſogleich zu jedem Opfer bereit, um die Unglückliche zu retten, ſie wollte ihre Diamanten abläugnen und verlieren, und war in Verzweiflung, daß dies für nutzlos erklärt wurde. Die Thäterin, deren Handlung ihr ſelbſt unbegreiflich und nur eine krankhafte Verirrung war, wurde verurtheilt, zog ſich aber dann mit großmüthiger Hülfe der Frau von Demidoff in tiefe Verborgenheit nach Deutſchland zurück, und ſtarb vor nicht langer Zeit unter fremdem Namen in Wien.

Unendlich graziös von Geſtalt und Bewegung, aus dunklen, gebieteriſchen Augen freundlich blickend, und im Geſpräch durch raſche Wendungen pikant, erſetzte Frau von Demidoff reichlich, was ihr an eigentlicher Schönheit fehlte. Durch langen Aufenthalt in Paris nicht nur verlockt, ſondern bei ihren Verhältniſſen faſt gezwungen, ihr ganzes Daſein in das einer Dame der großen Welt abzuſchließen. mußte ſie diejenigen, welche ſie nur als ſolche kannten, um ſo mehr überraſchen und rühren, wenn ihnen die mütterliche Zärtlichkeit und Sorgfalt ſichtbar wurde, die ſie ihrem damals etwa ſiebenjährigen Sohne Anatole widmete; in dieſem reinen Ausdruck der natürlichſten und ſchönſten Liebe ſchien jede andere Beziehung wie verſchwunden. Im Uebrigen hatte ſie mehr allgemeines Wohlwollen, als perſönliches, und ihr oft rauhklingendes Gebieten wäre leicht zu mißdeuten geweſen, hätte man nicht alle Perſonen, die ihr angehörten, von Eifer und Hingebung für ſie erfüllt geſehen. Sie hatte die Tochter des franzöſiſchen Generals Morgan bei ſich, ferner eine ruſſiſche Freigelaſſene von blühender Jugend und frohem Sinn, ruſſiſche Herren, die ſich ihr als Reiſebegleiter angeſchloſſen hatten, einen Muſiker, einen Zeichner, deutſche und

franzöſiſche Lehrer für ihren Knaben. Alles in ihrer Umgebung war voller Leben und Munterkeit.

Mit ihr zu wetteifern, konnte keiner andern Dame ſo leicht einfallen, doch ſchien die Herzogin von Raguſa es zu unternehmen. Sie war nicht mehr jung, aber noch ſehr ſchön, und erinnerte lebhaft an ihren Bruder, den jungen Perregaux, den wir in Berlin während der Franzoſenzeit als Verwaltungsbeamten geſehen hatten. Für ihre Größe war ſie etwas zu ſtark, allein ſie hielt ſich ſo ſtattlich, daß dieſe Fülle nur den Eindruck ihrer Bedeutſamkeit vermehrte. Auch ſie hatte großes Gefolge und mannigfachen Anhang, auch ſie war gewohnt, der Mittelpunkt eines Geſellſchaftskreiſes, eines glänzenden Hauſes zu ſein. Doch mußte ſie jetzt von der politiſchen Seite her einige Störung empfinden, denn der Marſchall hielt ſich bekanntlich den Bourbons zugewendet, und wie wenig ſie auch geneigt ſein mochte, der Autorität des Gatten oder des Königs ihre Meinungen zu unterwerfen, ſo verſtand ſie doch die weltlichen Verhältniſſe zu gut, als daß ſie ihnen einige Opfer der Zurückhaltung und Vorſicht hätte verſagen wollen. Dieſer Zwang erſchien um ſo dringender, als man Baden von franzöſiſchen Kundſchaftern beſucht wußte, deren einige offen genannt wurden, andere aber, wie man vorausſetzte, gefährlicher im Dunkel blieben.

Merkwürdig hatten ſich die Sympathieen in jener Zeit umgewandelt. Die höchſten Hofkreiſe und die Leiter der Kabinette ausgenommen, hatte niemand Gefallen an den Bourbons. Nicht in Frankreich allein gehörte es ſchon zum hohen Ton, zum guten Geſchmack möchte man ſagen, ſich der Oppoſition anzuſchließen, auch in England, im Norden, und großentheils in Deutſchland, dachte man ungünſtig von der Reſtauration, und viele Stimmen wurden für Napoleon laut, in deſſen Bewunderung hauptſächlich die Engländer bald unmäßig wurden. Den Unterdrücker der Freiheit vergaß man, aber den Geißeler der Könige hob jeder Unzufriedene gern hervor, und menſchliche Theilnahme war dem Gefangenen von St. Helena überall gewidmet. Wie groß war nicht die Zahl der Mißvergnügten in allen Ländern, der Nichtbefrie-

digten, beſonders in den höheren Klaſſen! Zu Gunſten der Anhänger, oder wenigſtens Folger Napoleon's wirkte noch der Umſtand mit, daß die Reſtauration, welche nach ihrer erſten Einſetzung noch ziemlich milde verfahren war, ſeit ihrer zweiten verfolgend auftrat, und dabei einen Maßſtab anlegte, den ein unbefangener Sinn ſchlechterdings nicht zugeſtehen, ja kaum begreifen konnte. Denn nicht diejenigen ſahen wir verfolgt, die wir unter Napoleon's Herrſchaft als die ſchlimmſten ſeiner Diener gekannt hatten, auch nicht gerade die, welche am auffallendſten treulos gegen die Bourbons geworden waren, im Gegentheil, dieſe wie jene ſtanden wohl gar in Gunſt und Anſehen und die wirklich Verfolgten erſchienen dabei nur um ſo unſchuldiger; in ihnen war oft nur das, deſſen man ſich zu ihnen verſah, nicht das, was ſie begangen hatten, der Grund ihres Mißgeſchicks, oft auch wohl nur perſönlicher Haß und Neid in den höhern Kreiſen, wo immer am erſten die große politiſche Sache dem Nutzen und der Zuſtändigkeit der Perſonen untergeordnet wird. Bei den Deutſchen bedarf es nur eines auffallenden Unglücks, um ihre menſchliche Theilnahme auch für diejenigen zu erwecken, denen ſie noch eben feindlich gegenüberſtanden, und ſo war es kein Wunder, daß die neuerdings aus Frankreich Verbannten oder Flüchtigen in den Rheinländern, wohin ſie ſich zunächſt gewendet hatten, freundlich geduldet wurden; die meiſten waren tapfre, kluge Männer, die ſich jetzt äußerſt beſcheiden und ruhig zeigten, während unerträglicher Uebermuth und verletzende Anmaßung der herrſchenden Parthei täglich mehr hervortraten.

Der General von Tettenborn hatte im ruſſiſchen Feldzuge den General Bachelu feindlich gegenüber gehabt, ihn als tapfern Kriegsmann, ſpäter auch als edlen Menſchen kennen gelernt, und als die Verfolgung der Bonapartiſten in Frankreich anhob, ihm zu Mannheim gaſtlich ſein Haus geöffnet. Die Lage von Baden war günſtig, und die Großmuth anziehend, bald war wie im vorigen Sommer ein Häuflein Schutz oder Anhalt ſuchender Franzoſen um ihn verſammelt. Frau von Demidoff, ſelber faſt eine Pariſerin aus den Zeiten Napoleon's, verläugnete ihrerſeits die Sym-

pathieen nicht, welche ſie vorzugsweiſe für die Napoleoniſchen Franzoſen fühlte. Hier wurden der Nain jaune von Paris und der Surveillant von Brüſſel herumgezeigt und vorgeleſen, hier die Zerrbilder belacht, an denen die ſinnreichen Witzlinge der liberalen Parthei es nie fehlen ließen, und wozu freilich die Gegenſeite den Stoff nur allzu wohlfeil lieferte. Ruſſiſche Liebhaberſtimmen wetteiferten mit franzöſiſchen, die reizenden Neuigkeiten der beliebten Vaudeville-Geſänge vorzutragen, und dazwiſchen auch wohl die muntern Spottlieder auf die neueſte Geſtalt der Dinge und deren Schildhalter.

So weit, wie dieſe unabhängigen und freiſinnigen Fremden, durfte die Herzogin von Raguſa in ihrer Sympathie für die bedrängten Landsleute nicht gehen; ſie mußte eine engere Linie halten, und wußte nur zu gut, daß ſie auch dieſe noch genug würde zu verantworten haben. So waren die Nebenbuhlerinnen mit ihrem Wetteifer, der urſprünglich auf geſelliges Talent und Liebenswürdigkeit ausging, unerwartet auf politiſchen Boden gerathen, wo der Vortheil ganz auf die Seite der Ruſſin fiel, die ihren Hof ſich mehren ſah, während der Kreis der Franzöſin weniger beſucht wurde. War nun die franzöſiſche Reizbarkeit nach den großen Niederlagen auch für die kleinſte um ſo empfindlicher, oder was ſonſt ſich einmiſchen mochte, genug, die Herzogin veränderte plötzlich Ton und Haltung, und das ſonſt in der Weiſe der großen Welt freundliche Vernehmen beider Damen ging in eine völlige Erkaltung über. Leider dauerte dabei doch der Umgang fort, und trieb natürlich den innern Gegenſatz immer ſtärker hervor, bis eines Tages die Spannung in offnen Wortwechſel ausbrach und endigte. Uns wurde das pikante Schauſpiel, zwei Damen der auserleſenſten Pariſer Welt, mit beſter Art, im eleganteſten und fließendſten Franzöſiſch, einander Schlag auf Schlag die unangenehmſten Dinge ſagen zu hören, ohne daß eine von ihnen aus den Formen des guten Tons gefallen wäre; niemand durfte hiebei vermitteln wollen, ſondern Alle ſtanden ſchweigend, wie bei einer Schachparthie, wo zwei gewiegte Gegner ihre Meiſterzüge gegen einander verſuchen, und das Spiel zuletzt doch unentſchieden laſſen.

Unter den franzöſiſchen Flüchtlingen waren einige, deren Bildung und Sitten wenig Antheil einflößten, andere, deren Bekanntſchaft gemacht zu haben man bereuen mußte. Indeß war die Mehrzahl brav und aller Theilnahme werth, und beſonders unſer Freund Bachelu ein vollkommener Ehrenmann, edel, großmüthig, aufrichtig und allen Ränken fern. Er verabſcheute geheime Umtriebe, und war in keine verflochten, man beargwohnte ihn mit Unrecht. Raſtoptſchin ehrte und liebte ihn, die Frauen waren ihm geneigt, und die Kinder ſchmiegten ſich ihm an. Doch gerade er war das Ziel der heftigſten Verfolgung. Der franzöſiſche Geſandte in Karlsruhe, Graf von Montlezun, und der Präfekt von Straßburg, Graf von Bouthillier, betrieben mit größtem Eifer ſeine Entfernung aus Baden. Es half nichts, daß auch der König von Baiern, deſſen Gunſt er gewonnen hatte, ſich für ihn verwendete und faſt verbürgte, die Weiſungen aus Paris waren zu beſtimmt, und jene beiden Beamten hätten um keinen Preis den Vorwurf der Lauheit auf ſich laden mögen. Der König Max Joſeph, dem die herrſchende franzöſiſche Parthei ſchon immer Abneigung einflößte, der niemals Verfolgung leiden konnte, und namentlich dieſe für ungerecht hielt, ergrimmte vollends, da er vernahm, daß auch ſein Fürwort bei dem Präfekten nichts ausgerichtet habe, und legte ſich keinen Zwang auf, ſeine Meinung frei und laut herauszuſagen. Als der Präfekt erfuhr, wie der König über ihn geſprochen, wurde er bedenklich, und glaubte es nicht dabei laſſen zu dürfen, weil er fürchtete, in Paris möchte man es doch ihm übel nehmen, den König erzürnt zu haben, es kam ihm daher alles darauf an, daß dorthin berichtet werden könne, er ſtehe ganz gut mit dem Könige. In ſolchen Fällen durch Dreiſtigkeit zu bezahlen, iſt bei den Franzoſen ſprichwörtlich, und dem Präfekten fehlte es nicht an ſolcher Münze. Er kam ſogleich nach Baden, trat den König in der Promenade zuverſichtlich an, hielt ihm die wohlklingendſte Rede, erzählte von Straßburg, wo der König ſeine Jugenderinnerungen hatte, und wußte dieſen nach und nach ſo günſtig zu ſtimmen, daß der gutmüthige Monarch zuletzt alles Grolls vergaß und mit dem Präfekten freundlich auf und ab ſpazirte.

Mehr brauchte dieſer nicht, er war durch dieſe öffentliche Thatſache hinreichend ſichergeſtellt. Für Bachelu ging aber die Wirkung auch nicht verloren, er that dem Gegner den Gefallen, auf ein paar Tage wegzugehen, da man denn mit Wahrheit ſeine Entfernung von Baden berichten konnte; daß er darauf gleich wiedergekommen, mochte unangemeldet bleiben. Wie der Präfekt von Straßburg ſollte auch der Geſandte in Karlsruhe die Erfahrung machen, daß der allzu große Amtseifer ſeine mißliche Seite habe, und bisweilen die Perſon mehr bloßſtelle, als ſchütze. Er hatte von der badiſchen Polizei die Wegweiſung eines jungen Offiziers verlangt, der mit Napoleon auf Elba geweſen war, und glaubte ſeine Forderung durch Angaben verſtärken zu dürfen, welche den bürgerlichen Ruf des Mannes angriffen; das erfuhr dieſer, und im größten Zorne ſchrieb er dem Geſandten eine Ausforderung, welche dieſen lange Zeit in Verlegenheit und Sorgen ſetzte, bis der unangenehme Handel endlich durch Vermittelung beigelegt wurde.

Zwiſchen Verfolgten und Verfolgern bildete auch eine achtbare Familie Taſtet aus Straßburg wohlthätige Vermittelung; ſie hing durch ihre Geſinnungen dem Vergangenen an, ihre Verhältniſſe hingegen hielten ſie mit dem Gegenwärtigen verknüpft; das anſehnliche Amt eines Generaleinnehmers der Steuern nöthigte zu keinem öffentlichen Bekenntniß, und gab doch vielfachen Einfluß, der ſich hier zur Milderung und Ausgleichung thätig erwies. Zwei liebenswürdige Töchter theilten ganz die Sinnesart der Eltern, und gingen wohl, wie es der Jugend natürlich iſt, im offnen Ausdruck ihres Freiſinns noch weiter; ihr muſikaliſches Talent ergötzte die Geſellſchaft durch den angenehmen Vortrag neuer Lieder, und darunter war manches, was jenſeits des Rheins nicht zu ſingen geweſen wäre. Um keinen Preis hätte dieſe treffliche Familie den Antheil verläugnet, den ſie dem Unglück, der Bedrängniß oder Verlegenheit wackrer Menſchen widmete, die jetzt politiſch verfolgt, aber ihr ſonſt von guter Seite bekannt waren oder jetzt erſt wurden; alle konnten auf gaſtliche Aufnahme rechnen, auf gute Fürſprache, die ſich oft genug, ungeachtet des Scheelſehens der Behörden, unmittelbar wirkſam

zeigte. Die Franzoſen haben in ihren großen politiſchen Stürmen ſich in zweierlei Schulen ungemein ausgebildet, die eine iſt die der raſchen, beeiferten Wandelbarkeit, worin einem großen Theile der Nation die größte Meiſterſchaft nicht abzuſprechen iſt; dagegen hat auch, und mehr als man gewöhnlich denkt, die andere Schule ſich bewährt, und ausharrende Treue, ſowohl politiſche, als auch beſonders rein menſchliche, erweiſt ſich noch täglich dort in den höchſten Beiſpielen. Die Familie Taſtet beſchränkte ſich hierin keineswegs auf ihre Landsleute; nach einigen Jahren noch, als ſie Straßburg verlaſſen hatte und in Amiens wohnte, bot ſie deutſchen Freunden, welche ſie damals in Baden kennen gelernt hatte und jetzt in harter Bedrängniß glauben mußte, die großmüthigſte und liebevollſte Zuflucht, wobei ſie den eigenen Nachtheil ganz außer Acht ließ.

Mich riefen mannigfache und dringende Geſchäfte nach Karlsruhe zurück, doch bei der großen Nähe und der vielen und täglichen Fahrgelegenheiten konnte ich meine Beſuche in Baden leicht wiederholen, und an dem dortigen Leben Theil nehmen. Rahel hatte ihre Wohnung in dem herrlich gelegenen artigen Töpferhauſe, dicht an der Brücke und Promenade, und war ſo gleichſam im Mittelpunkt der geſelligen Bewegung. Die politiſchen Thätigkeiten raſteten nicht, ſowohl von Seiten Baierns als auch Badens fanden Verſuche und Reibungen Statt, an denen auch Würtemberg nicht ohne Antheil blieb. Die Sache der Mediatiſirten, die der würtembergiſchen Stände, der Gang der Bundesverhandlungen, vor allem aber die Gebietsſache Badens, lieferten unerſchöpflichen Stoff der Beſprechung und der Einwirkung. Es war gewiß, daß Hacke abtreten und Berſtett an ſeine Stelle kommen ſollte. Man ſprach davon, daß der Markgraf Ludwig heirathen werde, damit der badiſche Mannsſtamm nicht ausſterbe. Vielerlei andere Vorſchläge wurden gemacht, wie Baden ſich wehren, ſich retten könnte.

Alle Spannung ſo mancher innern und äußern Anliegen konnte doch nicht hindern, daß eine ganze Folge ſchönſter Sommertage zu einer Luſtreiſe in den Schwarzwald verwendet wurde, welche, durch den Zuſammenfluß der ſeltenſten

Begünſtigungen, zu dem Schönſten gehört, was ich erlebt habe. Tettenborn hatte ſeine nähere Geſellſchaft zu dem Unternehmen eingeladen, und erwies ſich als Wirth und Leiter des Ganzen in vollkommener Meiſterſchaft. Reitende Boten waren überall vorausgeſchickt, unſer Kommen anzumelden, dieſen folgten zu Wagen diejenigen Bequemlichkeiten und Vorräthe, die man nicht hoffen konnte vorzufinden, und darauf traten wir ſelber die Wanderung an, ein Zug vieler Wagen und Pferde, und mit der nur nöthigſten Dienerſchaft über dreißig Perſonen. Frau von Demidoff machte einen *Theil* des Weges zu Pferde, wobei einige Herren ihr gern Begleiter waren, wir Andern fuhren in offenen Wagen. Unſer nächſtes Ziel war das Bad die Hub genannt, darauf lenkten wir über Offenburg in das Kinzigthal ein, beſahen den herrlichen Waſſerfall von Tryberg, beſuchten das Bad Rippoltsau, überſtiegen den Kniebis, erreichten das Murgthal und kehrten durch ſelbiges über Forbach und Gernsbach nach Baden zurück. Die kleine Reiſe dauerte zehn Tage, und wer jene herrlichen Gegenden kennt, wem die erwähnten Orte nicht leere Namen ſind, der mag, wenn er das ſchönſte Wetter, die heiterſte, in ſich einigſte und vollkommen befriedigte Geſellſchaft, die belebteſten Geſpräche und mannigfachſten Beluſtigungen hinzudenkt, ſich einigermaßen vorſtellen, welcher Hauch des Wohlſeins und Glückes uns umwehte, welche Entzückungen wir empfanden, und wie alles und jedes für uns als Reiz und Freude ſich darſtellte. Solche zehn Tage, wie herausgeſchnitten und rein geſondert aus dem gewöhnlichen Leben, entledigt aller Bedingniſſe, Rückſichten und Umſtände, die uns den Athem erſchweren, und anſtatt gedrückt vielmehr getragen von den Vortheilen der weltlichen Einrichtungen, ſolch eine lachende Inſel begegnet uns im wüſten Meere zu ſelten, um nicht wenigſtens mit allen Kräften der Erinnerung auf ihr zu verweilen! Die großartigen Schauſpiele der Natur, die Felſen und Bäche und Waſſerfälle, das ſchimmernde Grün der Wieſen, die herrlichen Bäume, die Farbenpracht der Sonnenaufgänge, das Rauſchen der Wäſſer und Wälder beim Sternenglanz, alles nahm den Sinn gefangen, und gab der Einbildungskraft den Stoff der ſchönſten Träume. Nie-

mals vorher ſah ich Rahel's Fähigkeit des höchſten Naturgenuſſes in ſolcher Macht und Fülle, dies allein ſchon war für mich eine Quelle ununterbrochenen Entzückens. Ludwig Robert zeigte hier wahrhaft, auch ohne Verſe, daß er ein Dichter ſei, als ſolcher ſchaute und empfand. Die jüngeren Gefährten mißten nirgends den für Spiel und Muthwill günſtigen Boden, Scherz und Lachen hörten nie völlig auf, durchbrachen öfters die Stille und Ruhebedürftigkeit der lauen Nächte. Fräulein Morgan und Herr von Naryſchkin ließen öfters ihre Stimmen mit denen der hübſchen Schwarzwälderinnen wetteifern, die Prinzen von Wittgenſtein und Schönburg führten dieſe zum luſtigen Tanz auf, während die kecken Schwarzwälder Burſche unſre Damen im Tanz ſo hoch emporſchwangen, daß Geſchrei und Lachen den Saal erfüllte. Damit kein Reiz fehlte, hatten wir auch den der Gefahr. Bei dem Uebergang über den Kniebis wurden wir ernſtlich gewarnt, es könnten Räuber uns anfallen, denen unſere zahlreiche, aber waffenloſe Geſellſchaft wenig Widerſtand zu leiſten fähig ſei. Einige Vorfälle, die man uns als kürzlich ſtattgehabte erzählte, waren in der That wenig beruhigend. Um der Damen willen wurde daher eine bewaffnete Begleitung angeordnet, der Rittmeiſter von Philippsborn nahm einige Jägerburſche unter ſeinen Befehl, und bildete unſere Schutzwache. Vor- und Nachhut war ſo gut beſtellt, der Befehlshaber ſo unerſchrocken, und der ganze Zug in ſo guter Haltung, daß kein Feind ſich zu zeigen wagte, der denn doch, wie wir uns nachher noch überzeugen mußten, kein bloß eingebildeter geweſen war. Wir erlebten andere kleine Abentheuer, der Kriegsruhm Tettenborn's war in dieſe Gebirgsthäler gedrungen, und begegnete ihm als Staunen und Huldigung, Bachelu fand einen gleich ihm unſtäten Landsmann, deſſen Bedrängniß er abhelfen konnte, wir trafen einen norddeutſchen Künſtler, der im einſamſten Gebirge zeichnete, und keine Räuber fürchtete. Ich würde noch vieles Einzelne anführen können, wenn unſer Beſchluß, daß die Reiſe nachträglich beſchrieben werden und jeder Theilnehmer dazu ſeinen Beitrag liefern ſollte, nicht in den mit der Rückkehr gleich wieder eintretenden Zerſtreuungen von Baden leider unaus-

geführt geblieben wäre! Wenn ich aber dem einen oder andern noch lebenden Gefährten durch meine Andeutungen jene Vergangenheit einigermaßen wieder hervorgerufen habe, so wird mir dieser, ich darf es hoffen, einigen Dank nicht versagen!

Rastoptschin, der zu unserm Leidwesen die Luftfahrt nicht mitgemacht hatte, freute sich sehr unserer Wiederkehr; doch fanden wir ihn aufgeregter und ernster, als wir ihn verlassen hatten, und es schien, als wären politische Nachrichten dabei mit im Spiel; der alte Hof- und Staatsmann mochte auf Veränderungen gerechnet haben, von denen er das Gegentheil geschehen sah, er fand sich auf's neue zum Abwarten hingewiesen, welches bei seinen Jahren nur wenig Hoffnung noch zuließ. Ueberdem war er mißmuthig über den Freiheitsgeist der Völker, dem die Fürsten offenbar zu huldigen begannen, nicht nur war das Spiel Ludwigs XVIII. mit der Charte in Frankreich bittrer Ernst geworden, sondern der Kaiser Alexander wollte dergleichen in Polen gleichfalls einführen: Rastoptschin empörte sich bei dem Gedanken, daß der besiegte Pole das haben sollte, was dem siegenden Russen versagt wurde, und wenn es auch nur Flittern wären, meinte er, die man als Zeichen der Gunst vergäbe! Er wollte nicht begreifen, daß man die Macht theilen könnte, er hatte sie stets nur als Einheit gesehen, und fand mit dieser auch am leichtesten fertig zu werden, mochte sie nun in dem Fürsten selbst, oder in einem Minister, einem Günstling oder einer Maitresse liegen. Diese Ansichten ließ er eines Tages scharf und bündig gegen ein englisches Parlamentsglied ausrücken, dessen steifem Verstande er durch Witz- und Schlagworte arg zusetzte, und auch an Kenntniß der englischen Verfassung und Geschichte fast überlegen war; wenn er die dortigen Verhältnisse haßte, so war es wenigstens nicht aus Unkunde, noch weniger aus Geringschätzung, sondern vielleicht nur aus ächt russischer Vaterlandsgluth, die mit der römischen des Tacitus vergleichbar sein mag, welchem für Rom das Gebet entstieg, daß die Germanen doch nie ihrer wahren Vortheile möchten inne werden! — Rastoptschin blieb nicht lange mehr in Baden, und zog bald wieder nach Paris, wo

denn doch, außerhalb des Vaterlandes, das leidlichſte Leben für ihn war.

Die Vergnügungen des Badeaufenthalts nahmen wieder ihren gewohnten Gang; ein Ball auf dem Jagdhauſe vereinte gleich nach unſerer Wiederkunft die ganze höhere Geſellſchaft; neue Fahrten nach der Hub, nach Gernsbach, wo eine Jugendfreundin Rahel's aus Berlin angeſiedelt lebte, nach der Favorite bei Raſtadt, und nach Straßburg, hatten ihre kleinen Abentheuer und daneben auch wohl ernſte Zwecke. Auch nach Karlsruhe riefen wiederholte Anläſſe. Der Staatsrath Rehmann aus St. Petersburg, Leibarzt des Kaiſers, ein kluger, lebensfroher und angenehmer Menſch, war nach allem Anſchein auch außer ſeinem Fach thätig. Der ruſſiſche Miniſter Graf Kapodiſtrias war dieſen Sommer im Karlsbade, an ihn gingen Anträge und von ihm kamen Weiſungen, und die dem badiſchen Geheimen Rathe Friederich auf meinen dringenden Vorſchlag, durch Tettenborn's Vermittelung übertragene geheime Sendung nach Böhmen, die wirklich geheim war und lange blieb, iſt als der eigentliche Wendepunkt anzuſehen, von dem aus die bis dahin nachtheilig ſinkende badiſche Gebiets- und Heimfallsfrage ſich zu heben und einer günſtigen Löſung entgegenzugehen begann. Neben ſolchen ſtillen, aber wichtigen und erfolgreichen Betreibungen fehlte es nicht an lauten, öffentlichen Aergerniſſen, die nur in nutzloſer Thorheit beſtanden. Dahin zählten alle Beſonnene das ungezügelte Schreien und Toben, in Schriften und Reden, des preußiſchen Oberſten von Maſſenbach, der nach allerlei Anſtiftungen in ſeinem Vaterlande Würtemberg jetzt in Heidelberg lebte, und von hier aus auf ganz Deutſchland zu wirken hoffte, zugleich aber ſein altes Verhältniß zu Preußen auf die bedachtloſeſte, unbegreiflichſte Weiſe aufrüttelte. Der kenntnißreiche und gewiß wohlmeinende Mann war von ſteter Unruhe geplagt, und ſchon in jüngern Jahren eines etwas ſchwindelhaften Benehmens, in ältern aber ganz und gar haltungslos, ſo daß die Kataſtrophe, die ihn ſeiner Freiheit beraubte, unvermeidlich wurde. Die Politik faßte zu jener Zeit überhaupt die Menſchen mit großer Gewalt, und lockte die verſchiedenartigſten Thätigkeiten auf ihr Feld, das allen

zugänglich war, Allen fruchtbar zu werden verhieß, denn es ſchienen die außerordentlichſten Dinge möglich. Die politiſchen Kenntniſſe waren unglaublich ſparſam, die Begriffe dunkel, und es gab kaum jemanden, der nicht irgend einen Beitrag zu der allgemeinen Verwirrung lieferte. Männer aus allen Fächern trieben Politik, der Theologe Paulus und der Philoſoph Hegel, der Schauſpieldichter Kotzebue und der Naturforſcher Oken, ja von dem harmloſen Jean Paul Richter, der einige Zeit in Heidelberg weilte, klangen einige Aeußerungen von dort herüber, die uns nur als Scherz, Andere, jedoch als bittrer Ernſt trafen. Eine Ausnahme machte vielleicht in unſerem Kreiſe nur der Spanier Gimbernat, der an ſeinem Vaterland verzweifelnd ganz in chemiſchen und phyſikaliſchen Verſuchen lebte.

Während unſerer Fahrt im Schwarzwalde war aus Paris eine Nachricht eingegangen, die uns Alle ungewöhnlich erſchütterte. Frau von Stael war dort geſtorben, und der Eindruck ihres Todes war um ſo tiefer, als die Meiſten von uns ſie perſönlich gekannt hatten, Rahel ſchon im Jahre 1801 bei Humboldt's in Paris und dann 1804 in Berlin, ich dachte auch ſogleich an Chamiſſo, der ihr herzlich zugethan war, und jetzt irgendwo im weiten Ozean ſchiffte! Mir kam ein Brief zu, der ihre letzten Tage ſchilderte, und der ſowohl unſer Bedauern erhöhte, als auch ſonſt das Nachdenken beſchäftigte. Sein Inhalt wird auch manchem Leſer neu und hier willkommen ſein; möge er hier zwiſchen den Bildern muntern Lebens erinnern, wie nahe der Tod mit ihnen zuſammengeht! Der Brief iſt von dem verſtorbenen Doktor M. Friedländer, und aus Paris vom 15. Juli 1817. Er lautet wie folgt:

„Meine außerordentliche Kranke iſt geſtern früh ruhig eingeſchlafen. Ich habe dieſen Morgen neun Stunden nahe der Leiche der Verewigten verbracht, die unter meiner Aufſicht einbalſamirt worden iſt, um in die Gruft ihrer unſterblichen Eltern, ihnen gegenüber zu Coppet niedergelegt zu werden. Dies war der wiederholt ausgeſprochene Wille der Entſchlafenen."

„Wir haben die Einbalſamirung faſt auf ägyptiſche Weiſe

unternommen; es ist des Kampheressigs und Kampherspiritus, der wohlriechenden Myrrhe, des Weihrauchs, des Mastix und des Firnisses, so wie des Gerbestoffes und der Binden nicht gespart worden; auch haben wir die neuere Methode mit Sublimat zu Hülfe genommen. Unsere Chirurgen und Apotheker, die sich an Senatoren geübt hatten, waren hier beseelt von der Würde der Person, deren Werke sie mit Bewunderung gelesen hatten. Möge die angewendete Sorgfalt ihre Wirkung haben, und gegen Feuchtigkeit und den klimatischen Einfluß schützen."

„Es war eine Schwierigkeit die nahe Umgebung zu bewegen, das Bildniß der völlig unentstellten Verewigten abformen zu lassen. Mademoiselle Randall, die an Treue unerschütterlichste Freundin der Verewigten, hatte geäußert, daß die Selige, solche Abbildung nicht gewünscht haben würde. Dreimal wurde, nach vielen Bitten der wichtigen und unwichtigen Umgebung, der Vorschlag zurückgewiesen, allein so heilig die vermeintlichen Gedanken der Entschlafenen auch sein mochten, so glaubte ich, die Mit- und Nachwelt habe eine Stimme in so zweifelhafter Vermuthung, und es gelang mir, mit Hülfe des Herrn von Schlegel, nach vielen Vorstellungen, noch in den letzten möglichen Augenblicken die Operationen des Prosektors einzuhalten, um einen Gypsgießer holen zu lassen. Ich benutzte unterdessen die Augenblicke, wo wir ihn erwarteten um ein, wie ich mir schmeichle, kleines aber ähnliches Bild selbst zu entwerfen, und bald darauf auch einen Abguß der Gesichtsformen und auch des schön gewölbten Schädels, dem Baron August von Stael, dem einzigen Sohne der Verstorbenen, einzuhändigen."

„Ein anderer Wunsch, der mir, dem Arzte, obliegen mußte, war der, die Ursachen des Hinscheidens zu ergründen; er wurde uns aber, als positiv gegen den Willen der Verblichenen, verboten. Indessen hat ohne besonderes Zuthun, die Operation des Einbalsamirens mich hinlänglich überzeugt, daß diese außerordentliche Seele auch in dem vollkommenst organisirten Körper wohnte, der allein bis jetzt so vieler Thätigkeit zu widerstehen vermögend war!"

„Kein edler Theil war verletzt, Leber und Milz und

andere Theile zeigten ſich verhältnißmäßig groß, nur das Zwerchfell und andere Muskeln, ſo wie die Gefäße und Nerven, die ſie verſorgen, ſchienen, wie ſonſt bei zarter Weiblichkeit, nicht ganz in der Stärke der übrigen weſentlicheren, zum Leben nothwendigeren. Die übrigen, kleinen Abweichungen waren nicht vermögend über die Urſachen des Hinſcheidens Aufſchluß zu gewähren. Nie habe ich aber ein ſchöneres, geſunderes, vollkommener entwickeltes und mehr wohlerhaltenes Gehirn geſehen. Es war geſchaffen, um alles hervorſtechend bemerkbar zu machen, was bis jetzt zu entdecken dem Anatom möglich geweſen iſt. Das Oeffnen des ſehr wenig verbogenen Rückgrates war zum Einbalſamiren nicht nothwendig, und demnach nicht erlaubt. Es iſt bekanntlich der Sitz faſt aller Bewegungsnerven, und mochte wohl auch den Sitz des Uebels verbergen."

„Die Verewigte entſchlief, weil eine die untern, und zum Theil auch die obern Gliedmaßen lange einnehmende Lähmung nicht nur ſeit kurzem die Blaſe und ihre Umgebung befiel, wo ſie auch zuletzt den Brand einer anfangs unbedeutenden durchlegenen Wunde veranlaßte, ſondern auch endlich die Bruſtmuskeln und das ſehr dünne Zwerchfell ergriff, wodurch die zum Leben nothwendige Wirkung der Lungen nicht mehr unterſtützt wurde. Die Lungen ſtrotzten von Blut und Seroſität. Das Hinſcheiden war übrigens vielmehr ein nach und nach und im Schlafe vergehender Hauch, und ich erinnere mich, daß die Selige ſchon in den erſten Tagen, da ich ſie behandelte, den Schlaf fürchtete, und mich ſtets bat, aufmerkſam zu ſein, wenn er ſie befiele, damit ſie doch wieder erwachen möge für die theuern treuen Freunde auf dieſer ſehr geliebten Erde. In der That verging ſtets beim Einſchlummern Beſinnung, und beim angehenden Träumen Hauch und Puls auf eine furchtbar erſchreckende Art; und nur die reizenden Mittel hielten dieſe alsdann aufrecht. Die phyſiſche Kraft unterlag endlich der ununterbrochenen Wirkung der unerſchöpflichen Geiſteskraft, die ſie ſo zügellos durch's ganze Leben beherrſchte."

„Dieſes iſt ungefähr die Art, wie ich mir von dem, was vorgegangen iſt, Rechenſchaft ablege. Ich habe, wenn ich

nicht irre, geſchrieben, daß Jurine angekommen war. Wir hatten, nach großen Konſultationen, eine etwas kräftiger wirkende Methode verſucht, die bald Reaktion hervorbrachte, die aber auch, erſchöpfenden Fieberkampf drohend, bald Mäßigung gebot. Der alte Jurine nahm zum Theil meine Stelle; die Hülfe des erfahrnen Chirurgen war ohnehin beſonders nöthig geworden, aber die Selige erzeigte mir die Ehre, mich nebſt dem alten Portal und Jurine an ihrer Seite zu behalten, indem die vielen gerufenen hommes noirs, wie ſie ſie nannte, ſie zu ſchrecken anfingen. Es war am 13. vorigen Monats, als die entſetzliche Engbrüſtigkeit anfing, den 14. ward ich gerufen. Ein ähnlicher Anfall kam den 13. Juli und ward um 2 Uhr Nachmittags ſo heftig, daß Jurine, der zugegen war, zu ſpaniſchen Fliegen und andern kräftigen Mitteln ſeine Zuflucht zu nehmen ſich genöthigt glaubte. Um 5 Uhr Nachmittags fand ich die Kranke etwas ruhiger, und am Abend fanden wir ſie ſchwach, aber etwas beſſer. Die Selige ſchlief hernach bis 12 Uhr und beſtand wieder auf dem gewöhnlichen beruhigenden Mittel. Nach Mitternacht frug ihre Freundin Randall ſie, ob ſie ſchliefe; ſie antwortete „Lourdement et profondément“, und dieſes waren ihre letzten Worte. Bald darauf bewachte ſie die Herzogin von Broglie, ihre Tochter, die nach 4 Uhr einige Aenderung im Athmen wahrnahm und Hülfe rief. Um halb 5 Uhr kam Herr von Schlegel mich holen, und da ich ſchon auf war, ſo ſah ich ſie bald nachher. Allein Puls und Athem waren geſchwunden, und die Todtenkälte verbreitete ſich ſchon über die Erblaßte. Sie war eingeſchlafen für die Ewigkeit, und ihre Umgebung theils in Verzweiflung, theils in Todtenſtille verſenkt.“

„Man hat in dem hermetiſch verſchloſſenen Sarge von Blei ein Spiegelglas dem wohlerhaltenen Angeſichte gegenüber angebracht. Morgen wird die Leiche von Hrn. von Stael und Hrn. von Schlegel nach dem Orte ihrer Beſtimmung begleitet. Die Familie und nahen Freunde folgen in wenigen Tagen nach Genf.“

Aus Berlin kamen in derſelben Zeit Nachrichten, die uns durch ihre Unbeſtimmtheit in Spannung ſetzten. Der Staats-

rath, in ſeiner nunmehrigen Geſtalt eine neue Schöpfung, hatte ſeine Thätigkeit begonnen, welche ſogleich gegen den, welcher ſie angeordnet, nämlich gegen den Staatskanzler Fürſten von Hardenberg ſich zu wenden ſchien. Ueber das Auftreten Wilhelms von Humboldt in dieſer Sammlung erſcholl nur einſtimmige Bewunderung, ſeine Gabe der Rede, ſein ſcharfes und kühnes Eindringen in die Sachen, wurden von Freund und Feind ſtaunend anerkannt. Dagegen wollte man die Richtung, die ſich kund gab, von manchen Seiten bedenklich finden, ja von Frankfurt am Main ergingen deßfalls Gerüchte, die ganz Süddeutſchland beunruhigten, und deren Inhalt nicht ſo leicht auf ſein gehöriges Maß zurückzuführen war, da die Uebertreibung aus einer ſonſt glaubhaften Quelle kam. Da meine Berliner Freunde ſchwiegen, und amtliche Nachrichten ausblieben, ſo wäre mir unſchätzbar geweſen, meinen lieben Freund Reimer zu ſprechen, der von Berlin nach Heidelberg gekommen war, und auch in Karlsruhe mich beſuchen einſprach; treuen und ſcharfen Sinnes, mit den Perſonen und Sachen zu Hauſe wohlbekannt, hätte er mich durch wenige Worte völlig aufklären können, allein wir verfehlten einander, und eine peinliche Ungewißheit ſprach mir aus allen Blicken entgegen, ohne daß ich im Stande geweſen wäre, mich ſelbſt und Andere zu beruhigen. Viel Unheimliches lag damals in der Luft, die Verhaftung Maſſenbach's in Frankfurt am Main machte unglaubliches Aufſehen, und der Brand des Berliner Schauſpielhauſes am 29. Juli erſchreckte in ſeiner Weiſe die Gemüther in der Ferne vielleicht mehr als in der Nähe.

Bald aber zerſtreute ſich dieſer Nebel und Rauch wieder, und man ſah auf's neue tageshell in den vorliegenden Raum, der freilich nicht ohne viele und große Schatten beleuchtet lag. Im ſüdlichen Deutſchland war unläugbar die Anlage zu großen Entwickelungen vorhanden, der Wille von oben aufrichtig, im Volke viel geſunder Sinn, praktiſches Talent reichlich ausgeſtreut. Allein das nördliche Deutſchland ſchien doch entſcheidendere Geſchicksloose in ſich zu tragen, aus deren ruhigem und hellem, oder geſtörtem und trübem Hervortreten ſich für das Ganze der Einſchritt der nächſten Zukunft würde

beſtimmen müſſen. Man ſah nun, daß fürerſt in den dortigen Verhältniſſen wenigſtens nichts verloren war, und da dies für den Augenblick genügte, ſo ging man den begonnenen Weg ſtill weiter.

Mit dieſem ſtillen Vorſchreiten hing ein Beſuch zuſammen, den ich von Hebel, dem allemanniſchen Dichter empfing. Ich hatte ſeine Bekanntſchaft bisher nicht gemacht, er kam nicht in den Kreis des Hofes und der Hofgeſellſchaft, er liebte ſeine freien Nachmittags- und Abendſtunden beim Schoppen Wein unter guten Freunden und Genoſſen hinzubringen, die er durch ſeine launigen Erzählungen anmuthig ergötzte. In ſeinen Beiträgen zu dem Volkskalender „der Rheiniſche Hausfreund" hatte er den Ton des Volkes glücklich getroffen, er vereinigte Gutmüthigkeit und Klugheit, beſchäftigte zugleich Einbildungskraft und Verſtand, und auch auf die Gebildeten verfehlte ſein „Schatzkäſtlein", zu welchem er jene Beiträge geſammelt hatte, den günſtigſten Eindruck nicht. Mich hatte aber auch ein ungünſtiger doch abgehalten, ihm gelegentlich näher zu treten, und allen ſeinen Vorzügen und ſeiner Liebenswürdigkeit konnte ich nicht vergeſſen, daß er in jenen Aufſätzen gelegentlich von dem Tyroler Andreas Hofer in einer ſpöttiſch-verächtlichen Weiſe geſprochen, die mich und die Freunde, mit denen ich das Blatt zuerſt las, empört hatte. Wohl war ich ſeitdem verſtändigt worden, er habe den Ausfall auf Befehl der damaligen badiſchen Regierung ſchreiben müſſen, und habe ihn ſeinerſeits in der guten Meinung verfaßt, ſeine lieben ſchwäbiſchen Landsleute vor unglücklichen Verſuchen zu warnen, die nun ſchon zwecklos waren und nur das größte Unheil zur Folge haben konnten; doch ein inneres Mißbehagen blieb mir mit der Sache noch ſtets verknüpft. Jetzt brachte der Kirchenrath Ewald den freundlichen Mann zu mir, und zwar in einem beſondern Anliegen. Die Königin Katharina von Würtemberg war auf das in der Nachbarſchaft blühende Talent Hebel's und die erfolgreiche Wirkung deſſelben aufmerkſam geworden, und dachte mit gutem Sinne zum Beſten ihres Landes davon Vortheil zu ziehen; die Bürger und Landleute waren mancher Belehrung bedürftig, allgemeine Begriffe ſollten in volks-

mäßigem Vortrag ihnen nahe gerückt, zu richtigem Verſtändniß und Gebrauch ihnen eröffnet werden; ſie waren durch die Verfaſſung zur Ausübung politiſcher Rechte berufen, über welche ſie aufgeklärt, berichtigt werden mußten, und nichts dünkte zweckmäßiger, als dies mit landwirthſchaftlichen, gewerblichen und andern gemeinnützigen Angaben zu verflechten. Hiezu ſchien Hebel der Mann, und die Königin hatte ihn bald nach ihrer Ankunft in Baden auf die verbindlichſte Art zu ſich beſchieden. In der Bezauberung, durch welche die Gegenwart der erhabenen Frau und ihre klare, treffende Rede ihn hielt, vermochte er weder abzuſchlagen noch zu erörtern, er gab alle Verſprechungen, die man wünſchen konnte, und kehrte wonneberauſcht nach Karlsruhe zurück. Hier aber beſann er ſich nach und nach, daß die Sache ſo leicht nicht ſei, und daß gerade ihm nicht nur allgemeine Hülfe, ſondern auch einzelne Leitung nöthig werde, wegen deren er ſich nun zu mir wandte, wie denn auch die Königin ſelbſt ihn ſchon auf mich namentlich verwieſen hatte. Mir bekannte er bald, halb ängſtlich und halb launig, daß er weder recht gefaßt, was die Königin eigentlich wolle, noch zu dem, was er als ihren Zweck einſtweilen vermuthe, ſonderlich fähig ſei, dagegen wollte er, wenn es verlangt würde, ganz in ſeiner bekannten Art einen Aufſatz liefern, der ſeine Unfähigkeit in politiſchen Dingen mitzuſprechen ausführlich beweiſen ſollte, wobei er viele Dinge in gewiſſem Sinne denn doch eindringlich berühren würde. Hiedurch wäre freilich dem Zwecke wenig entſprochen worden, und weder Ewald noch ich konnten durch unſer Zureden ein rechtes Angreifen der Sache hervorrufen. So blieb ſie denn liegen, und gerieth bald in Vergeſſenheit. Hebel aber hatte ſich ſelber nicht unrichtig beurtheilt, ihm fehlte wirklich politiſcher Sinn, wie ſeine ſpätere Rolle, als er Mitglied der badiſchen Stände war, hinreichend bewieſen hat; ohne Klarheit und Haltung ließ er ſich in ſchwache und ſchiefe Stellung drücken, die ihn auch ſeines urſprünglichen Grundes, der Volksbeliebtheit größtentheils beraubte. Seinen bürgerlichen Gewohnheiten aber blieb er treu, und auch als Prälat hielt er beim Schoppen Wein den traulichen Mitgäſten ſeine launigen Vorträge.

Der Monat Auguſt führte mir meinen Freund Wilhelm Neumann herbei, der aus Trier, wo er als Kriegskommiſſair angeſtellt war, mich zu beſuchen kam. Er hatte ſich ganz vereinſamt, ſuchte keine Verbindungen, that für ſein äußeres Fortſchreiten nichts, hingegen erhielt er ſeinen Geiſt frei und friſch, ließ keine trübe Phantaſterei, kein ſchales Philiſterthum bei ſich ein, und in Ermangelung neuerer Litteratur, die er zu träge war heranzuziehen, las er die griechiſchen Autoren wieder, von denen er ſich auch während des Kriegslebens nicht getrennt hatte. Er lebte mit mir und Rahel ordentlich auf, bewegte ſich in der großen Geſellſchaft ganz behaglich, und die Klarheit ſeiner Urtheile, die Ungeirrtheit ſeines Blickes, brachen oft überraſchend hervor. Rahel hatte in derſelben Zeit auch die Freude ihren älteſten Bruder in Baden zu ſehen, der mit ſeiner Frau und jüngeren Tochter von Ems kam, die ältere wieder abzuholen, welche dieſe Zeit bei uns zugebracht hatte. Für Rahel war es ein Feſt, die lieben Angehörigen in die ihrer ſchon freundlich harrende Geſellſchaft einzuführen, ſie mit den Herrlichkeiten des Ortes und der Umgegend bekannt zu machen. Neue Fahrten wurden gemacht, die Nichten auf Bälle geführt, Straßburg blieb nicht unbeſucht, und ſelbſt ein Ausflug nach der Schweiz kam in Rede; doch fand ſich zuletzt, daß des Guten in der Nähe ſchon zu viel ſei, um alles in ſo kurzer Friſt genießen zu können. Ich nahm nur noch ausnahmsweiſe an dieſer Bewegung Theil, weil ich meiſtentheils in Karlsruhe ſein mußte.

Hier war mittlerweile eine wichtige Veränderung vorgegangen. Der Großherzog hatte den Miniſter von Hacke endlich doch entlaſſen, und an deſſen Stelle den Oberkammerjunker und bisherigen Geſandten am Bundestage, Freiherrn von Berſtett ernannt. Die Entfernung des erſtern war ohne Frage den badiſchen Angelegenheiten nöthig, er hatte es nach allen Seiten hin mit den Leuten verdorben, und kein Geſchäft wollte mehr unter ſeiner Führung gedeihen. Aber die Anſtellung Berſtett's erregte bedenkliche Zweifel, wiefern in ſo ſchwieriger Zeit ſo geringe Aushülfe genügen könnte. Man zeigte auf den verdienten Miniſter von Marſchall, der aller-

dings an Kenntnissen und Erfahrungen wie an strengem, unselbstsüchtigen Eifer jenem Neuling weit überlegen war. Allein der Großherzog liebte den etwas herben Geschäftsmann nicht, und der geschmeidige Hofmann erhielt den Vorzug. Uebrigens kam es auf die Besetzung dieser Stelle so sehr nicht an, denn die höchste Leitung der badischen Geschäfte ging in dieser Zeit in die Hände zweier tüchtigen Männer über, des um Baden hochverdienten Ministers von Reizenstein, der damals pensionirt war, und Tettenborn's, der noch nicht in des Großherzogs Diensten stand, aber wiederholt aufgefordert wurde, unter den vortheilhaftesten Bedingungen in sie einzutreten. Verstett hatte den klugen Sinn, diesen beiden, wenigstens so lange die Krisis dauerte, blindlings zu folgen. Als ein großer Verlust wurde jedenfalls der bald nachher, am 11. August, erfolgende schnelle Tod des Ministers von Marschall empfunden, und es ging sogar die betrübende Rede, seine erlittene Zurücksetzung könnte denselben wohl mit verschuldet haben.

Inzwischen hatte mir Tettenborn einen wichtigen Auftrag eröffnet, den ihm der König von Würtemberg bei seiner Abreise hinterlassen hatte, und der nichts Geringeres besagte, als mir im Namen des Königs unter den vortheilhaftesten Bedingungen den Eintritt in würtembergische Dienste anzubieten. Ich war sehr überrascht, und einigermaßen erfreut, allein gleich im ersten Augenblick sagte mir ein inneres Gefühl, ich dürfe darauf nicht eingehen. Tettenborn stellte mir vor, wie eine solche Berufung mir in Würtemberg eine glänzende Stellung sichere, das größte Ansehen, entschiednen Einfluß, daß ich in kurzem dort Minister sein würde, daß auch Würtemberg selbst hier mehr als das kleine Land bedeute, daß es die Schwägerschaft Rußland's und alle großen Entwürfe in sich schließe, die der König hege, dessen Ehrgeiz ihn sporne in Deutschland eine große Rolle zu spielen, und worin auch seine Gemahlin ihn bestärke, deren Geist nach ausgedehnter Wirksamkeit strebe, und sich dabei auf den Kaiserlichen Bruder stütze, der sie liebe, verehre, ihren Rath wünsche und oft befolge. Seine eigengetroffene Wahl, die den ganzen Beifall der Königin hatte, vielleicht von ihr aus-

ging, durfte er nicht ſo leicht verläugnen, er mußte ſie durchſetzen, und ihr Dauer geben. Dies war alles begründet, und die perſönlichen Vortheile ſah ich ſehr gut ein. Der König glaubte in mir den Mann gefunden zu haben, der ihn ſowohl in ſeinen Verfaſſungskämpfen als in den auswärtigen Verhältniſſen, die er vorzugsweiſe zu bearbeiten und zu benutzen dachte, wirkſam unterſtützen könnte. Was er von mir erwartete, durfte ich mir getrauen zu leiſten, und ſeine Abſichten, ſo weit ich ſie kannte, waren freiſinnig und kühn, dem deutſchen Gemeinwohl zuſtrebend und ſelbſt dem wohlverſtandenen Beſten Preußens nicht entgegen. Tettenborn vertraute mir, daß er ſelber im Begriff ſei den Bitten des Großherzogs nachzugeben und in badiſche Dienſte zu treten, und zeigte mir, wie wir uns gegenſeitig kräftigen würden, wenn er mir von Karlsruhe, ich ihm von Stuttgart die Hand böte. Lockend genug war die ganze Ausſicht, allein jenes erſte Gefühl blieb, und ich hatte die Genugthuung, daß Rahel ganz mit mir einſtimmte. Sie war von Geburt eine Preußin, ich ein Preuße aus Wahl, aber nicht aus leichtſinniger, die ſich nach Laune zufälligen Glücks wieder aufgäbe und veränderte, meine Gedanken und Empfindungen gehörten entſchieden Preußen an, ich darf ſagen dem Könige, dem Staatskanzler, die ich aufrichtig verehrte, denen ich zur Dankbarkeit verpflichtet war. Auch entging mir nicht, daß eine untergeordnete Stelle in dem großen Staat einem hohen Amt in dem kleinen Staat wohl gleichzuſtellen, in manchem Betracht weit vorzuziehen ſei. Genug, in meinem Innern war ich völlig entſchieden und ſagte dies auch Tettenborn, der indeß darauf beſtand, ich ſolle eine ſo bedeutende Sache nicht übereilt abſchneiden, ſondern mit der ihr gebührenden Rückſicht und Zartheit behandeln. Meine Antwort war daher neben dem ausgeſprochenen Dank ein vorläufiges Verweiſen auf Hardenberg, dem ich die Sache perſönlich vorlegen würde. Da ich ohnehin die Abſicht hatte, den Staatskanzler bei ſeiner bevorſtehenden Reiſe an den Rhein oder nöthigenfalls in Berlin zu ſprechen, ſo ließ ſich alles mündlich ſchnell zur Entſcheidung bringen.

Der König von Würtemberg hatte zugleich gewünſcht,

ich möchte mit ihm in vertraulichen Briefwechſel treten, und hiezu ließ ich mich gern bereit finden, doch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß ich mit größter Freiheit nicht nur, ſondern auch Bequemlichkeit ſchreiben dürfte, denn nur ſo würden meine Briefe den Werth haben können, den der König von ihnen erwarte, den einer völlig aufrichtigen und zwangloſen Mittheilung. Dies genehmigte er bereitwilligſt, und ließ mir durch Cotta, der den Briefwechſel vermitteln ſollte, um ihn fremden Augen deſto ſicherer zu entziehen, auch die näheren Angaben über die ausgezeichneten Vortheile zugehen, die mir in Würtemberg beſtimmt wären, und unter denen der, daß ich nur mit dem Könige ſelber zu thun haben ſollte, nicht der letzte war.

Mit dem neuen Miniſter von Berſtett war ich ſchnell in beſtem Verhältniß, er kam mir auf's freundlichſte entgegen und meinte, er würde alles aufbieten, um mir meine Stellung in Karlsruhe angenehm zu machen. Da der Großherzog und die Großherzogin mir wohlwollten, und Tettenborn mein Freund war, auf den ſich Berſtett am meiſten zu ſtützen hatte, ſo konnte ich ſeine Verſicherungen für aufrichtig halten; auch war ſein Bemühen, Baden aus den ſchwebenden Verlegenheiten und Gefahren zu retten, gewiß ernſt und eifrig. Im Uebrigen hatte er wenig Eigenſchaften, die ihn für ſein nunmehriges Amt empfehlen konnten. Er war aus der Ortenau gebürtig, wo er eine kleine Beſitzung gehabt, wie auch eine ſolche im Elſaß, denn trotz der langen Trennung des Rheinlandes von dem dieſſeitigen waren für Beſitz und Verkehr beide noch in vielfachem Zuſammenhang. Als Kadet hatte er im öſterreichiſchen Küraſſierregiment Mack Dienſte genommen, war ſpäter Hauptmann im Generalſtabe geworden, nach dem Feldzug von 1800 unzufrieden heimgekehrt, und als Kammerherr der Großherzogin in den badiſchen Hofdienſt getreten, aus dem er den Uebergang in die Diplomatie leicht erlangt hatte. Von ſeiner Unwiſſenheit erzählte mir ſpäter der Geſchichtsgelehrte Wilken einen merkwürdigen Zug. Berſtett war bei den Pariſer Friedensverhandlungen im Jahre 1815 von Seiten Badens betheiligt, und ſollte den Profeſſor Wilken in deſſen Bemühungen

unterſtützen, die aus der alten Heidelberger Bibliothek ſtammenden deutſchen Handſchriften, welche die Franzoſen aus Rom fortgenommen, für den urſprünglichen Beſitzort wiederzuerlangen; Wilken machte dem Herrn von Berſtett bemerklich, die Sache würde ſehr gefördert werden, wenn derſelbe dem Bildhauer Canova, der als päbſtlicher Abgeordneter hiebei eine entſcheidende Stimme hatte, einen Beſuch machte; Berſtett aber, dem der Profeſſor etwas zu dreiſt war, bog ſich vornehm zurück und rief mit verachtendem Unwillen: „Was! zu dem Bildhauer ſoll ich gehen? Wo denken Sie hin!“ worauf denn Wilken mit verſtellter Demuth erwiederte: „Freilich hat es ſein Unangenehmes, denn Ew. Exzellenz könnten in den Fall kommen, den Kaiſer von Rußland und den König von Preußen dort zu finden, und dann ſtundenlang auf deren Weggehen warten zu müſſen.“ Ein Anderer bemerkte, Canova habe denſelben Titel, den noch vor kurzem Berſtett's Herr geführt, er ſei Marcheſe von Iſchia, das heiße Markgraf. — Seinen Mangel an Urtheil gab er auch jetzt wieder zu erkennen; er wollte ſeinen Vorgänger Hacke ſo ſchnell als möglich los ſein, und betrieb eifrigſt deſſen Abreiſe nach Wien, wo derſelbe badiſcher Geſandter ſein ſollte; auf die Bemerkung, es ſei doch mehr als zweifelhaft, ob dieſer Mann dort für Baden jetzt der rechte ſei, erwiederte Berſtett mit lächelnder Zuverſicht: „O Wien iſt für uns ganz unbedeutend, Oeſterreich hat auf die deutſchen Verhältniſſe wenig Einfluß!“ Und der das ſprach, kam vom Bundestage, wo Oeſterreich den Vorſitz führte, und in Oeſterreich waltete Metternich, dem alle Kabinette ſich in Ehrfurcht beugten! Berſtett hatte ſich in Frankfurt am Dufte von Anſtett's Küche und Einfluß bis zu ſolcher Verblendung berauſcht; indeß Tettenborn und Reizenſtein belehrten ihn bald eines andern.

Hacke's Ernennung nach Wien fand Anfangs Schwierigkeiten, Metternich gedachte der früheren Unarten. Allein verwandtſchaftliche Verhältniſſe — Frau von Hacke war eine geborne von Karpen und Schweſter der Fürſtin Kinsky —, und gute Worte von Seiten Hacke's dienten zur Vermittelung. Ich ſah ihn noch, bevor er abreiſte, und ſah ihn

ohne Groll; gegen den gefallenen Miniſter hatte ich keinen Krieg mehr zu führen. Er war auch ziemlich gebeugt, und ſuchte ſein früheres Betragen einigermaßen zu entſchuldigen; zuletzt erhob er ſich denn doch wieder etwas, und warf einige Witzworte gegen ſeinen Nachfolger und nunmehrigen Vorgeſetzten aus, die ich nicht umhin konnte zu belachen, ſo daß ich dem ungebärdigen Gegner zuletzt noch eine Freude machte.

Ein Beſuch der Gräfin von Schlabrendorf, welche auf der Reiſe von Berlin zu dem Oheim in Paris nicht verſäumen wollte, Rahel in Karlsruhe zu ſehen, traf in dieſelbe Zeit; ſie war untröſtlich Rahel nicht zu finden, denn ſie war nur auf einen Tag eingerichtet, und konnte weder jene abwarten, noch ſelber ihre Weiterreiſe über Baden nehmen; ich machte ihr die paar Stunden Aufenthalt ſo gut ich konnte erträglich, und wurde darin durch den Zufall unterſtützt, daß Frau von Quandt, die ich ehemals in Paris geſehen hatte, als Durchreiſende mit uns an derſelben Wirthstafel ſpeiſte, hier die Erzählungen von dem Erſcheinen einer Schauſpielerin Quandt, die freilich ihre Schwägerin ſein wollte, ſehr übel nahm und ſich öffentlich gegen jede Verwechslung mit derſelben eifrigſt verwahrte, woraus eine der luſtigſten Geſchichten entſtand, die ſpäter auf anderem Schauplatze ſich fortſetzte.

Gegen Ende des Auguſt kehrte auch Friederich aus Karlsbad mit beſten Nachrichten zurück, er brachte für den Großherzog, dem die über ſeinem Lande ſchwebende Lebensfrage an der Seele nagte, die tröſtlichſten Verſicherungen; jedenfalls war die Gefahr in die Ferne gerückt, und die Zwiſchenzeit konnte trefflich benutzt werden, ſie völlig abzuwenden. Die Spannungen, welche ſich in der Sommerhitze gehäuft hatten, ließen von allen Seiten nach, und auch die Geſellſchaft fing ſchon an dahin und dorthin auseinanderzugehen. Tettenborn, Frau von Demidoff, Bachelu, und viele Andere, die ſich anſchloſſen, wollten eine Nachkur in Schwalbach verſuchen. Raſtoptſchin war, wie erwähnt, ſchon nach Paris zurückgekehrt, Rahel's Verwandte traten die Heimreiſe nach Berlin an. Für mich war es dringend nöthig, den Fürſten

von Hardenberg zu ſprechen, der mit dem Könige, bei deſſen Rückkehr von einem Ausfluge nach Paris, am Rhein zuſammentreffen wollte, und Rahel rüſtete ſich zu einer Reiſe nach Brüſſel, dort ihre Schweſter Roſe nach langen Jahren der Trennung wiederzuſehen.

Ich hoffte den Fürſten in Frankfurt am Main zu ſehen, und während ich dort ſeiner Ankunft harrte, traf Wilhelm von Humboldt ein, der ſich nach London als Geſandter begab; denn ſolchen gefährlichen Gegner, beſonders nach der im Staatsrathe verſuchten Bewegung, wollte der Fürſt nicht in ſeiner Nähe haben, und hatte ihm daher jene Beſtimmung ertheilt, die nicht füglich abzulehnen war. Humboldt verhehlte ſeine Mißſtimmung, und ſchien gern nach England zu gehen, doch ließ er durchblicken, daß er nicht allzulange dort bleiben werde; auch er gedachte übrigens den Staatskanzler noch in Frankfurt abzuwarten. Allein plötzlich kam die Nachricht, der Fürſt ſei erkrankt, und habe, ſtatt nach dem Rhein, den Weg nach Pyrmont eingeſchlagen. Mit einigen dringenden Aufträgen hatte er den Geheimen Rath Rother nach Frankfurt geſandt, und von dieſem erfuhr ich, daß wohl fünf bis ſechs Wochen vergehen würden, bevor die Geſchäfte wieder in Zug kämen. Nun fiel jenes Hinderniß fort, und ich konnte einen ſchon früher empfangenen Urlaub getroſt benutzen, um Rahel nach Brüſſel zu begleiten. In Mainz traf ich mit ihr wieder zuſammen, wir traten die herrliche Fahrt längs des Rheinufers hinab in ſchönſtem Wetter und günſtigſter Stimmung an. Rahel ſah dieſe Gegenden, deren eigenthümlicher Zauber ſo ſchwer zu ſchildern iſt, in dieſer Ausdehnung zum erſtenmale, und war entzückt, doch mehr wegen der friſchen, reinen Luft, die wir athmeten, als wegen der Anſichten, und ich ſelber mußte bekennen, daß die noch in nahem Andenken ſtehende Schwarzwaldreiſe den Eindruck der Rheinreiſe etwas ſchwächte. Nur Eines nöthigte uns immerfort zu wiederholtem und geſteigertem Lobpreis, der mächtige, in ſeinen raſchen Wirbeln ſtolz hinfluthende Strom ſelber, deſſen Waſſer durch ſeine Reinheit noch dem Gebirge und durch ſeine Farbe ſchon dem

Meere anzugehören ſcheint, und dabei ſich als ein ſelbſtſtändiges Weſen ganz eigner Art bezeigt.

In Koblenz benutzte ich den kurzen Aufenthalt, um Görres zu beſuchen. Ich ſah ihn zum erſtenmal, und nachher nie wieder. Was ich von ihm ſage, kann daher nur als das Ergebniß eines ſolchen einmaligen Anblicks gelten. Er war ohne Befangenheit und Anmaßung, einfach und feſt in ſeinem Weſen, aufrichtig und entſchieden in ſeinem Reden. Natürlich ſprachen wir von den Rheinländern, von deren Schickſalen und Erwartungen, und Görres erklärte ſich beſonders mit den Säumniſſen unzufrieden, die überall ſtattfänden, und die bei einmal feſtgeſtellten Grundſätzen, wie man dieſe Länder behandeln, was man ihnen gewähren und verſagen wolle, von ſelbſt wegfallen müßten; das Unbeſtimmte, verſicherte er, ſei nicht nur für ſich eine Qual, ſondern ſäe auch Mißtrauen und Argwohn aus. Er beklagte ſehr, daß ihnen Gneiſenau nicht gelaſſen worden, der ſei der Mann geweſen, die neuen Preußen mit den alten zu verbinden. Ueber die Furcht vor Umwälzungen lachte er, und meinte, er ſähe niemand an ſolche denken, noch weniger daran arbeiten, mit Ausnahme der Staatsbeamten ſelber, denn dieſe freilich arbeiteten zu Umwälzungen hin, daß ihnen der Schweiß von der Stirn ränne! Von dem Fürſten von Hardenberg hoffte er noch das Beſte, und wenn er nur erſt käme, wollten ſie ihm ſchon unter die Arme greifen. Die religiöſen, oder vielmehr kirchlichen Sachen nahm er in keinen Betracht, ſie ſchienen ihm vollkommen gleichgültig, und nicht einmal politiſch als Hebel brauchbar. Nach und nach wurde er feuriger und bittrer, und ich muß ſagen, daß er mir jetzt einen ganz neuen Eindruck machte, ſein Eifer wurde nun zur Beredſamkeit voll kühner überraſchender Bilder, die er mit Leichtigkeit hinwarf und ausführte. Ihm fehlte, ſo dünkte mich, nur ein großer Standpunkt, um die Macht ſeiner Talente zu entfalten, und es iſt Schade, daß er nie Gelegenheit gehabt, in einer berathenden Verſammlung als Redner aufzutreten. Wenn ich ihm Einwürfe gegen einzelne Behauptungen machte, wenn ich ihm Perſonen und Verhältniſſe, die er aus der Ferne falſch beurtheilte, aus genauer Kenntniß berichtigend

ſchilderte, ſo nahm er das gelaſſen und freundlich auf, und ging ſo ruhig auf die Erörterung ein, als ſei der Verſtand in ihm die Hauptmacht und nicht die Phantaſie. Erregt, wie ich ihn verließ, und durchdrungen von ſeinen großen Eigenſchaften, mußt' ich mir doch leiſe bekennen, daß ich nebenher ein geheimes Mißfallen ſpürte, welches ſich nicht wegſchelten ließ, und ich wußte mir keine andere Rechenſchaft davon zu geben, als daß er auch ſeine litterariſchen Urtheile unbarmherzig nach den Geſichtspunkten zuſchnitt, welche die Politik ihm leihen wollte, eine Unart, die freilich in Deutſchland allgemein iſt, mir aber von jeher verhaßt war, und die auch in der That mehr bedeutet, als man gewöhnlich denkt. Wir ſchieden freundlich genug, aber es knüpfte ſich kein Faden einer Verbindung an, ſo natürlich dieſes zwiſchen uns doch geweſen wäre.

Unvermuthet empfing ich in Koblenz noch den Beſuch des Staatsminiſters von Altenſtein, der in ſeiner amtlichen Bereiſung der Rheinlande hier eben eingetroffen war. Er war von glänzenden Hoffnungen erfüllt, und verſprach ſich von dem neuen Miniſterium des Kultus, welches ihm beſtimmt war, die fruchtbarſte, freudigſte Wirkſamkeit; die fruchtbarſte iſt ihm geworden, er hat Keime des Segens in den Boden gelegt, die trotz Wind und Wetter gediehen ſind, und die kein Widerſacher ausrotten wird; aber die freudigſte wurde ſeine Wirkſamkeit nicht, im Gegentheil fielen gleich im Beginn die unglücklichſten Ereigniſſe und Mißhelligkeiten auf ſeine Bahn, und ſchwerkämpfend wand er ſich auf ihr bis zum Ende hin; wer ihn hier, nach bittern Kränkungen und harter Einbuße, noch zuletzt als gebrochenen, doch unbeſiegten Greis geſehen, dem muß jenes heitere Bild des zuverſichtlich und faſt ſchwärmeriſch Hoffenden als ein ſchneidender Abſtand erſcheinen, der wohl vom Jüngling zum Manne nicht ſelten, aber innerhalb eines ſchon reifen Alters und einer Miniſterlaufbahn ungewöhnlich iſt. Er warb eben damals in Koblenz einen ſeiner treuſten und unermüdetſten Gehülfen an, den Geheimen Rath Johannes Schulze, der ihm bald nach Berlin zu der einflußreichen Stellung folgte, in welcher auch ihm ſein Theil an dem Looſe fiel, das über die ganze Wirkſamkeit verhängt

war. Ich wußte, daß dieser — mein Universitätsgenosse — in Koblenz sein müsse, konnte ihn aber aller Mühe ungeachtet nicht erfragen. Abends besuchte ich mit Rahel das Theater, man wies uns in eine Loge, wo schon eine Dame saß. Ich sagte zu Rahel, wahrscheinlich sei ich hier mit meinem Freunde zusammen, aber unmöglich könne ich ihn herausfinden, und morgen müßten wir abreisen, es sei doch abscheulich! Die Dame hatte den Namen gehört, und blickte auf; es war die Gattin des Freundes, der allerdings im Theater war, den ich nun leicht auffand, und mit dem ich die vergnügteste Stunde verlebte, durch einen glücklichen Zufall, den man sich für entscheidende Lebensereignisse so günstig wünschen möchte!

Die Weiterreise führte über Bonn, Köln und Aachen. Ueberall, auch bei nur kurzem Verweilen ergaben sich aus dem Anblick der Gegenstände und aus dem Verkehr der Menschen die fruchtbarsten Betrachtungen über das Verhältniß dieser Länder zu Preußen. Ueberall befestigte sich mir die Ueberzeugung, daß am Rhein ein neues, gedeihliches Leben beginne, und der preußische Namen hier einst Dank und Segen ärnten müsse, wozu der Samen unabläßig und reichlich, wiewohl still und ruhig, ausgestreut wurde. Zur völligen Klarheit erhob sich mir die Wahrnehmung, daß die gerade hier so laute und heftige Opposition weniger aus dem Boden erwachse, als vielmehr hieher verpflanzt sei, eine recht eigentlich preußische, die hier bequemer sich nieder- und auslassen mochte, als in der Mitte der alten Provinzen, eine Opposition, die nicht dem Staate selbst, sondern hauptsächlich einigen Richtungen in der Verwaltung galt, die ja auch in Berlin ihre entschiedenen Gegner hatte. Freilich erschien im Volke diese Opposition als eine gegen Preußen überhaupt gerichtete, und konnte sich auf diese Weise aus allen örtlichen Unzufriedenheiten und Befürchtungen verstärken, an welchen es bei noch neuem Staatsverbande nie fehlt, und in der Folge konnten diese letztern, nachdem sie mehr und mehr erweckt und großgezogen worden, sogar einen Augenblick als vorherrschender Bestandtheil wirken. Der Verlauf der Zeit hebt aber diese Mißstellung wieder auf, und hat es schon großentheils ge-

than, wie die allgemeine Stimmung, ſobald von Weſten her Wolken ſich thürmten, glänzend dargethan hat. Ich legte meine damaligen Reiſebemerkungen großentheils in Briefen nieder, aus denen allein ſich mir das Einzelne des friſchen Eindrucks wieder vergegenwärtigen könnte, worauf ich nun verzichten muß, da jene Briefe, wenn auch vielleicht noch verwahrt, doch mir nicht erreichbar ſind. Nur ſoviel möge hier geſagt ſein, daß der Anblick der rheiniſchen Landwehr ein herzerfreuender war, und daß die theils ſchon wirkſamen, theils im Entſtehen begriffenen Anſtalten des Unterrichts und der Bildung in den gerade hierin unter der franzöſiſchen Herrſchaft ſchändlich vernachläſſigten Ländern ein ſegenvolles Gedeihen vorherſehen ließen.

Ganz anders waren in dieſem Betreff die Eindrücke in Belgien. Die Vernachläſſigung unter der Franzoſenherrſchaft war dieſelbe geweſen, aber die Abhülfe ſchien bei weitem ſchwieriger, die Gemüther ſchienen dem neuen Zug der Dinge weit weniger aufgeſchloſſen. Holland hatte das Uebergewicht der geiſtigen Kraft und Haltung, und mußte daſſelbe geltend machen; allein man ſetzte die ſchonende Klugheit zu ſehr bei Seite und vergriff ſich in den Mitteln, zuletzt kam die große Spannung des Sprachunterſchiedes hinzu, und bei der durch die Julirevolution möglich gewordenen Anlehnung an Frankreich konnte Belgien ſeine Abſonderung durchſetzen, die unter allen Geſichtspunkten ein beklagenswerthes Ereigniß bleibt. Ueber die Verhältniſſe jenes damals noch beſtehenden Zuſammenhangs, der aber ſchon manche ſchwache und doch zu geſpannte Fäden zeigte, entwarf ich eine Denkſchrift, welche in der ſpäteren Kriſis zum Druck befördert und in Holland mit Beifall geleſen wurde, wiewohl ſie nun nichts mehr war als ein verhallender Ruf einſtiger Miteinſicht.

In Brüſſel waren wir bei Rahel's Verwandten wohl aufgehoben. Der Gatte ihrer Schweſter Roſe, Karl Aſſer, einer der erſten Räthe im Juſtizminiſterium und Mitarbeiter am neuen Geſetzbuch, war mit den höchſten Staatsbehörden aus dem Haag nach Brüſſel gezogen, da gerade an dieſer Stadt die Reihe war, der Sitz der Regierung zu ſein, welches zufolge geſetzlicher Anordnung von Jahr zu Jahr zwi-

ſchen beiden Städten wechſelte. Die Beamten fanden dieſen Wechſel unbequem, allein für ſie glichen die Nachtheile ſich leichter aus, als für die Geſchäfte ſelbſt; wie er aber zu vermeiden geweſen wäre in den damaligen Umſtänden, ließe ſich wohl ſchwerlich angeben. Mein Schwager hatte ſich anfangs etwas vor mir gefürchtet; der Holländer dachte ſich den Preußen zwar nicht mehr mit Zopf und Stock wie ehmals, aber dafür mit langen Haaren, deutſchthümelnden Redensarten und ebenſolchen Meinungen. Ueber einen Theil ſeiner Vorausſetzung durch den Anblick gleich enttäuſcht, wurde er bald auch wegen des übrigen Theils durch das erſte Geſpräch beruhigt, und als ich zufällig nach Herrn Teſte gefragt und für ihn Achtung und Theilnahme bezeigt hatte, wurde dieſer fremde Namen, den ich erſt ſeit kurzem und eigentlich nur obenhin kannte, ein ſchnelleres Bindungsmittel zwiſchen uns, als ſelbſt die Bande der nahen Verwandtſchaft es im erſten Augenblicke ſein konnten. Denn Aſſer gehörte zu jenen Holländern, die mit Ueberzeugung dem Königthum, aber auch mit Eifer den Freiheitsideen anhängen, und den um dieſer willen Geächteten gern eine Zuflucht öffnen; er war früher ſchon dem Könige Ludwig von Holland aufrichtig ergeben, nun aber mit vollerem Herzen dem Hauſe Oranien zugethan, an welchem die franzöſiſche Freiſinnigkeit eine gute Stütze fand und eine noch größere zu finden hoffte; namentlich Teſte hatte in dieſem Betreff einige nicht unwillkommene Beziehungen angeknüpft.

Durch Aſſer machte ich ſogleich die Bekanntſchaft des Juſtizminiſters van Maanen und bald auch die des geweſenen Handelsminiſters Falck; der letztere gefiel mir außerordentlich, als Menſch durch ſeine würdigheitre Offenheit, ſein allgemeines Wohlwollen und ſeine edle Geiſtesbildung, als Staatsmann durch ſeinen ruhigen Scharfblick und ſein maßvolles geſundes Urtheil. Als Freund des niederländiſchen Geſandten in Rom, Ritters von Reinhold, hatte ich bald einiges Zutrauen bei ihm erlangt, andererſeits war Rahel's Jugendfreund, der preußiſche Miniſter-Reſident Scholz in Frankfurt, auch der ſeinige. In der oben erwähnten Denkſchrift nannte ich den einzigen Namen Falck als ſchlagendes Zeichen und

Beiſpiel der Richtung und Fähigkeiten, von welchen das Heil des Staates zu erwarten ſei; und ich nannte ihn um ſo mehr, als er damals ohne thätige Anſtellung war. Die Folge hat genug dargethan, wie ſehr er das Zutrauen des Königs und des Landes verdiente, und in den ſchwierigſten Umſtänden ſein Beſtes zu wahren wußte.

Dem Könige der Niederlande wurde ich durch unſern Geſandten, Fürſten von Hatzfeld, vorgeſtellt. Gegen dieſen letztern beſtand in Preußen bei den achtbarſten Männern ein ſtarker Widerwille, Blücher hatte die härteſten Ausſprüche über ihn ergehen laſſen, Gneiſenau, Beyme, Stägemann, Schleiermacher, Niebuhr, und Andere dieſes Schlages, haßten ihn gründlich, man rief die Zeugniſſe der Todten, der Königin Luiſe und Scharnhorſt's, gegen ihn auf; ich bin hier nicht berufen zu unterſuchen, wie weit er die politiſche Uebelmeinung, die ihn faſt allgemein traf, verdient habe, ich war damals und auch ſpäter gar ſehr geneigt, ſie für begründet zu halten: aber das Vorurtheil konnte mir den unbefangenen Eindruck der Perſönlichkeit nicht ſtören, und dieſer war ein ſehr günſtiger; in der Mitte ſeiner liebenswürdigen Familie, die durch anmuthige Unabhängigkeit ihrer Glieder und doch zuſammenſtimmenden Geiſt ſich auszeichnete, erſchien er als würdiges und glückliches Haupt, voll praktiſcher Herzensgüte, der jeder Stunde ihre Freude gönnte, und nach Möglichkeit verſchaffte; daß er der Geſchäfte kundig war, und ſie mit Leichtigkeit handhabte, läßt ſich gern glauben, ich habe es theilweiſe ſelbſt geſehen; in dem geſelligen Verkehr beſaß er alle Vortheile des vornehmen Mannes einer früheren Zeit, wo noch ungezwungene Gleichſtellung und Leutſeligkeit in den höheren Klaſſen herrſchte. In allen dieſen Beziehungen konnten wir uns keinen beſſern Vertreter unſers Landes und keinen günſtigern perſönlichen Antheil wünſchen, und wir genoſſen auf ſeinem ſchönen Landſitze in Laeken und auch in Brüſſel durch ihn die größten Annehmlichkeiten. Iſt ihm früher Mangel an Feſtigkeit des Karakters und ſpäter an Klarheit des politiſchen Blickes vorgeworfen worden, ſo darf dies die gute Erinnerung, die ich aus Brüſſel von ihm habe, mir hier nicht ſtören.

Der König wollte sich meiner von Wagram her freundlich erinnern, und allerdings hatte ich ihn dort öfters gesehen, doch ohne zu glauben, daß er mich weiter bemerkt habe. Die ruhige Einfachheit und verständige Traulichkeit seines Benehmens und seiner Aeußerungen hatte mit der Herrschaft nur zugenommen, und das Volk, nicht nur in Holland, sondern auch in Belgien, war ihm persönlich in höchstem Grade zugethan; die spätere Stimmung hätte damals niemand auch nur ahnden können, und in der That läßt die Veränderung sich nur aus feindlichen Elementen erklären, welche zwischen ihn und sein Volk nach und nach sich einschoben. Der Vorstellung bei dem Könige folgte die bei dem Prinzen von Oranien, und zwar gleichzeitig mit Wilhelm von Humboldt, ebenfalls durch den Fürsten von Hatzfeld. Von Humboldt empfing ich bei dieser Gelegenheit eine starke Lehre, die mir unvergeßlich bleiben mußte. Ich hatte schon genug Höfe besucht, und Kaiser und Könige nahe genug gesehen, um mir gerade nicht selbst als ein Neuling in solchem Kreise vorzukommen, auch wußte ich hinlänglich, daß die Ansprüche der großen Welt, wären sie nicht ganz gewöhnliche und mittelmäßige, bei der Beschaffenheit ihrer meisten Theilnehmer keinen Tag bestehen könnten, und der Salonboden gleich einem Schlachtfelde von Gefallenen und Beschädigten bedeckt sein müßte; allein trotz allem diesem hatte ich einen zu guten Begriff von hoher Stellung und Würde, um nicht vorauszusetzen, daß jeder, der ihnen nahe, beeifert sein werde, bei solcher Gelegenheit, wie in äußerer Erscheinung, so auch in geistiger Bereitschaft, wenigstens sein Bestes zu thun. Betrat ich daher den Raum, wo dergleichen vorgehen sollte, schon immer nicht ohne einige Spannung, so war diese jetzt auf das höchste gesteigert, aber zugleich von mir abgezogen, und in meinem Sinn auf Humboldt übertragen, neben dem ich mich ganz im Schatten wußte. Wie er aber nun sich benehmen, was er sagen, erwiedern, andeuten würde, er, der geistreiche, witzige, nach allen Seiten schlagbereite, in allen Gebieten einheimische Mann, das beschäftigte mich lebhaft, bis zur Unruhe, ich strengte im voraus mein Gedächtniß an, um von den kostbaren Worten keines zu vergessen. Doch

ſtand er viel höher noch, als ich mir gedacht hatte. Der Prinz erſchien, ſprach mit uns der Reihe nach, einnehmend, ſoldatiſch, freimüthig, anregend und auffordernd ſogar, er gab Gelegenheit, ihm treffend und bedeutend zu antworten; Humboldt war auch keineswegs ſtumm, allein was er ſagte, hielt ſich in Sinn und Ausdruck durchaus kärglich, nicht den Aufwand einer nur etwas eleganten Phraſe machte er, nur das Nothdürftigſte ſprach er in den geringſten Worten aus, und war in nichts von den gewöhnlichen Diplomaten zu unterſcheiden, wie ſie Europa jahraus jahrein hin und her reiſen ſieht. So blieb es bis zum Schluſſe der Audienz, und erſtaunt ging ich von dannen, nachdenklich über den außerordentlichen Mann, der ſo gar nicht als ſolcher hatte erſcheinen wollen. Ich mußte mir zuletzt bekennen, daß er als ein kundiger Altmeiſter des Faches nur ganz natürlich verfahren war, und nahm mir aus ſeinem Beiſpiel wirklich eine große Lehre und auch Erleichterung; wo die Koſten ſchon anderweitig bezahlt oder durch die Sache gedeckt ſind, muß man ſie nicht doppelt bezahlen wollen, die Großmuth wäre in manchen Fällen gänzlich verfehlt. Und dabei blieb Humboldt doch in billigen Gränzen, die hingegen jener ſchlaue braſilianiſche Geſandte nicht mehr einhielt, der, aus einer Konferenz heimkehrend, einem Freunde ſagte: „Ils m'ont pris pour une bête, j'en suis enchanté!“

Eine der werthvollſten Bekanntſchaften wurde mir die des Herrn von Ghert, der im Kultusminiſterium mit den katholiſchen Kirchenſachen beſchäftigt war. Er hatte in Jena ſtudirt, dort Hegel gekannt und unter deſſen früheſten Schülern ſich ausgezeichnet. Eingeweiht in deutſche Philoſophie, nahm er auch an der deutſchen Poeſie und allgemeinen Litteratur den regſten Antheil, und bemühte ſich unabläſſig, ſeinen holländiſchen Landsleuten dieſe friſchen Lebensquellen zuzuleiten. Er hatte Vorträge über Goethe's Fauſt gehalten, und große Stücke dieſer Dichtung ſehr glücklich in's Holländiſche überſetzt. Späterhin gab er eine treffliche Gedächtnißrede auf Hegel heraus, und begann mit ſeinen Freunden Bakker-Korff und Kiehl eine Zeitſchrift Athenäum, durch welche ebenfalls vieles Deutſche den Holländern angenähert

wurde. Doch hier galt es einen beſchwerlichen Kampf gegen eingewurzelte Vorurtheile. Die Holländer, einſt ſo groß in Wiſſenſchaften und Gelehrſamkeit, beſonders in Philologie und Naturforſchung, hatten in den letzten Zeiten, indem ſie ſtolz und behaglich auf ihren alten Ruhm blickten, nicht beachtet, daß ſie zu lange ſtehen geblieben, und andere Nationen ihnen weit vorausgeeilt, beſonders wollten ſie dies von den Deutſchen nicht gelten laſſen, gegen welche ſie aus früherer Zeit eine ſchon damals unbillige Verachtung in unſere Tage herübergebracht, wo dieſe Unbilligkeit längſt als Lächerlichkeit und Schaden auf ſie ſelbſt zurückgefallen iſt. Sie wollten ſich daher nicht überreden laſſen, weder daß ſie ſelbſt einer geiſtigen Erfriſchung bedürften, noch daß dieſe aus Deutſchland kommen müſſe, und am wenigſten von der Philoſophie und Poeſie her, durch deren Einfluß auch die Philologie und Naturforſchung ſich völlig umgewandelt hatten. Die genannten Freunde fanden daher mit ihren einſichtigen Bemühungen nur wenig Eingang, und ich weiß nicht, ob ihre Zeitſchrift noch fortdauert; doch haben ſie einen feſten Anſatz gebildet, von welchem künftige Fortſchritte ausgehen können.

Wenn ich dieſe alte prächtige Stadt durchwanderte, theils die Erinnerungen meines Knabenalters auffriſchend, theils Bildern der Geſchichte nachſinnend, ſo erſchien mir die Oertlichkeit vollkommen in ihrer alten Eigenheit erhalten, aber das ſie erfüllende Tagesleben durchaus fremdartig. Das herrliche Rathhaus, die prächtigen Kirchen, beſonders die heilige Gudula mit den einzigſchönen Glasmahlereien, das wohlbekannte Wahrzeichen Manneken-Piss, der großartige, belebte Park, alles erinnerte an das alte Brabant, wie es auch noch unter der öſterreichiſchen Herrſchaft zuletzt geblüht hatte; doch die entſprechende Lebenserfüllung ſuchte man vergebens, war noch Eigenthümliches vorhanden, ſo lag dies im unterſten Volke verſteckt, und dieſes ſelber ſchien in ſeinen mächtigen Beimiſchungen aufgelöſt. Die Regierung mit ihren Beamten war holländiſch, die gangbare Sprache franzöſiſch, und franzöſiſch auch das Theater, die Kaffeehäuſer, die Zeitungen, zwiſchen dieſen Einflüſſen drängte ſich eine ganze Bevölkerung von Engländern, welche ihre Lebensart und

Sitte in allen Klaſſen ſpüren ließ; an ſchönen Tagen war der Park von ihnen überſchwemmt, und man fand ſich von Engländern umgeben, als wäre man in einer engliſchen Stadt; übrigens machten ſie einen nur um ſo vortheilhaftern Eindruck, als ihre guten Seiten, Haltung, Ehrbarkeit, Beſtimmtheit und Freiſinn für ſich und Andere, in der großen Anzahl nur um ſo ſichtbarer hervortraten, und dies beſonders noch in den Frauen und Kindern, welche letztere phyſiſch und moraliſch immer einen erfreuenden Anblick boten. Nirgends aber war Belgiſches zu ſehen, und ich ſelbſt lernte während eines mehrwöchentlichen Aufenthaltes keinen einzigen namhaften Belgier kennen. Die Holländer waren wohl etwas zu entſchuldigen, wenn ſie glaubten, dieſe ſich vernachläſſigende und hinſchwindende Volksthümlichkeit vollends wegſtreifen zu dürfen. Doch muß ſie tief im Innern gelebt und geblüht haben, da ſie vierzehn Jahre nachher mit ſolcher Macht hervorbrechen konnte! Aber die vermeintlich ſchwache wurde in jener früheren Zeit kaum beachtet. Schon damals wurden Maßregeln beſprochen und beabſichtigt, die mir äußerſt mißfielen und bedenklich ſchienen, von meinem Schwager aber, da ſie von ſeiner Behörde ausgehen ſollten, doch einigermaßen vertheidigt wurden; er ſelber hat nachher in den durch jene Maßregeln bewirkten Spaltungen und Brüchen ſeinen redlichſten Eifer und ſeine beſten Lebenskräfte vergeblich aufgeopfert!

Ich durfte nicht verſäumen, in Brüſſel die Bildergalerie zu beſuchen, ſo wie auch einige Privatſammlungen, die viel Schätzbares enthielten. Mehr aber zog mich die burgundiſche Bibliothek an, eine reiche Sammlung der koſtbarſten Handſchriften, zum Theil mit den zierlichſten Bildern geſchmückt. Während meiner Anweſenheit geſchah auch eine Entdeckung, die den lebhafteſten Antheil erregte. Auf dem Boden eines alten Gebäudes, das zur Aufnahme von Gerichtsbehörden neu eingerichtet wurde, fanden ſich mehrere Kiſten voll Schriften, und bei genauer Unterſuchung ergab ſich, daß ſie zum Theil den Briefwechſel zwiſchen Philipp II. und dem Herzog von Alba enthielten, beſonders aber die wichtigſten Verhandlungen in Betreff des Verfahrens gegen die Grafen

Egmont und Hoorn. Man machte damals gleich Hoffnung zu einer Herausgabe dieser wichtigen, der Geschichte angehörenden Urkunden; ich habe nicht gehört, daß es geschehen sei, noch überhaupt, wiefern die erste Angabe über den Fund sich bestätigt und dieser sich weiter ausgewiesen habe.

Wir verließen Brüssel, und reisten denselben Weg, den wir gekommen, wieder nach Frankfurt zurück. Hier wurde mir die Gewißheit, daß der Staatskanzler, der sich in Pyrmont wieder sehr erholt hatte, von dort nicht sofort an den Rhein kommen, sondern vorher nach Berlin gehen werde. Dies entschied meine Reise dorthin; doch wollte Rahel, für die ungewisse, jedenfalls nur kurze Zeit des dortigen Aufenthalts, bei so vorgerückter Jahreszeit diese Reise nicht mitmachen, sondern meine Rückkunft in Frankfurt abwarten.

Ich hatte Berlin seit zwei Jahren nicht gesehen, und fand in jeder Beziehung viel verändert. Der Frieden zeigte seine mächtigen Wirkungen, aller gerettete oder neu erworbene Wohlstand machte sich geltend, alte und neue Ansprüche traten hervor, hundert zurückgedrängte Thätigkeiten strebten neben und gegeneinander, Macht und Einfluß setzten sich zurecht, der Hof nahm eine glänzendere Fassung, die höhere Gesellschaft gruppirte sich um ihn her. Die Mannigfaltigkeit der Richtungen, die Weite des Raumes und die Fülle der Gegenstände, welche sich ihnen darboten, das Massenhafte überhaupt, worin auch das Bedeutende sich wieder verlor, alles gab mir das Gefühl in einer großen Stadt zu sein, gegen welche Frankfurt und selbst Brüssel doch nur als mittlere aufkamen.

Der Staatskanzler war noch nicht heimgekehrt, und ich hatte vollkommene Muße, mich unter Freunden und Bekannten umzuthun. Reimer, Eichhorn, Jordan, Renfner, Kiesewetter, Stägemann, Hitzig, Oelsner, Rhediger, Ruft, Beyme, Altenstein, Schuckmann, Bülow der Finanzminister, von den Gesandten vorzüglich Graf Zichy, dann Erhard, Heinrich Meyer, Nolte, Friedrich August Wolf, Achim von Arnim,

ferner Karl Müller, Jahn, und zuletzt noch Harſcher, — dieſe Namen, denen noch hundert andere beizufügen wären, bezeichnen einigermaßen die Buntheit der Kreiſe, mit denen ich verkehrte. An mehrere dieſer Namen hatte man ſchon am Rheine und in Frankfurt mir wohlmeinende Warnungen knüpfen wollen, allein dergleichen weckte nicht nur meine Verachtung, ſondern geradezu meinen Trotz. Doch widerfuhr mir unmittelbar nach meiner Ankunft ein Begegniß, das mich allerdings hätte ſtutzig machen dürfen, wär' ich minder unbefangen und in mir ſelbſt weniger ſicher geweſen, als ich wirklich war. Ich beſuchte gleich zu allererſt den Geheimen Rath von Jordan, der in Hardenberg's Abweſenheit den auswärtigen Geſchäften vorſtand, er bewillkommte mich freundlich, fügte aber ſogleich, zwar mit Laune, doch mit auffallender Bedeutung hinzu: „Sie kommen wie gerufen, ich leſe eben von Ihnen!" Von mir? Ich hatte nichts drucken laſſen, von dem dieſe Worte gelten konnten, noch war mir irgend eine Beziehung gegenwärtig, in welcher ſie zu verſtehen geweſen wären; doch dauerte die Ungewißheit nicht lange. „Da leſen Sie ſelbſt!" ſagte Jordan, und gab mir einen beſchriebenen Bogen, den er in der Hand hielt. Ich las mit Erſtaunen in mir wohlbekannter Handſchrift einen umſtändlichen Bericht, den Küpfer über mich und meine Aeußerungen in Betreff mancher Verhältniſſe und Perſonen, beſonders Wilhelms von Humboldt, erſtattet hatte, auch Jordan ſelber war in nicht angenehmer Weiſe darin berührt; er ließ mir aber kaum Zeit zu Erklärungen: „Ich gebe gar nichts auf dergleichen Zuträgereien", rief er lebhaft aus, „ich habe ausdrücklich erklärt, daß ich keine ſolche Berichte will, daß ich ſie ungeleſen in's Feuer werfe, aber die zudringliche Dienſtfertigkeit läßt ſich nicht abweiſen, immer auf's neue kommen ſolche Zettel." Der Bericht enthielt nichts eigentlich Erfundenes oder geradezu Falſches, aber alles war ſchief aufgefaßt und in falſches Licht geſtellt, ſo daß der Geſammteindruck durchaus irreführen und über Meinungen und Aeußerungen ein unbegründetes Urtheil erzeugen mußte. Die Sache hätte für mich und Andere wichtige Folgen haben und großen Schaden ſtiften können, wäre ſie an einen minder klugen und über-

ſchauenden Mann gerathen; doch da ſie bei ihm nicht hatte faſſen können, ließ auch ich ſie fallen, und ging leicht darüber hin, nicht ohne den guten Bedacht, daß mein Schweigen die beſte Strafe für den Berichterſtatter ſein werde, der nun ſelber, ohne es zu ahnden, in einer Grube weiter tappte, die er für Andere zu graben meinte.

Da ich dieſen traurigen Gegenſtand, die in neueren Zeiten ſo vervielfältigten Geheimberichte und Angebereien, einmal berührt habe, ſo möge mir erlaubt ſein hier vorgreifend ein anderes Geſchichtchen anzuſchließen, das mich auf demſelben Felde anderthalb Jahre ſpäter, mit viel ſchlimmerer Anlage, doch glücklicherweiſe ganz unſchädlich, heimgeſucht hat. Der Großherzog Karl von Baden war geſtorben, und manche Verhältniſſe, die früher geheim gehalten worden, traten unbedenklich an den Tag. So ſprach unter anderm der Geheime Rath Betz mir ziemlich offen von ſeiner Verwaltung der hohen Polizei, wie ſchwierig ſie geweſen und wie mißtrauiſch der Großherzog; mir jedoch habe derſelbe ſtets ohne Wanken vertraut, und gewiß mit Recht, denn der eine Auftritt, den ich ſeinetwegen bald im Anfange meiner Sendung gehabt, ſei ihm unvergeſſen geblieben. Ich wußte von keinem ſolchen Auftritt. „Bei dem hannöverſchen Geſandten; zwei andere Geſandte zogen übel auf den Großherzog los, Sie aber vertheidigten ihn, mit größtem Eifer und ſolchem Erfolg, daß die Andern ſchweigen mußten.“ Ich konnte verſichern, dergleichen ſei nie vorgekommen. „Ach, das iſt ja nun alles abgethan, hat keinen Bezug mehr auf die Gegenwart, ſein Sie nicht zu ſehr diplomatiſch und geſtehen Sie nur ein, was ohnehin ja zu Ihrer Ehre gereicht, und was ich in aller Umſtändlichkeit ganz genau weiß, denn warum ſollte ich es jetzt nicht geſtehen? einer der Bedienten des Hauſes war in meinem Solde, und hat mir noch den nämlichen Abend alles haarklein wiedergeſagt, ſo daß ich am andern Morgen gleich meinen Bericht erſtatten konnte.“ Als ich nun mein Ehrenwort gab, daß die ganze Geſchichte rein erlogen ſei, und aus ſolchem Vorfalle her weder ich die günſtige Meinung des Großherzogs verdient habe, noch jene Andern eine ungünſtige, ſo wollte das geweſene Polizeihaupt

faſt unſinnig werden, daß ihm ſelbſt, und mittelbar dem Großherzoge ſo mitgeſpielt worden ſei. Mich aber ſchauderte, welchen untergeordneten, gemeinen Menſchen, welchen Irrthümern und Mißgriffen, ja welchen Bosheiten und Verläumdungen die Denkart und Geſinnung auch der harmloſeſten und edelſten Perſonen durch ſolche Späherei ausgeſetzt werde, gegen welche, da ſie im Dunkeln bleibt, niemals eine Vertheidigung möglich iſt.

In Berlin war dergleichen Unweſen glücklicherweiſe nicht in Gunſt, noch konnte damit viel auszurichten ſein, da die Freiheit der Rede dort im höchſten Grade herrſchte, und die kühnſten Meinungen, die dreiſteſten Urtheile und Abſichten laut und öffentlich ausgeſprochen wurden, ſo daß für die Angeberei nur der Schmerz blieb, umſonſt vergeudet zu ſehen, was ſie theuer hätte verkaufen mögen. Dieſe Freimüthigkeit, um den gelindeſten Ausdruck hier anzuwenden, durchdrang alle Klaſſen und Stände, ſie ſtammte ſchon aus Friedrich's des Großen Zeit, und galt als ein Erbſtück der Berliner, der Krieg aber, an welchem die ganze Nation theilgenommen, hatte ſie unendlich geſteigert, und die Zeitumſtände ließen es ihr nicht an Nahrung fehlen. Sogar Oelsner, der ſo lange Zeit in Paris gelebt und dort die heftigſten Stürme der Volksleidenſchaft geſehen hatte, war fortwährend erſtaunt über dieſe Ungebundenheit der Zungen. In Paris hatte doch immer die eine oder die andere Meinung alsbald ein entſchiedenes Uebergewicht, und wußte dann die gegneriſchen mehr oder minder zu unterdrücken, in Schranken zu halten oder zur Vorſicht zu nöthigen. Aber hier lief alles nebeneinander her, oder durchkreuzte ſich, in beinahe friedlicher Nachbarſchaft, die entgegengeſetzteſten Denkweiſen und Urtheile genoſſen gleicher Freiheit, und wer dieſe tadelte, bediente ſich ihrer unmittelbar ſelbſt. Viel rohes und leeres Schimpfen wurde gehört, unverſtändiges ſinnloſes Tadeln, wobei Ziel und Gegenſtand oft kaum zu erkennen waren, aber auch manches gehaltvolle, tiefdringende Wort ſchwamm in dieſer Tagesfluth dahin. Das Turnweſen durchdrang alle Klaſſen, die altdeutſche Tracht erſchien überall, ſie überwältigte beinah die militairiſche, und die würdigſten Männer

gingen gleich den Studenten in langen, geſcheitelten Haaren einher. Schwer würden eigentliche politiſche Partheien in dieſem Gewirre zu unterſcheiden geweſen ſein, als feſte gegliederte Gebilde beſtanden ſie auch wirklich nicht, es waren eher Meinungsgruppen, die ſich zuſammenſtellten und wieder auflöſten, weil man wohl öfters über Einen, aber ſelten über mehrere Gegenſtände gleichdachte, und noch nicht gelernt hatte, Einer Hauptmeinung viele andere einſtweilen unterzuordnen. Ein aufmerkſamer Beobachter konnte jedoch einige Richtungen nicht verkennen, die ſich ſchon deutlicher hervorhoben. So war in den obern Ständen der Drang des Mißvergnügens am nachdrücklichſten gegen den Staatskanzler gerichtet, während er in den untern noch bei Schmalz und anderen Namen verweilte, die von geringer Bedeutung waren. Der Fürſt von Hardenberg war das Ziel mächtiger und beharrlicher Angriffe, und ſchon häufig dahin gebracht, ihnen lieber auszuweichen und nachzugeben als zu begegnen. Die Leitung der Dinge lag längſt nicht mehr in ſeiner Hand, wiewohl die höchſte Amtsmacht ihn noch bekleidete, und er ſie auch im Großen und Kleinen meiſt ungehemmt ausübte, wodurch der Schein bewahrt blieb, als übe er ſie noch ungeſchmälert. Unter den Staatsbeamten hatte er viele Theilnehmer ſeiner Geſinnungen und Abſichten, aber wenig perſönliche Freunde, und manche, denen er vertraute, in denen er Gehülfen vorausſetzte, waren ihm ſchon entgegen. Hätte ihn Humboldt oder Gneiſenau, — denn dieſe beiden nannte man, — damals abgelöſt, ſo wäre er auf dem Gipfel des Ruhmes von den Staatsgeſchäften geſchieden, denen damit manche trübe Verwickelung und Hemmung erſpart worden wäre, und rüſtigere Hände hätten vielleicht vollbracht, was ſeinen ſchon matteren nicht mehr gelingen wollte. Allein er dachte nicht daran, ſich zurückzuziehen, ſondern hielt Stand ſo gut er konnte, wobei er in der That noch alle Erwartungen übertraf und einige Hauptſchläge mit gutem Erfolg ausführte, was aber bisweilen in Betreff der Sache gerade am meiſten zu beklagen war.

Unter den öffentlichen Geſtalten war keine ausgeprägter und für das Auge auffallender, als Jahn, der Alte im

Bart, wie man ihn nannte. Als Haupt der Turner gebot er über eine große Schaar, meist kräftige, erregbare Jünglinge, und darunter die edelsten und bravsten. Seine und seiner Jünger Gesinnung war gerade und fest, und so ungelenk und starr, als ihre Körper geschmeidig waren. In der Zusammenhaltung aller Kräfte auf einer beschränkten Bahn lag zum Theil die Stärke dieser eigenthümlichen, durch ganz Deutschland ausgebreiteten Genossenschaft. Ich glaube, er zumeist wußte was er wolle, und hatte sein Ziel klar vor Augen; daß er, als die Zeitumstände es als ein unmögliches erkennen ließen, sein Streben aufgab, zeugt auf's neue von seiner Einsicht. Sein Karakter und seine Erscheinung wirkten auf das Volk, und seine Beredsamkeit hatte etwas Körniges und Hartes, das ungemein in die Gemüther drang. Erzählungen, wie die, daß ein Herr Johann Kuh aus Breslau, von Paris zurückkehrend seinen Namen französisch ausgesprochen habe, aber von dem geschiedten Thorschreiber gleich wieder deutsch als Hans A. eingetragen worden, trafen den Volkssinn unwiderstehlich. Weniger Beifall erlangte er in den höheren Ständen, und ihm schien auch wenig daran gelegen. In früheren Vorträgen, zu denen ihm die Erlaubniß nicht versagt worden war, hatte er es gewagt, den Gouverneur von Berlin, Feldmarschall Grafen von Kalkreuth persönlich anzutasten, und dieser seine Rache auf ein Wortspiel über Jahn's Namen beschränken müssen. Nach diesem Erfolge schonte er niemand mehr, und hohe Generale und Minister waren die Zielscheibe seines bittern Spottes, seiner scharfen Rügen, mit Ausnahme des Staatskanzlers etwa, von dem er gut dachte und noch vieles hoffte.

Die Feier des 18. Oktobers gab Gelegenheit, diese Seite des Lebens in Berlin auf das glänzendste hervorgekehrt zu sehen. Alle andern Festlichkeiten wurden verdunkelt durch die der Turner; ihre Uebungen, Lieder, Reden und Sprüche hatten etwas kühn Begeisterndes, das die Menge lebhaft ansprach und fortriß. Noch spät am Abend besuchte ich mit Oelsner, nachdem wir schon mit Stägemann einem großen Gastmahle beigewohnt, das außerhalb der Stadt bei den Rollbergen gehaltene Turnfest, wo die von der heißen, kriegerisch gestimmten

Jugend und vielen Tauſenden beeiferter Zuſchauer umkreiſten Oktoberfeuer einen wirklich großartigen Anblick gewährten. Oelsner enthielt ſich nicht, mir im Stillen die Gefahr ſolcher Volksverſammlungen bemerklich zu machen; er meinte, ein toller Kopf reiche hin, dieſe Maſſen zu unwiderſtehlichen Ausſchweifungen zu verleiten; ein etwaniger Vorſchlag, daß jeder einen Feuerbrand nähme und ſo im Zuge nach der Stadt zurückkehrte, könnte mehr als nur dieſe auf's Spiel ſetzen. Seine Beſorgniſſe waren wohl gar nicht verwerflich, doch erinnerte er ſich ſelber bald, daß ein ſolch toller Kopf eben bei uns nicht vorauszuſetzen ſei, daß eine Stufenfolge von Vorübungen zu ſolchen Auftritten gehöre, und daß ſchließlich keine Franzoſen, ſondern Deutſche uns umgaben.

Gleichwohl waren mancherlei Dinge vorgekommen, welche die Behörde ſtutzig machten. Am folgenden Tage ſah man mißmuthige, befangene Geſichter, man hörte ſchlimmen Tadel über die Dreiſtigkeit der ungezügelten Jugend, harte Aeußerungen über ihre ſtrafbaren Verführer. Was eigentlich gethan und worin geſündigt worden, blieb im halben Dunkel, die Anſchuldigungen ſchienen zum Theil unbegründet, jedenfalls übertrieben, aber ein reger Dienſteifer wollte ſich bei dieſem Anlaß auszeichnen. Weit ärger wurde das Geſchrei, als Nachricht von den Vorgängen auf der Wartburg eintraf. Es war viele Wochen vorher öffentlich angekündigt worden, daß die Burſchenſchaft der Univerſität Jena den 18. Oktober auf der Wartburg feiern wolle, Abgeordnete aller deutſchen Univerſitäten waren eingeladen ſich zur Feier dort einzufinden, die Studenten wollten allgemeine Angelegenheiten dort berathen; alles dies war bekannt, und niemand hatte daran gedacht, das Feſt zu hindern oder ſeinen Beſuch zu erſchweren. Die ganze Sache ſchien ſo unſchuldig, daß der Staatsminiſter von Beyme nicht übel Luſt hatte, eigends hinzureiſen, um der Zuſammenkunft beizuwohnen, und ſich am fröhlichen Thun ſo zahlreicher und auserleſener Jünglinge zu ergötzen, wie lieb war es ihm nun, dieſem Gelüſte zufällig nicht nachgegeben zu haben! Denn freilich erſchollen ſchlimme Dinge von dort, die Studenten hatten ſich ein politiſches Richteramt angemaßt, hatten Bücher und Geſetze verbrannt, und

noch einige Gegenſtände, durch welche gegen die verbündeten Mächte höhniſch gefrevelt ſein ſollte. Der erſte Eindruck von dieſen Begebenheiten und ihrer Aufnahme abſeiten der Behörden und der höheren Kreiſe beſtürzte im erſten Augenblicke ſelbſt die entſchiedenſten Freunde des jugendlichen Unternehmens. Die Gegenſeite gewann ſichtlich die Oberhand, man ſprach von gefänglicher Einziehung und ſtrenger Beſtrafung der Frevlerrotte, von Zerſtörung ihres Zuſammenhangs, von Schließung aller Turnanſtalten. Indeſſen waren dergleichen Maßregeln noch nicht reif, die Jugend fand auch in hohen Regionen Vertheidiger, die allgemeine Stimme wollte die Sachen überhaupt nicht ſo ſchwer finden, und während die Behörden unterſuchten und verhandelten, ging einige Zeit hin, während deren auch die Bedrohten ſich berathen und ihre Vortheile wahrnehmen konnten. Doch theilte ſich ſeit jenen Ereigniſſen die Stimmung von Berlin ſichtbar in zwei feindliche Lager, und es war ſchwieriger als vorher, zwiſchen den Partheien antheillos durchzugehen, man ſollte zu der einen oder zu der andern durchaus gehören.

Der Staatskanzler war mittlerweile von Pyrmont eingetroffen, dem Anſchein nach ganz erholt und kräftig, doch vertraute mir ſein Arzt, Geheimrath Koreff, daß er für die Dauer der Geneſung nicht einſtehe, es könne jeden Augenblick ein Rückfall eintreten. Der Fürſt fand mit vielen harrenden Geſchäften auch jene neuen Verdrießlichkeiten vor, und nahm nach ſeiner gewohnten Weiſe gleich ſeinen Standpunkt über ihnen, behandelte ſie mit Maß und Leichtigkeit, ſuchte zu vermitteln und zu beſchwichtigen. Dies gelang bis zu einem gewiſſen Grade; doch that er keiner Seite ein rechtes Genüge, die Parthei der Jüngern hatte erwartet, durch ihn kräftiger vertheidigt zu werden, die Parthei der Alten wollte ihn eifriger und ſchärfer; es blieb dieſer Zwieſpalt offen, und noch viel Einſpruch und Störung ſollte von daher künftig hervorbrechen. Fürerſt aber traten dieſe Sachen wirklich etwas in den Hintergrund, und andere wichtige Geſchäfte kamen zur Sprache. Diplomatiſche Angelegenheiten machten viel zu ſchaffen, die Kriegszahlungen Frankreichs, die noch neuen Verhältniſſe des deutſchen Bundes, die rückſtändigen

Gebietsausgleichungen, aus denen die baieriſch-badiſche Streitſache ſich mit unerwarteter Wichtigkeit erhob, alles half die Sache der Burſchenſchaft und des Turnweſens einigermaßen zurückdrängen. Der Staatskanzler gab glänzende Gaſtmahle, wobei durch perſönlichen Verkehr oft auch die Geſchäfte glücklich gefördert wurden, täglich war die anſehnlichſte Geſellſchaft an ſeiner Tafel beiſammen. Ich ſah und ſprach hier mit nicht geringer Neugierde den alten General von Köckeritz, den ich früher ſo oft in abſonderlicher Beziehung hatte nennen hören, dann den berühmten, einſt ſo gefürchteten General von Rüchel, der mir durch die Art, wie er ſich benahm und äußerte, ſehr merkwürdig war, denn er trug ſein hartes Schickſal, die Schmach des unglücklichen Krieges miterlitten, den Sieg und Ruhm des glücklichen aber nicht getheilt zu haben, mit würdiger Haltung und kräftigem Selbſtgefühl. Mit den mir ſo werthen Freunden und Gönnern, Stägemann, Beyme und Altenſtein, hielt ich mich auch hier gern und eng zuſammen.

Beyme war oft in der Stadt, gewöhnlich aber auf ſeinem Landſitze Steglitz, wo ſeine Freunde ſtets willkommen waren. Herzlichkeit und Gradheit leuchteten ihm aus den Augen, deren Freundlichkeit doch nicht ohne einigen Trotz war, dem ſich das Zutrauen nur ſtärker anſchloß. Er hatte die ſchöne Eigenſchaft ſolcher gediegner und einfacher Karaktere, wie der ſeine war, daß ſeine Gegenwart ſtets als eine Aufforderung für die Andern wirkte, ſich zuſammenzunehmen, und ſelbſt in Vertraulichkeit und Scherz, oder bei Bekenntniß von Schwächen, ſtets innerhalb einer feſten Ordnung zu bleiben, die ich bei ihm als eine im beſten Sinne bürgerliche bezeichnen möchte. So kehrte er auch alsbald von den freieſten und kühnſten Ideen, durch die er oft genial überraſchte, zu den Schranken des allernächſten Gegebenen zurück, und ließ das Preußiſche, ja das Märkiſche und Berliniſche dem Allgemeinen das Uebergewicht halten. Ueber die Verfaſſungsfrage, die Stellung des Adels in ihr, die Verhältniſſe der Kirche, hatte er eigne Anſichten, die man höchſt freiſinnig nennen mußte, wiewohl ſie von dem, was in der Tagesmeinung als freiſinnig galt, meiſt abwichen und bisweilen

das Gegentheil waren. So wollte er z. B. keine Konſtitution für Preußen; aber die Gründe, die er mehr andeutete als herausſagte, wären manchem noch bedenklicher geweſen, als alle Konſtitution. Mir ſchienen immer er und Stägemann am meiſten aus dem ächten Kerne des Preußenthums zu ſein, und auf dieſen Kern in dem Staatsweſen zurückzukehren, wie das in ſolchem Grade bei Andern nicht zu bemerken war; denn ſelbſt Hardenberg trug Hannöverſches, Stein Reichsritterſchaftliches an ſich, Humboldt und Altenſtein anderes Fremdartige, das vielleicht ein Höheres zu heißen verdiente, und darum allerdings wohlthätig einwirkte, aber nicht völlig aufging in dem Gegebenen. Oelsner war gewöhnlich mit mir in Steglitz, und öfters auch Stägemann, wo denn ein lebhafter Austauſch von Anſichten und Erzählungen ſtattfand, indem Oelsner aus ſeiner Anſchauung des franzöſiſchen Lebens immerfort die lehrreichſten und erregendſten Stoffe zur Vergleichung mit demjenigen darbot, was vor unſern Augen ſich begab.

Mit beſonderer Geſchicklichkeit und Ueberlegenheit bewegte ſich in dem damaligen Treiben der große Philologe Wolf, deſſen Umgang jederzeit einen köſtlichſten Ertrag bot. Er war ohne Frage das Salz der damaligen Univerſität, an der denn Schleiermacher etwa den Pfeffer vorſtellte. Wolf ging, wie alle Menſchen damals, lebhaft auf die Tagesfragen ein, aber nur, um ſie durch ſeine Geiſtesblitze zu erhellen, durch ſeinen Witz zu erheitern. Für ſeinen Freund Humboldt hatte er ernſtlich Parthei genommen, und es ſchien bisweilen, als ſei er ein von dieſem zurückgelaſſener Poſten, wie man ihn denn auch, gewiß überaus thöricht, beſchuldigte, demſelben in altgriechiſcher Sprache, als in der ſicherſten Geheimſchrift, die verfänglichſten Neuigkeiten mitzutheilen! Allerdings wußte er ſeine Anſichten und Meinungen faſt immer in ſein Fach einzukleiden, und das Meiſte that er mit bloßen Sprachbemerkungen ab. Gegen das mächtig aufkommende Frommthun und den Ton vieler neueren Schriften ſtellte er die Bemerkung auf, man habe ehemals für dergleichen das Wort „Salbungsvoll“ gebraucht, es ſei jetzt offenbar paſſender, dafür „Schmierig“ zu ſetzen, denn bei

Salbung denke man an Weihe, bei Schmiere aber an gutes Fortkommen. Ungemein ergötzte ihn eine ironiſche Schrift, die über kirchliche Gegenſtände unter einem angeblichen Namen erſchienen war, und die zur Beförderung der Glaubenseinheit in der proteſtantiſchen Kirche zwar nicht Feuer und Schwert, o nein! aber doch die Anwendung gelinder Zwangsmittel empfahl, z. B. was man ehemals bei widerſpenſtigen Rekruten verſuchte, ihnen nichts als geſalzene Häringe zu eſſen zu geben; daß aber Friedrich von Schlegel dieſe Schrift für baaren Ernſt genommen und ſeinen Jugendfreund Schleiermacher für deren Verfaſſer gehalten, ging wörtlich über den Spaß. Wolf ſchmiedete zur Luſt abentheuerliche deutſche Worte, zum Erſatz der fremden, die ausgemerzt werden ſollten, und hatte die Genugthuung, daß manche Deutſchthümler ſie in gutem Ernſt aufnahmen, und ihm die Bemühung dankten, während er doch offen genug den übertriebenen Purismus verwarf, und aus dem Weſen aller Sprachen nachwies, daß keine ſich völlig abſchließen laſſe, noch auf ihren alleinigen Füßen ſtehe. Auch bei Wolf war Oelsner gut angeſchrieben; den Geheimrath Langermann, den Staatsrath Süvern und andere treffliche Männer lernt' ich dort kennen.

Schleiermacher'n zu beſuchen hatte ich keinen Anlaß, ſah ihn aber bei Reimer. Als Kanzelredner und Univerſitätslehrer ſtand er im höchſten Anſehen, aber ſeit er gegen Schmalz ſo furchtbar losgefahren, und in politiſchen Dingen ſo entſchieden geſprochen, wurde er von vielen Seiten mit ſichtbarer Kälte behandelt, und zum Rücktritt aus ſeiner Geſchäftsthätigkeit bei der Miniſterialbehörde veranlaßt. Ihm eröffnete ſich dafür eine neue Wirkſamkeit. Der König hatte verfügt, daß die proteſtantiſche Geiſtlichkeit in Synoden zuſammentreten ſollte, und in Berlin war faſt einſtimmig Schleiermacher zum Vorſtand erwählt worden. Dies war ein politiſches und in ſeiner Art merkwürdiges Ereigniß, denn die Mitglieder einzeln waren größtentheils Gegner von ihm, und als Geſammtheit wählten ſie ihn dennoch. Sein erſter Vortrag, der bald im Druck erſchien, war meiſterhaft, und zeigte das überwiegende Talent, mit welchem er den Gegenſtand als ein Staatsmann auffaßte, mit wahrhaft praktiſchem

Geiſte. Auch iſt nicht zu ſagen, wohin er die Sache geführt haben würde, wäre er an ihrer Spitze geblieben und hätte freie Hand behalten. Doch gerade dies feſte Vorſchreiten erſchreckte die Behörde, und die eben erſt angeordnete Bewegung wurde ſogleich wieder gehemmt, die beabſichtigte Synodalverfaſſung völlig abgeſtellt. Dagegen gedieh ein anderes Werk, welches Schleiermacher zuerſt angerathen und vorbereitet hatte, die Vereinigung der Lutheraner und Calviniſten zu Einer evangeliſchen Kirche. Sie kam eben jetzt unter höchſter Autorität in Ausführung, und war für Schleiermacher ein Triumph, wiewohl ſein Name dabei nicht hervorgehoben wurde. Daß er auch von dieſem Werke wenig perſönliche Zufriedenheit ärnten, im Gegentheil das Wachsthum ſeiner Pflanzung ihn bedrängen und gefährden würde, konnte niemand vorherſehen. Doch gab es ſchon Eiferer, von denen die meiſten ohne ſeine erweckenden Reden vielleicht nie an Religion gedacht hätten, die ihm aber jetzt nicht verzeihen wollten, daß er in ſeiner Kritik ſo weit gegangen war, ein Buch des Neuen Teſtaments für unächt zu erklären, worin ihm denn auch, wie bekannt, weitergehende Nachfolger nicht gefehlt haben, wiewohl der erſte Schritt noch immer als der kühnere gelten darf.

Schwerlich hätte ich, da das wirkliche Leben ſchon genug der Schauſpiele darbot, noch des eigentlichen Theaters gedacht, deſſen Kunſtweſen ich ſchon lange auf niedriger Stufe wußte, und das ſeit dem Tode der Schauſpielerin Friederike Bethmann nur noch in Devrient ein wahrhaft geniales Mitglied hatte. Doch erſchien unerwartet die große Künſtlerin Sophie Schröder, und gab drei Gaſtrollen, Merope, Phädra, Medea, deren ich keine verſäumen wollte. Da über ihr Auftreten in Berlin ein Brief gedruckt iſt, den Rahel an ſie ſchrieb, und worin das Verhältniß ihrer Leiſtungen zu den auf dieſer Bühne gewöhnlichen, klar ausgeſprochen iſt, ſo bedarf es von mir darüber keines weitern Wortes.

Damit man doch nicht denke, es ſei mir allzu gut ergangen, und ich hätte in lauter erfreulichen Begegniſſen gelebt, ſo will ich auch aus der Reihe entgegengeſetzter beiſpielsweiſe zwei hier anführen. Ein junger Mann kam zu

mir, und grüßte das Handwerk, das litterariſche, verſteht ſich, wiewohl ich kaum wußte, ob ich dem noch angehörte; er wollte eine Sammlung herausgeben, Proſa und Verſe, hatte noch nichts, und ich ſollte beiderlei liefern! Ich ſtellte ihm vor, daß ich auf kurze Zeit hier ſei, in Geſchäften und Obliegenheiten ganz anderer Richtung, daß ich ältere Papiere, falls dieſe etwas Taugliches enthielten, hier nicht bei mir hätte; er meinte, das alles möge richtig ſein, aber ich könne und ſolle ihm einen Beitrag geben. Kein Mittel, den Ueberläſtigen los zu werden, er kam alle Tage, er ließ nicht gelten, daß man mich verläugnete, er wartete unter den Linden, bis ich ausging, er bat und ſchmeichelte, er zürnte. Und er war kein Freibeuter, er wollte kein Geld, er war ein Litteratus, und wollte nur Manuſkript! Auch hatte er in der That ſchöne Kenntniſſe, war mit den Formen der ſüdlichen Poeſie vertraut, und hegte große Entwürfe zur Förderung des Romantiſchen. Wie ſo er gerade auf mich gefallen und verſeſſen war, blieb mir ein Räthſel. Zuletzt, als ich ihn gar nicht los werden konnte, nahm ich ein altes Sonett, verſtümmelte die Zeilen, ſchob falſche Reime ein, und gab ihm das unter der Bedingung, mich nie als den Verfaſſer zu nennen. Er ſtutzte, zog die Augenbrauen zuſammen, ſah mich an, fragte, ob ich das für ein richtiges Sonett halte? Auf meine Verſicherung, ja, und für ein ſehr ſchönes, trat er zurück, ſagte, er ſehe wohl, daß ich der Mann nicht ſei, für den er mich gehalten, empfahl ſich, und ich ſah ihn nie wieder. Das andere Begegniß war faſt noch ſchlimmer. Mit mir in demſelben Gaſthofe zur Stadt Rom ganz oben und hinten wohnte eine Dichterin, Suſanne von Bandemer geborne von Franklin, von der Königin Luiſe einſt als Minneſängerin mit goldner Kette beſchenkt. Doch dieſe Zeiten lagen weit rückwärts! Sie ließ mich rufen, und beklagte leidenſchaftlich, ſchon einige Tage verloren zu haben, und nur erſt ſeit heute zu wiſſen, daß ich mit ihr unter Einem Dache wohne, aber wir wollten die verlorne Zeit einbringen, ſie ſei krank und deßhalb jeden Abend zu Hauſe, ich ſolle bei ihr Thee trinken und ihre Gedichte hören. Sie war über ſechzig Jahr, häßlich, äußerſt redſelig, in ihren Geſprächen

aber unerſchütterlich. Sie hielt mich am Arme feſt, und ließ mich nur unter dem Verſprechen fort, am Abend wiederzukommen. Ich hatte mir gelobt, wortbrüchig zu ſein. Aber der Qual wurde ich nicht ledig, ſchriftliche Botſchaften und mündliche, dringende Anfragen über dies und jenes erfolgten jeden Tag, ich kannte zum Unglück ihre Verwandten und wollte nicht ganz grob ſein; genug, ich mußte noch einigemal die ſchreckliche Unterhaltung beſtehen, bis die Abreiſe mich erlöſte. Seitdem hat ſich mir beiderlei Mißgeſchick wohl oft genug wiederholt, aber ſei es daß die Wiederholung die Empfänglichkeit mindert, oder daß die Jahre geduldiger machen, ſo hart wie in jenen Tagen hat mir die Bedrängniß in der Folge nie geſchienen!

Das Feſt der Reformation wurde am Schluſſe des Oktobers und an den erſten Tagen des Novembers auf vielfache Art gefeiert. Die Theilnahme war groß und allgemein, das Volk verſtand dieſes Feſt; die religiöſe Stimmung des gemeinen Mannes verlangt Vorſtellungen des Muthes, der Tapferkeit, hier fand ſie ſolche in dem Helden des Tages, dem geprieſenen Doktor Luther, der aus der alten Zeit wie von ſelbſt an die Seite Blücher's trat, und in Wittenberg eben jetzt auch im ehernen Standbild ſichtbar wurde. Lieder, Reden, Lebensabriſſe, Denkmünzen, Kupferſtiche, Steindrücke erſchienen in Menge, das würdigſte Denkmal aber neben dem ehernen war die Reformationsgeſchichte Marheineke's, welche längſt vorbereitet in dieſem Zeitpunkt herauskam. Daß auch das Theater die Reformation feierte, kann beweiſen, wie gering noch die Neigung war, Aergerniß zu nehmen; damals beſuchten auch die Prediger noch ohne Bedenken das Schauſpiel. Aber den Luther Zacharias Werner's auf die Bühne zu führen, den verweichlichten, faſt albernen, des ſchon katholiſch gewordenen Dichters, konnte allerdings ein Mißgriff dünken; die Theaterverwaltung beging ihn, die Behörden thaten keinen Einſpruch, und auch das Publikum hätte vielleicht geſchwiegen; nur die Jugend zeigte hier ein empfindlicheres Gefühl, und hielt ihrerſeits ſchon den Maßſtab an, der ſpäter der herrſchende wurde; kaum war der Schauſpieler, der die Rolle Luther's ſpielte, hervorgetreten, ſo riefen die Stu-

denten: „Der Reformator von der Bühne!“ und da ein großer Theil des Publikums einſtimmte, ſo wurde die angekündigte Szene aus der Weihe der Kraft förmlich ausgepocht. Die neue Anklage, welche hieraus gegen die Jugend hervorging, fand in dieſem beſondern Fall ihre angeſehenen Vertheidiger, und die Sache ging ungeahndet vorüber.

Bald nach dieſem großen Feſte, das mit Recht ein allgemeines heißen konnte, weil auch Katholiken frohen Herzens an ihm theilnahmen, — wie denn ein proteſtantiſches Fräulein, dem an dieſem Tage in die Kirche zu gehen unerläßlich dünkte, an den Thüren der ſchon überfüllten proteſtantiſchen Kirchen abgewieſen, in der Verzweiflung zur katholiſchen flüchtete und in der faſt leeren einen guten Platz fand, und dort eine Rede voll Anerkennung Luther's mit anhörte, — nach dieſem öffentlichen Feſte bot ſich uns ein häusliches, perſönliches dar, dem alle wärmſte Beeiferung gewidmet war. Stägemann's Geburtstag wurde gefeiert, und dießmal in außerordentlicher Weiſe. Seine edle, hoch- und ſchönſinnige Gattin Eliſabeth hatte den Kreis ſeiner näheren Freunde mit dem ſeiner zahlreichen Verehrer und Anhänger vermehrt, die liebenswürdige, gleich dem Vater dichteriſch begabte Tochter aber mit ihren Jugendgeſpielen ſinnreiche dramatiſche Spiele einſtudirt, die ſich durch Erfindung, Munterkeit und Gehalt weit über das Gewöhnliche erhoben. Den bedeutenſten Beitrag lieferte Friedrich Schulz, der ſelber auch die Hauptrolle, den Bürgermeiſter von Vierraden, in dem kleinen Stücke vortrefflich ſpielte; der ächte Gelegenheitsdichter that ſich auf das glänzendſte dar. Die höchſten Staatsbeamten und die Blüthe der Berliner Geſellſchaft waren zugegen, und da mit ſinniger Anſpielung alle neuſten Ereigniſſe und Verhältniſſe des Staats in den mitunter ſcharfen Scherz gezogen wurden, ſo lief gleichſam ein Ariſtophaniſcher Faden durch das Ganze, und deßhalb auch, und weil ſpäterhin dergleichen wohl nicht mehr gewagt worden wäre, darf dieſer Zug in der Vorführung jener Zeiteindrücke nicht fehlen. Der Staatskanzler ſelbſt war nicht ganz verſchont, doch der hätte gleich dem anweſenden Beyme, Nicolovius, Savigny, Wolf, und Anderen, die im Stücke

theils genannt, theils angedeutet wurden, Scherz verſtanden und hingenommen.

Ernſthafter und umfangreicher war bald nachher ein Feſt, das die Geſellſchaft für deutſche Sprache Abends im Börſenſaale gab. Die namhafteſten Männer der Stadt, unter ihnen Stägemann, Nicolovius, Süvern, Wolf, waren als Mitglieder oder als Gäſte zugegen. Hier war faſt alles in altdeutſcher Tracht, und Jahn und ſeine Turnbrüder hatten das Uebergewicht. Die Lieder, welche geſungen wurden, die Trinkſprüche, die ihnen folgten, der laute und kräftige Jubel, welcher ſie begleitete, ſetzten die Haltung mancher ſteifen Herren auf harte Proben. Die ganze Verſammlung, in der wie geſagt die Turner ſich in der Mehrzahl ſahen, und daher mit größter Zuverſicht ihre Stichwörter auswarfen, eines rauſchenden Beifalls im voraus gewiß, — hatte etwas Herausforderndes und Kriegeriſches, das den Sinn mächtig anſprach, aber freilich auch erſchrecken konnte. Schon waren wilde Aeußerungen genug vorgekommen, allein der beſonnene Ordner der Geſellſchaft, Dr. Karl Müller, wußte immer wieder das Feuer zu dämpfen, und leitete zuletzt durch eine längere, gediegene und wohlgeſprochene Rede die Aufgeregten zur Mäßigung zurück, worauf er ſein Amt niederlegte, und das Feſtmahl für geendigt erklärte. Doch die Geſellſchaft wollte darum noch nicht auseinandergehen, im Gegentheil, jetzt der bindenden Ordnung entledigt, nahm der Taumel erſt rechten Aufſchwung. Die Sitze wurden verlaſſen, Arm in Arm verſchlungen wandelten Gruppen ſingend auf und ab, in der großen Geſellſchaft bildeten ſich kleinere, jede hatte ihre Geſpräche und Geſundheiten für ſich; nirgends aber, das verdient bemerkt zu werden, war eine Spur von Trunkenheit. Da verſuchte Jahn nochmals mit gewaltiger Stimme durchzudringen, und brachte das Wohl derer aus, die auf der Wartburg ein ſo herrliches Beiſpiel gegeben; die Gläſer klangen und heller Jubel, aber gleich darauf erfolgte eine große Stille; man beſann ſich, bedachte die Umſtände, und viele ſelbſt der näheren Freunde Jahn's tadelten ſeinen Uebermuth, denn ſie fühlten, daß aus dem Wartburgfeſt viel Unheil hervorgehen könne, ſahen ſich und ihre Sache nicht wenig

bedroht, und glaubten, daß die Umſtände eher Klugheit als Trotz anrathen müßten. Jahn ſelbſt wollte das nicht in Abrede ſtellen, meinte aber, was für die Andern gelte, gelte noch nicht für ihn, und zu allem, was er ſchon zu verantworten habe, könne er auch das, was er eben geſagt, noch nehmen. Zuletzt, als der Saal ſchon leerer geworden, rief er die Uebriggebliebenen noch zuſammen, und hielt aus dem Stegreif eine Rede zu Ehren Luther's und der deutſchen Sprache, ſo kräftig, friſch, kurz und raſch, und ſo zweckmäßig und unverfänglich, daß alle Hörer entzückt, und auch die ſchüchternen befriedigt waren, denn das ganze Feſt empfing dadurch einen ſo harmloſen als glänzenden Schluß, zu dem ſich jederman bekennen durfte.

Ich hatte dem Fürſten von Hardenberg in der erſten Audienz, die ich nicht ohne Schwierigkeit im allgemeinen Zudrang erlangte, meine Berufung nach Würtemberg vorgelegt, und ich konnte bemerken, daß ſie einen günſtigen Eindruck bei ihm machte, daß es ihm ſchmeichelte, einen der von ihm zuerſt Angeſtellten ſo günſtig von einem fremden König beurtheilt zu ſehen. Er verſetzte auch ohne Zögern, das ſei recht ſchön und ehrenvoll, aber ich müſſe in Preußen bleiben, und man werde mich für das, was ich dort aufgäbe, hier ſchon entſchädigen. Ich hatte die Unvorſichtigkeit ganz offen zu erklären, daß ich ſchon völlig entſchieden ſei, und alles ablehnen wolle. Der Fürſt meinte, er müſſe doch dem Könige Vortrag über meine Sache halten, ich möchte unterdeß das Weitere mit Jordan beſprechen. Dieſer glaubte mir zureden zu müſſen, die Sache anzunehmen, ſie ſei doch gar zu vortheilhaft, denn ſelbſt wenn man mich zum Geſandten in Karlsruhe machte, wäre das doch lange nicht ſoviel, als mir in Würtemberg angeboten ſei. Nachdem ich auch ihm geſagt, ich ſei feſt entſchloſſen, in meiner preußiſchen Bahn zu bleiben, ſo verſicherte er, dann wolle er wenigſtens ſorgen, daß mein Verhältniß gehörig verbeſſert werde, ich ſolle fürerſt als Miniſter-Reſident nach Karlsruhe zurückkehren, eine Gehaltserhöhung bekommen, und dann werde auch die Abhängigkeit von Küſter aufhören müſſen. Ich war dies alles wohlzufrieden. Indeß verzögerte ſich die Entſcheidung, ich hatte

nochmals zu erinnern, daß ich derſelben voll Ungeduld harrte, daß ich dem Könige von Würtemberg doch endlich eine beſtimmte Antwort geben müßte. Dieſe kam unter dem 6. November, der Staatskanzler ſchrieb mir, er habe an demſelben Tage dem König über meine Angelegenheit einen Vortrag gemacht. Allerhöchſtdieſelben wollten mich gern in ihren Dienſten behalten und mir die Vortheile gewähren, welche ſich mit den Verhältniſſen und mit meiner bisherigen Stellung vereinbaren ließen; einen beſonderen Geſandten am badiſchen Hofe finde der König aber jetzt nicht nöthig, eine Gehaltszulage ſei für den Augenblick nicht ſtatthaft, ſolle aber demnächſt erfolgen; indeß wurde ich zum Miniſter-Reſidenten ernannt. Ich geſtehe, daß ich urſprünglich hiemit ganz zufrieden geweſen wäre, hatte ich doch erklärt, auch wenn mir gar nichts Neues gewährt würde, in meiner Stellung verbleiben zu wollen! Aber mich empörte, daß man mir andere Verſprechungen gemacht und nun thun wolle, als ſei das nicht geſchehen. Ich that demnach Einſpruch, ſowohl bei Jordan, als bei Hardenberg ſelbſt; allein erſterer berief ſich darauf, daß er mir gleich geſagt, ich würde am beſten den würtembergiſchen Antrag annehmen, und er riethe mir noch dazu. Hardenberg, der die Freundlichkeit ſelbſt war, ſetzte in einer großen Unterredung auseinander, wie er ſelbſt gern alles für mich thun möchte, auch gewiß in der Folge thun werde, doch ſeien ihm ſelbſt die Hände nicht frei, er müſſe viele Rückſichten nehmen, es ſei nicht mehr die Zeit von 1813, auch nicht einmal die von 1815, der Hof ſei hocharistokratiſch, der alte Familieneinfluß dränge mächtig heran, fordre mit Ungeſtüm Anſtellungen und Geld, er führte mir Otterſtedt an, der als alter märkiſcher Edelmann habe befördert werden müſſen, er meinte ſeine alten, durch neuen Zuwachs verſtärkten Gegner weckten ihm überall Hinderniſſe, der alte Kampf erneue ſich, und ſeine Freunde — er rechnete mich dazu — ſollten ihm beiſtehen, nicht aber ihm neue Schwierigkeiten verurſachen. Meine anfängliche Heftigkeit war gebrochen, es rührte mich, den alten Mann ſeine Bedrängniſſe ſo bekennen zu hören. Ich ſah wohl ein, daß hier nichts weiter zu machen war, und dachte nur mit Sorgen

an die Rückwirkung, die in Preußen begonnen hatte, und deren ſchlechter Geiſt beſonders in der Behandlung der Wartburgſache traurig zu Tage kam. Nun war auch meines Bleibens nicht länger in Berlin. Der Staatskanzler beſchied mich zu neuem Wiederſehen an den Rhein, denn er wollte den früher beabſichtigten Beſuch jetzt alſobald ausführen. Ich war froh, meine neuen Ausfertigungen aus den Kanzleien ohne neue Zögerung zu empfangen, eilte bei Freunden und Bekannten mich zu beurlauben, und trat am 17. November meine Rückreiſe nach Frankfurt am Main an.

Am 19. November in Weimar eingetroffen, wollte ich diesmal doch die Gelegenheit wahrnehmen, endlich Goethe'n kennen zu lernen. Ich hatte einige Briefe mit ihm gewechſelt, aber ihn noch nie geſehen. Doch über dieſen Beſuch berichtete ich bald nachher einem Freunde durch einen Brief, den der Zufall wieder in meine Hände gebracht, und ich glaube den Gegenſtand auch hier am beſten darzulegen, indem ich jene Briefworte wiederhole, ſie waren an Stägemann gerichtet, und lauteten wie folgt: „Ein Gegenſtand fordert und nimmt ſich ſein Recht; indem ich dieſe Zeilen an Sie, verehrteſter Freund, beginne, drängt es ſich mir unwiderſtehlich auf, Ihnen vor allen andern Dingen zu ſagen, daß ich Goethe'n perſönlich kennen gelernt habe; zum erſtenmal in meinem Leben hab' ich ihn geſehen, kaum der Gefahr entwunden, ihm unbeſucht vorbeizureiſen, aber freilich auch nicht ahndend und vermuthend, welcherlei Gut mir dadurch unzugetheilt geblieben wäre! Ich kam Nachmittags gegen vier Uhr in Weimar an, unmuthig, durchfroſtet nach ſchlechten Nachtfahrten, auf verdorbenen Wegen, voll ungeduldiger Eile; in dieſer Stimmung beſchloß ich dennoch zuletzt mein Heil zu verſuchen, ließ mich melden und wurde zu fünf Uhr angenommen. Ein Gang von wenigen Schritten, aber in welcher Erregung legte ich dieſe zurück! Es war mir, als wenn alles, was ich bei dem Namen je gedacht und empfunden, ſich noch eiligſt auflöſen, und zu einer Perſönlichkeit verkörpern ſollte, die ſich ſogleich an der wirklichen, leibhaftig mir gegenüberſtehenden, zu prüfen haben würde. Aber welcher Empfang ſtand mir bevor! Ich mußte, als ich Goethe'n

vor mir hatte, alles fahren laſſen, was die langjährige, tiefgenährte Bekanntſchaft mit dem Dichter mir einflößen gekonnt, um nur mit dem neubekannten, wirkſamen Menſchen beſchäftigt zu ſein, der mild, freundlich, treuherzig, anmuthig, geiſtvoll, kraftreich, mir das Bild eines ganzen Menſchen — wenn dieſer geringe Ausdruck der hohen Bedeutung fähig iſt — in vollſtändig ausgebreiteter großartiger, ſchöner Lebensentwickelung vergegenwärtigte. Das ſeltene Glück — hier wohl unverdient, doch nicht unwürdig empfangen — einer ſo milden und biedern Aufnahme, als ſei ich ein alter Freund, der längſt erwartet worden, mußte mich um ſo mehr überraſchen, als ich die ſcheue Zurückhaltung, die ihm ſo oft vorgeworfen worden, in den ſchriftlichen Berührungen, die ich mit ihm gehabt, nicht ganz hatte läugnen können. Nach der erſten Begrüßung, wobei er mir die Hand reichte, ſprachen wir gleich ſehr vertraut, und bald nachher hielt er inne, reichte mir wieder ſeine Hand hin, und rief mit Innigkeit: «Sie müſſen mir nochmal die Hand geben!» — Vergebens würde ich Ihnen den Gang, den Inhalt, oder auch nur die Art des alsbald lebhaften Geſprächs zu ſchildern ſuchen, es war wie ein Stück Leben, in tauſend Wellen fließend, ein Gefühl im Ganzen wirkend, ohne die einzelnen Bezüge geſondert feſthalten zu laſſen; jedes Wort eine Blüthe am Zweige des Baumes, aus der tiefen dunkeln Wurzel her, aber ſelber doch nur als luſtigheitres Gebild des Augenblickes erſchloſſen. Wie jenen helleniſchen Fremden zu Athen, die nach mehreren mit Platon verlebten Tagen ihn erſuchten, ſie nun auch zu ſeinem berühmten Namensvetter, dem Philoſophen, zu führen, ſo ging es faſt mir, der ich in täuſchender Beſinnung leicht dieſen herrlichen Mann hätte bitten können, mir nun auch die Bekanntſchaft des ihm gleichnamigen Schriftſtellers zu verſchaffen. Ich blieb auf Goethe's wiederholtes Anmahnen den ganzen Abend bei ihm, bis Mitternacht ſogar; ſein Sohn und deſſen ihm kürzlich erſt vermählte Gattin waren die einzigen Mitgenoſſen eines Theils dieſer Stunden. Schwer würde ich einige beſondere Sprüche aus dem lebenreichen Ganzen ausſondern! Die feſteſten, kräftigſten Aeußerungen, die feinſten, erfreulichſten Wendungen, voll Geſtalt

im Hervorkommen, zerfloſſen mir unter den Händen, wenn ich ſie dem Gedächtniſſe zum Behalten und Ueberliefern einprägen wollte. Wir ſprachen über alles, Goethe mit ungewöhnlichem — ſo nannte er es ſelbſt — vollen Zutrauen von Dingen, die er ſonſt lieber unerörtert laſſen mag; auch über den Geiſt und die Richtung der Entwickelung der Gegenwart, über die Geſtalten der nächſten Vergangenheit, über Napoleon, Franzoſen, Deutſchland, Preußen; wie freut' ich mich des unerſchütterlichen Vertrauens, das ich trotz aller Zwiſchendinge ſtets in unſeres deutſcheſten Dichters Vaterlandstreue geſetzt! Wie gerecht, einſichtig und unſchuldig waren ſeine Aeußerungen in dieſer Hinſicht, von wahrem Geſchichtsgefühl, ſo des Augenblicks wie der Jahrhunderte, beſeelt! Er ſieht nur früh und ſchnell die Dinge ſo, wie die Meiſten erſt ſpät ſie ſehen; er hat vieles ſchon durchgearbeitet und beſeitigt, womit wir uns noch plagen; und wir verlangen, er ſoll unſere Kindereien mitmachen, weil wir ſie noch als Ernſt nehmen! — Goethe kein deutſcher Patriot? ein ächter und wahrhafter, wie es jemals einen geben kann! In ſeiner Bruſt war alle Freiheit Germaniens früh verſammelt, und wurde hier, zu unſer Aller nie genug erkanntem Frommen, das Muſter, das Beiſpiel, der Stamm unſerer Bildung. In dem Schatten dieſes Baumes wandeln wir Alle. Feſter und tiefer drangen nie Wurzeln in unſern vaterländiſchen Boden, mächtiger und emſiger ſogen nie Adern an ſeinem markigen Innern. Unſere waffenfrohe Jugend, die höhere Geſinnung, die in ihr wirkte, ſtehen wahrlich bezugreicher zu dieſem Geiſte, als zu manchem andern, der dabei beſonders thätig geweſen ſein will. Iſt doch nicht alles Freiheit, was ſo ausſieht, was einen Augenblick ſo genannt wird; und manches franzöſiſche Wort iſt deutſcher, als das, welches man an die Stelle von jenem bringen will! — Das Leben in kleineren Städten, von größeren Mittelpunkten der neuern Zeit entfernt, hat für Goethe'n vielleicht manche Anſicht nicht ſogleich in volle Beleuchtung treten laſſen, manche Anſchauung dunkel gehalten: aber wie nimmt der weiſe Sinn den kleinſten Schimmer ächten Lichtes, das ihm dargeboten wird, ſicher auf, und vertheilt ihn mit Blitzesſchnelligkeit über

das ganze Bild! — Uebrigens iſt Goethe alt, und gerade darin jung, daß er die Weſenheit des Alters mit gleicher Friſche und Wahrheit in ſich aufnimmt, wie er jung die Jugend in ſich aufnahm; es iſt eine Freude des Lebens, im Hintergrunde der Jahre ſolche Alte möglich zu ſehen, wie Schlabrendorf und Goethe ſind. Schön von Antlitz und Bildung, kräftig an Haltung und mit hoffnungsvoller Geſundheit ſteht letzterer noch mitten in des Lebens Thätigkeit, auf Nahes bedacht wie auf Fernes, aber die Zeit beiſammenhaltend, und nicht das größere Zurückgelegte verkennend. Im Ganzen giebt das Werk über ſein Leben — dieſe gehaltreichſten Denkwürdigkeiten, in welchen die tiefſinnige Kürze des alten Philoſophen mit der Homeriſchen Fülle des alten Dichters vereinigt iſt — den Standpunkt, auf welchem er ſich als Menſch jetzt befindet, ſeine Art und Weiſe des Daſeins, ziemlich vollſtändig und ungefälſcht zu erkennen. Mehrere Theile werden noch folgen; eine Art Erſatz für ſo vieles, das nicht geſchrieben zu haben er jetzt bedauert! — Dieſes Uebergewicht, das die erwartete Wirkung des Dichters ſo ganz der Wirkung des Menſchen unterordnete, und mich von dem erſteren zwar vieles, aber faſt nur in Bezug auf den letzteren ſehen ließ, wurde mir gleichſam zum Triumphbilde des Mannes, von deſſen Anſchauen ich die folgenden Tage mit einer ſanften Gluth erfüllt blieb, wie nur die außerordentlichſten Begegniſſe der innern Welt ſie über die Seele verbreiten können, und für das ganze Leben, kann ich nun ſagen, bin ich um ein großes Gut reicher."

In Frankfurt am Main harrte Rahel auf mich. Im Schooße der Familien Goltz, Maltzan und Hertz mit Liebe gehegt, mit Frau Räthin Schloſſer, mit Schlegel's, Frau de Ron und Anderen in erfreulichem Umgang, von dem alten Freunde Scholtz, dem nunmehrigen preußiſchen Miniſter-Reſidenten in Frankfurt, von Otterſtedt, der von Darmſtadt häufig herüberkam, von Jaſſoy, Küpfer und Anderen mit Dienſtbefliſſenheit verehrt, hatte ſie angenehme Tage verlebt, und in aller Kürze ſich einen Geſellſchaftskreis gebildet, wie er in Karlsruhe nicht möglich war. Sie konnte ſich aller dieſer Menſchen nur rühmen, der einzige Küpfer machte eine

Ausnahme. Schon ſchriftlich hatte ſie mir angedeutet, daß er unſern Briefwechſel, dem er ſich wegen Poſtbeſchleunigung als Zwiſchenträger erboten hatte, nicht ſo gewiſſenhaft beſorge, als wir von ihm zu erwarten berechtigt waren, einer meiner letzten Briefe, der ihm als Einlage zugekommen, fand ſich, als Rahel ihn von mir empfing, zwar wie gewöhnlich mit einer Oblate verſiegelt, allein dieſe erwies ſich beim Eröffnen noch naß, was nothwendig vorausſetzte, daß der Brief unmittelbar vorher offen geweſen. Noch manches andere Mißfällige in Betreff ſeiner tauſchten wir aus, und unſer Urtheil war ſchnell gefällt, aber wir kamen überein, alles ungerügt und ihn glauben zu laſſen, wir ſtänden zu ihm wie ſonſt, ſo daß wir uns ſicherten und ihn der Täuſchung preisgaben, — die richtigſte Gegenwehr gegen ſolchen Klugdünkler, — an ſeiner eignen Argliſt ihn zum Narren werden zu laſſen.

Graf von Goltz beſtürmte mich mit Fragen über die Verhältniſſe in Berlin, ihm durft' ich aufrichtig ſagen, wie ich die Sachen gefunden hatte, ein buntes Durcheinander, eine gränzenloſe Verwirrung, die der Staatskanzler zur feſten Ordnung zu bringen nicht mehr die Macht hatte. Daß dieſe Aufgabe möglicherweiſe für Wilhelm von Humboldt bewahrt ſein könnte, wie man damals glaubte, war für Goltz eine ſehr beunruhigende Ausſicht; er und die Gräfin wünſchten lieber die Verwaltung des Staatskanzlers fortgeſetzt zu ſehen, mit der ſie doch ebenfalls unzufrieden waren, hauptſächlich aus dem ariſtokratiſchen Standpunkt, und ich empfing hier die Beſtätigung deſſen, was ich ſelber wahrgenommen und überdies aus Hardenberg's eignem Munde gehört hatte; ſie geſtanden mir, der ich doch gewiß in ihren Augen ein homo novus war, daß für die alten Familien mehr gethan werden, daß der vornehme Adel die erſten Stellen haben müſſe, und ich hatte ſogar von der Gräfin zu hören, daß Wilhelm von Humboldt doch nur ein parvenu ſei, der bei Beſetzung des Londoner Geſandtſchaftspoſtens wohl einem Grafen von Maltzan hätte nachgeſetzt werden ſollen; dieſer als beſcheidener diplomatiſcher Anhängling ſchien den Ausbrüchen ſeiner Schwiegermutter doch ſelber einigen Zweifel entgegenzuſetzen.

So sehr mich Goltz auch aufzuhalten suchte, und der Verkehr mit den Frankfurtern mich anzog, so durfte ich doch meine Rückkehr nach Karlsruhe nicht länger verschieben, und nur ein Unwohlsein Rahel's hielt mich noch einige Tage fest. Am 29. November trafen wir nach einer dreimonatlichen Abwesenheit wieder in Karlsruhe wohlbehalten ein.

Die badischen Sachen hatten in der Zwischenzeit bedeutende Fortschritte gemacht. Der wichtigste war ein neues vom Großherzog erlassenes Hausgesetz vom 4. Oktober 1817, wodurch die Untheilbarkeit und Unveräußerlichkeit des Großherzogthums ausgesprochen und die Ordnung der Regierungsnachfolge festgestellt wurde; mit diesem Hausgesetz gleichzeitig erschien eine Staatsurkunde, welche die drei Söhne des Markgrafen Karl Friedrich, bisher Grafen von Hochberg, zu Großherzoglichen Prinzen und Markgrafen von Baden erhob, und sie zur Regierungsnachfolge berechtigt erklärte. Mit unsäglicher Mühe und mit Aufbietung ihres ganzen, vereinigten Ansehens, hatten Reizenstein und Tettenborn den Großherzog zu diesem entscheidenden Schritte vermocht. Sie mußten dabei den alten Stolz überwinden, der sich weit über die Hochberge erhaben dünkte, und sie als einen geringeren Anhang des Hauses zu betrachten gewohnt war, sie hatten die Eifersucht der Markgräfin Amalia und selbst des Markgrafen Ludwig zu beschwichtigen, welche ihren Titel nun mit diesen halbächten Verwandten theilen sollten. Aber der Wechselfall, der diesem Vorschlage zur Seite stand, daß wenn dieser nicht angenommen würde, der Markgraf Ludwig sofort eine ebenbürtige Heirath eingehen und dem Lande Erben erzielen müßte, schien der gereizten Empfindlichkeit noch schwerer zu ertragen, und die Erhöhung der Hochberge wurde vorgezogen. Die ganze Maßregel war durchaus zweckmäßig, sie erschwerte die Theilungsgelüste Oesterreichs und Baierns, und zog ihnen die Hoffnung nahen Erlöschens der männlichen Nachkommenschaft im Hause Baden unter den Füßen weg. Die Maßregel war aber auch kühn, insofern sie ganz aus eigener Machtvollkommenheit, ohne Vor- und Anfrage bei den großen Mächten und Verwandten, mit Entschlossenheit als Thatsache hingestellt war. Nur Rußlands Billigung

war aus früheren Verhandlungen ſo gut als gewiß anzunehmen. Auch ſuchten die Gegner ſofort alles Mögliche hervor, um die Gültigkeit zu bezweifeln, ſie wenigſtens von fremder Zuſtimmung abhängig zu machen. Die Geſandten von Oeſterreich und Baiern hielten ſich zurück und ſchmollten; ſelbſt der König von Würtemberg, ungehalten, daß man ihn, den nachbarlichen Freund nicht in's Vertrauen gezogen, rief ſeinen Geſandten auf einige Zeit nach Stuttgart. Die Großherzogliche Familie war anfangs erſchrocken, Berſtett und die meiſten andern Staats- und Hofbeamten fürchteten, man ſei zu weit gegangen und werde nicht durchdringen; Reizenſtein und Tettenborn aber ließen ſich nicht irre machen, und auf ſie geſtützt behielt auch der Großherzog Muth. Daß ich, dem der neue Titel ſchon größeres Anſehen gab, dem Geſchehenen beipflichtete, und durch mein perſönliches Urtheil gleichſam die Anerkennung Preußens auszuſprechen ſchien, wurde für einen großen Gewinn erachtet, und der Großherzog dankte mir bei meiner Antrittsaudienz auf's lebhafteſte für meine Theilnahme, meine Mitwirkung. Auf der Gegenſeite jedoch war ich dafür um ſo ſchlimmer angeſehen, und da dieſe unter den badiſchen Hofleuten ſelbſt ihre Anhänger hatte, ſo waren dieſe gleich geſchäftig mir durch kleine Ränke die neue Stellung zu verderben, was ihnen aber nicht gelingen konnte, da die Gunſt, in der ich ſtand, ſchon zu gut befeſtigt war, und Berſtett überdies mich für den weiteren Kampf, den er zu führen haben würde, als einen unentbehrlichen Bundesgenoſſen anſah.

Der würtembergiſche Geſandte war nicht mehr Gremp von Freudenſtein, ſondern, nachdem ein Herr von Wächter eine Zeitlang als Geſchäftsträger angeſtellt geweſen, hatte der Graf Rudolph von Mülinen als Geſandter ihn abgelöſt. Dieſer war längere Zeit Adjutant des Königs als Kronprinzen geweſen, und galt für deſſen Günſtling; doch manche Stimmen aus Stuttgart verſicherten, der König habe ihn zum Geſandten ernannt, um ihn aus ſeiner Nähe los zu werden. Da ich Denkwürdigkeiten ſchreibe, in denen auch untergeordneten Perſonen ausführlichere Zeichnung zukommen darf, ſo will ich einige Züge zu ſeiner Schilderung geben.

Eingenommenheit von ſich ſelbſt, und geſchwätzige Darſtellung ſeiner ſelbſt, waren eigentlich das A und O ſeines Weſens; aber die Beigabe von Unwiſſenheit und Taktloſigkeit, welche jene Eigenſchaften verſtärkt, dürfte man ſich ohne einige Beiſpiele ſchwerlich vorſtellen. Gleich bei dem erſten Mittageſſen, das der badiſche Miniſter ihm gab, ſpottete er aus vollem Halſe lachend und in endloſer Schwatzhaftigkeit über die kleinen Staaten, deren Truppenmacht höchſtens eine Diviſion bilde; aber Baden ſowohl als auch Würtemberg befanden ſich in demſelben Falle, und der kleine Diplomat ſchien nicht zu wiſſen, wohin und woher er geſendet war. Dann fragte er, wo denn wohl die deutſche Bundesakte zu leſen ſei, er müſſe das Ding doch nun auch einmal anſehen. Eine Dame bat er um Verzeihung, daß er in ihrer Gegenwart das häßliche Wort „ſcheuslich" gebraucht habe, welches er freilich anders ausſprach und daher auch anders ableiten mochte. Mit der ſelbſtzufriedenſten Miene ſagte er: „Wenn man, wie ich, drei Feldzüge mitgemacht", und das Perſonen gegenüber, die deren zu fünfzehn und zwanzig zählten. „Als Muſikkenner und Sänger kann ich das ſagen", äußerte er bei anderer Gelegenheit, und als er einige Muſiknoten leſen ſollte, entſchuldigte er ſich, darauf ſei er nicht eingeübt. „Die dunklen deutſchen Philoſophen, die ich geleſen", ſagte er ein andermal, und als man unbefangen fragte, wen er meine, ob Fichte, Schelling, oder gar auch Kant, ſo erwiederte er vornehm ablehnend, ihrer Namen erinnere er ſich gerade nicht! Wir hatten vielen Spaß von dieſen unglaublichen Albernheiten, allein die ſchreckliche Langeweile, die ſich der leeren Schwatzhaftigkeit anheftete, wurde durch jenen nicht aufgewogen. Der würtembergiſche Diplomat war lang und hager und erſt dreißig Jahr alt, er konnte es noch weit bringen. Auch brachte er es weit genug in ſeiner Art, er wurde ſpäter Geſandter in Paris und blieb es viele Jahre.

Ich hatte dem Könige von Würtemberg das Ergebniß meines Aufenthalts in Berlin und meinen Entſchluß in preußiſchen Dienſten zu bleiben auf ſchickliche Weiſe mitgetheilt, ſo daß er nicht umhin konnte, mein Verhalten zu billigen, zugleich aber das Band, das mich an ihn knüpfen

ſollte, nicht fallen ließ. Er ſchrieb eigenhändig an mich unter dem 10. Dezember: „Mit vielem Intereſſe habe ich die Nachrichten geleſen, welche in Ihren verſchiedenen Briefen enthalten waren; ich begreife und billige ganz Ihre gegenwärtige Handlungsart, welche durch die Lage der Dinge Ihnen vorgeſchrieben iſt, mit gleichem Vergnügen werde ich übrigens unſer bisheriges Verhältniß fortdauern ſehen, welches ich für die Gegenwart wie für die Zukunft gleich nützlich und gut halte. Sollten es Ihre Verhältniſſe erlauben uns hier zu beſuchen, ſo werden Sie meinen Wünſchen entgegenkommen, und Sie leicht dadurch die Ueberzeugung ſchöpfen, daß wir hier weit ruhiger leben, als man es dem Ausland glauben machen will! Wilhelm.“ Ich ſchrieb wegen der Erlaubniß zu einem ſolchen Beſuche nach Berlin, und mußte die Antwort abwarten.

Die Großherzogin fand ich in Betrübniß und großer Sorge wegen des Großherzogs. Dieſer war ſeit langer Zeit kränklich, und des düſtern Argwohns, der in ihm deßhalb aufgeſtiegen, iſt ſchon früher gedacht worden; allein ſeine urſprünglich kräftige Natur hatte bisher den Kampf noch mit Erfolg aufgenommen, und er konnte ganze Wochen und auch Monate zählen, in denen er ſich verhältnißmäßig wohlbefand, auf die Jagd fuhr, den Truppenübungen beiwohnte, ja ſogar die alten Vergnügungen genoß, die beſonders in ſchon geſchwächtem Zuſtand ihm verderblich ſein mußten, aber freilich von nichtswürdigen Dienern unter immer neuen Reizen ihm dargeboten wurden. Seit dem Herbſt aber war die Kränklichkeit bedeutender geworden, und wollte den ſonſt erprobten Mitteln nicht weichen. Ein unglücklicher Zufall war der Anlaß der Verſchlimmerung, doch ſchwerlich die alleinige Urſache, der Großherzog hatte eine Fahrt im offenen Wagen gemacht, und von ſtrömendem Regen überraſcht weder einkehren, noch erlauben wollen, daß der Wagen ſo viel es ginge geſchloſſen würde; durchnäßt und erkältet kam er an, und mußte ſich gleich zu Bette legen; die Kriſen blieben unvollſtändig, und er kränkelte fort. Der ruſſiſche Leibarzt Rehmann ſprach von beginnender Bruſtwaſſerſucht, doch die badiſchen Aerzte widerſprachen,

und ſchoben die Wirkungsloſigkeit ihrer Arzneien auf die Unmäßigkeiten des Kranken, der immer wieder den gewohnten Lüſten nachhing, worauf jedesmal ein Rückfall erfolgte. Man ſuchte dieſen Zuſtand möglichſt zu verbergen, der Großherzog wurde vermocht, bei jeder kleinen Beſſerung ſich öffentlich zu zeigen. Mir aber vertraute die Großherzogin unter Thränen, daß ſie in größter Sorge ſchwebe; Bruſtbeklemmungen, heftiger Huſten, Krämpfe ſtellten ſich häufig ein, Mißbehagen in allen Gliedern, Schwäche und Hinfälligkeit hörten gar nicht auf. Der Kranke war in düſtrer Stimmung, er wurde immer träger und argwöhniſcher. Niemand durfte ſeine Arzneien anrühren, er verſchloß ſie jedesmal, ſo oft er das Zimmer verließ; ſeinen Wein nahm er von Tettenborn, die Flaſchen mußten verſiegelt ihm gebracht und bei Tiſch unter ſeinen Augen geöffnet werden, er koſtete keine für ihn beſonders bereitete Speiſe, er aß nur von den Gerichten, die er von Allen eſſen ſah. Ihn zu erheitern, aufzurichten, war eine ungeheure Arbeit; die ſanften Bemühungen der Großherzogin, der Eifer ſeiner nächſten Diener blieben wirkungslos, nur Tettenborn konnte ihn dahin bringen, die nothwendigſten Geſchäfte zu vollziehen, bei günſtigem Wetter auszufahren, einer unerläßlichen Audienz ſich zu unterziehen; Tettenborn war wegen dieſes Verhältniſſes von Mannheim nach Karlsruhe gezogen, und ſein Haus war das einzige, das der Großherzog bisweilen Abends beſuchte. Sonſt hielt er ſich im engen Kreiſe ſeiner vertrauten Geſellſchafter, des Oberſtallmeiſters von Geuſau, der beiden Herren von Holzing, des Oberſtlieutenants und des Forſtmeiſters, ferner des Oberkammerjunkers von Ende, ſeines alten Leibarztes Schrickel, ab und zu einiger Generale und Hofleute, die augenblicklich in Gunſt waren. Zu dieſem Kreiſe gehörte ſeit einiger Zeit auch ein Graf von Bohlen, früher preußiſcher Offizier, dann ruſſiſcher, der ſich eine Zeitlang im Tettenborn'ſchen Hauptquartier aufhielt und mir daher wohlbekannt war. In gewiſſem Sinne war er den berühmten preußiſchen Gendarmen-Offizieren beizuzählen, die vor dem Schlage von 1806 in Berlin das große Wort führten, und eine ſtudentenhafte Ritterlichkeit mit Glanz darſtellten, allein die letztere

theilte er doch eigentlich nicht, ſondern verhielt ſich zu ihr mehr wie ein Knappe. Sein Streben ging einzig auf Wohlleben, und in dem auf Speis und Trank bezüglichen war er das leibhafte Bild Fallſtaff's, dem er auch an ruhmredigen großen Worten und an guter Laune glich; ſeine Meiſterſchaft in Behandlung der Spielkarten hatten ihm üble Nachrede zugezogen, die er aber wenig achtete. Dieſer Mann war wie gemacht den Großherzog zu unterhalten, und ſchickte ſich zu den andern Geſellen vortrefflich, die aber den fremden Eindringling nur ungern duldeten. Sein Vorrath von luſtigen Geſchichten war unerſchöpflich, alle derben und meiſt unſaubern Anekdoten von alten preußiſchen Generalen trug er in der urſprünglichen Mundart vor, die auch die ſeine noch war, und wenn nichts mehr den Großherzog ermuntern konnte, ſo vermochte es noch der Graf von Bohlen, den er deßhalb auch zu ſeinem Kammerherrn machte und mit einem Jahrgeld bedachte, das freilich für die Bedürfniſſe des gierigen Genießers nicht ausreichte. Die Großherzogin mußte froh ſein, einen ſolchen Ermunterer bei dem mißmuthigen Kranken zu wiſſen, allein der kleine Gewinn koſtete hohen Preis; was den Andern ein luſtiger Scherz war, wurde für ſie zu tödtlicher Langerweile, ja nicht ſelten zum beleidigenden Aergerniß, denn ſie durfte ſich dieſen Geſellſchaften nicht ganz entziehen, und war meiſt in ihnen die einzige Frau. Sie litt unſäglich, und klagte darüber ſchmerzlich gegen Rahel, der ſie einſt mit dem Ausdruck der Verzweiflung ſagte: „Oh plaignez-moi, chère Madame de Varnhagen, je sais déjà par coeur, malgré que j'en aie, toutes les grossièretés de vos vieux généraux prussiens!“ Unter den Geſellſchaftern des Großherzogs zeichneten ſich übrigens die beiden Brüder von Holzing durch wirkliche treue Anhänglichkeit an die Perſon ihres Fürſten vortheilhaft aus.

Von der Krankheit des Großherzogs durfte ſo wenig als möglich geſprochen werden; die Markgräfin Amalia ließ nicht merken, daß ſie von dem traurigen Zuſtand ihres Sohnes vollkommen unterrichtet war; eben ſo wenig der Markgraf Ludwig, dem jedes Wort darüber als eine Hoff-

mung auf die nahe Erbfolge wäre gedeutet worden. Die beiden anweſenden Schweſtern des Großherzogs, Königin Friederike von Schweden und Prinzeſſin Amalia von Baden, konnten ihre beſorglichen Gefühle nicht ganz unterdrücken, ſie näherten ſich auch der Großherzogin deßhalb, welche dies Entgegenkommen liebreich aufnahm; allein die Kälte der Markgräfin Mutter unterdrückte die freundlichen Wallungen bald wieder. Man war einmal übereingekommen, der Hof ſolle ein fröhliches Anſehen haben, und man verſprach uns einen glänzenden, geſellſchaftreichen Winter. Angeſehene Fremde, wie der franzöſiſche General Graf Lagarde, der preußiſche General von Ende, Bruder des badiſchen Hofmanns, aber dieſem äußerlich wie innerlich durchaus ungleich, einige mediatiſirte Fürſten und Grafen, die mit dem Hof unterhandelten, ſo wie Goloffkin, Rehmann und Ludwig Robert, trugen zur Belebung das Ihrige bei. Von den Mediatiſirten machte ſich beſonders der junge Fürſt von Fürſtenberg bemerkbar, der eine Art geiſtreicher Fröhlichkeit zeigte, die zwar meiſt nur oberflächliches Sprudeln war, aber einem Manne ſeiner Klaſſe als Genialität angerechnet wurde. Seine kluge Mutter, die ſchon auf dem Wiener Kongreſſe mit männlichem Muth, aber geringem Erfolg die Sache der Mediatiſirten verfochten hatte, war auf den Gedanken gekommen, die politiſchen Vortheile, welche im Streite gegen die regierenden Häuſer nicht zu erlangen waren, im Anſchließen an dieſelben zu gewinnen. Zu dieſem Zwecke ſollte ihr Sohn die junge Gräfin von Hochberg heirathen, und was hiebei noch den Schein einer Mißheirath haben konnte, mußte durch die eben ſtattgefundene Erhebung der Familie Hochberg glücklicherweiſe ſchwinden. Der junge Fürſt befand ſich demnach in Karlsruhe auf Freiers Füßen, und war darum nur um ſo beeiferter aufgenommen und gefeiert. Zu den Weihnachts- und Neujahrsfeſten kam von Stuttgart auch Herr von Küſter mit ſeinen beiden Töchtern, und wir beſchloſſen das ablaufende Jahr in herkömmlicher Weiſe, wobei doch manche dunkle Sorge drohend im Hintergrunde ſtand.

Achtunddreißigster Abschnitt.

Karlsruhe. Stuttgart. Baden.

1818.

Die Erhebung der Grafen von Hochberg zu Markgrafen von Baden war eine Maßregel, an deren Gültigkeit dem Großherzog alles gelegen sein mußte. Nicht nur der Zweck, Land und Regierung dem eigenen Hause zu erhalten, forderte dies, sondern auch das persönliche Ansehen des Fürsten, der eine solche Machthandlung einmal unternommen hatte. Desto mehr fiel es auf, daß bei den nächsten Anlässen gleich mancherlei geschah, was in dem Großherzog die Neigung verrieth, die kaum erhobenen Markgrafen wieder etwas hinabzudrücken. Am Neujahrstage machten die badischen Generale und Offiziere dem alten Markgrafen Ludwig herkömmlich ihre Gesammtaufwartung, den neuen Markgrafen durften sie nur jeder einzeln ihre Glückwünsche bringen. Der Prinzessin Amalia Christina war in ihrem besondern Erhebungspatent nicht wie ihren Brüdern ausdrücklich der Titel Hoheit beigelegt worden, doch gab ihn ihr jederman, und zum 7. Januar, dem Tag ihrer Verlobung mit dem Fürsten von Fürstenberg, kam dieser Titel auch in die für die Zeitungen aufgesetzte Anzeige; doch der Großherzog wurde noch rechtzeitig davon benachrichtigt, und der Minister von Berstett selbst mußte eiligst in die Druckerei gehen, um die Hoheit wieder auszustreichen. Zur Verlobungsfeierlichkeit wurden die Gesandten gar nicht eingeladen, wohl aber zu der darauf angesagten

Glückwünschungskour; auf den Einspruch aber, welchen der hannöversche Gesandte von Reden mit unnöthigem Eifer machte, daß er noch nicht ermächtigt sei, die neuen Titel anzuerkennen, ließ Berstett auch diese Einladung wieder fallen, und erklärte sie für einen Irrthum des Hoffouriers. Der Großherzog freute sich, sowohl seinen Verwandten als dem mediatisirten Fürsten bei dieser Gelegenheit einige Demuth aufzuerlegen, ja selbst die eigenen Brüder der Prinzessin hielt er von der Feierlichkeit zurück, indem er gerade zu der für diese bestimmten Stunde sie zu sich beschied, und sie in gleichgültigen Gesprächen die Zeit versäumen ließ; nur der jüngste Bruder durfte der Schwester zur Seite sein. Da man dem Grafen Goloffkin zutraute, er würde sich über alle Bedenken wegsetzen und zur Kour fahren, so hielt ihn die Markgräfin Mutter absichtlich bei der Mittagstafel so lange auf, bis es zu spät war. Durch solche Jämmerlichkeiten, die schnell bemerkt und gierig aufgegriffen wurden, handelte die Großherzogliche Familie gegen ihren eigenen Vortheil, und wirkte dem Zweck, den sie doch sonst wollte, möglichst entgegen. Der Neid mißgönnte schon, was er eben selbst gegeben hatte, und vielleicht hätte die wachsende Reue den Widerspruch von außen sogar gern benutzt, um das Gewährte zurückzunehmen, wozu manche Höflinge schon eifrigst riethen. Es gehörte die vereinte Kraft Reizenstein's und Tettenborn's und der ganze Trotz ihrer Standhaftigkeit dazu, um das Werk gegen solch elende Triebfedern und Einflüsterungen und zugleich gegen die Angriffe von außen siegreich zu behaupten. Indeß blieb den neuen Markgrafen aus diesen Kleinlichkeiten lange Zeit ein gedrücktes, peinliches Verhältniß, in welchem sie die neue Würde tragen mußten und doch nicht hervorheben durften, immer in ängstlicher Besorgniß anzustoßen und zu mißfallen. Es ist wahr, ihr Naturell kam ihnen zu Hülfe, und so leisteten sie in dieser traurigen Rolle des sich Unterduckens und Vernichtens das Unglaubliche.

Das ganze Hofleben in Karlsruhe bestand ohnehin fast nur in kleinlichen Eifersuchten und Rücksichten. Die verschiedenen Höfe und ihre vornehme und geringe Dienerschaft thaten fast nichts, als einander gegenseitig beobachten, über jede

Handlung oder Rede Gericht halten, die vermeinten oder wirklichen Abweichungen von der Regel tadeln, die Lächerlichkeiten hervorheben. Da keine Seite den Stoff dazu fehlen ließ, ſo lebte man unausgeſetzt in kleinem Krieg, der indeß, weil er ſorglichſt im Stillen geführt wurde, nicht einmal die Luſtigkeit eines offenen Gepländels haben konnte. Man fand überall Auflaurer, ausgeſtellte Netze und Fallen, kleine Liſten und Tücken, denen allen zu entgehen faſt nicht möglich war, und freilich kaum auch der Mühe werth, denn was ſchadete es am Ende, wenn man einigen Abfall in den Händen der Leute ließ, den ſie gierig erſchnappten, und den man ſelber doch nur zum Wegwerfen beſtimmt hatte? Die Fremden nun erſt recht brauchten ſich gar nicht um dies Weſen zu kümmern, ſobald ſie nur den Muth hatten ſich darüber wegzuſetzen. Aber angenehm konnte die Hofgeſellſchaft unter dieſen Umſtänden nie werden.

Die Großherzogin Stephanie that ihr Möglichſtes, dem Karlsruher Leben etwas mehr Trieb und Munterkeit zu geben; ſie wünſchte den Großherzog zu erheitern, und nebenher auch die Gerüchte zu widerlegen, daß ſeine Geſundheitsumſtände Beſorgniß einflößten. Dem letztern Zweck ſtimmte er ſelbſt eifrig genug bei, er hätte gar zu gern ſeinen Gegnern den Verdruß angethan, ſich in wenn auch nur geheuchelter Rüſtigkeit ſehen zu laſſen; allein wenn es zur That kommen ſollte, überwog doch allzuſtark das Gefühl der wirklichen Unluſt und Schwäche, und er hielt ſich zurückgezogen. Ein paarmal brachte man ihn mit Mühe an die Tafel und an den Spieltiſch bei Hoffeſten, allein der Eindruck ſeiner Gegenwart war kein vortheilhafter, und alle Lieblichkeit und Beeiferung der Großherzogin konnten nicht hindern, daß ſein Mißmuth und ſeine Verdroſſenheit ſichtbar wurden. An einem Maskenball theilzunehmen war er nicht zu bereden, man glaubte, daß er insgeheim die Beſorgniß hegte, ihm könnte bei ſolcher Gelegenheit etwas geſchehen; man mußte ſich begnügen, unter der Hand auszuſtreuen, er ſei dennoch gegenwärtig, und wolle nur nicht anerkannt ſein, um deſto ſicherer die Andern zu beobachten. In aller Bekümmerniß und Sorge, welche dabei auf die Großherzogin

fiel, mußte ſie den Schein davon möglichſt entfernen, und während ſie den Gatten kaum ohne Nachtheil allein laſſen durfte, weil er ſelbſt ungern ſie vermißte und auch wirklich nur einzig durch ſie noch einige Haltung empfing, hatte ſie öffentlich die argloſe Fröhlichkeit vorzuſtellen, zu der Jugend und Verhältniſſe ſie berechtigten. Sie that dies mit vieler Grazie und ſchönſtem Erfolg. Ein Maskenzug von mehr als fünfzig Geſtalten aus Goethe's Dichtungen, wozu die ſchönſten Anzüge und Ludwig Robert's ſinnreiche Reimſprüche aufgeboten waren, gab dazu die günſtigſte Gelegenheit. Jede Maske hatte der Großherzogin etwas Huldigendes zu ſagen, ſie antwortete jeder unvorbereitet in anmuthigſter, geiſtreichſter Weiſe, ſagte jeder etwas Paſſendes, Angenehmes, und man mußte nur bedauern, ſolchen Aufwand, der des größten und feinſten Hofes würdig geweſen wäre, an ſolch rohes Volk vergeudet zu ſehen, wie die Mehrzahl der Karlsruher Leute waren. Von dieſer Rohheit hatten wir erſt kürzlich ein abſcheuliches Beiſpiel erlebt. Auf einem Muſeumsball, wo Adel und Bürger gemiſcht waren, die jungen Edelleute daher gern als ſolche durch Uebermuth ſich bemerklich machten, hatte ein Gardelieutenant von Schilling beim Weintrinken gegen andere Offiziere geprahlt, er werde dem erſten beſten der Anweſenden, deſſen Geſicht ihm mißfiele, das volle Glas Wein, das er in der Hand hielt, in's Geſicht gießen; und als ihm ein eben Eintretender dazu bezeichnet wurde mit dem Bemerken, daß er es bei dem wohl nicht wagen werde, wollte er nicht hinter ſeinem Worte zurückbleiben, und that wie er geſagt hatte. Der Getroffene, durch hinzugefügte brutale Anrede belehrt, daß hier nicht Verſehen, ſondern Abſicht walte, griff zur nächſten Wehr und drang auf den Thäter los, aber im entſetzlichen Lärm, der ſich ſogleich erhob, hatte die Menge ſie ſchon getrennt und die Kammeraden ſchafften den Frevler eiligſt fort. Der Beleidigte war Apollonius von Maltitz, Sohn des früheren ruſſiſchen Geſandten und Legationsſekretair des jetzigen; er hatte nie den geringſten Handel, nicht einmal nähere Bekanntſchaft mit Schilling gehabt. Auch nüchtern ſetzte dieſer ſeinen tollen Uebermuth fort, und verweigerte jede Genugthuung, wobei er darauf trotzte, daß er

ſchon viele Zweikämpfe glücklich beſtanden hatte, wogegen Maltitz jetzt ſeinem erſten entgegenſah. Die Empörung über die ſinnloſe Rohheit war allgemein, verlangte jedoch nicht ſowohl, daß der Böſewicht nach Gebühr geſtraft, als vielmehr, daß er gezwungen würde, ſich mit dem Beleidigten zu ſchlagen. Einſtweilen ſaß er in Haft auf der Schloßwache, ſowohl um ihn perſönlich ſicher zu ſtellen, als um ihm die Einwilligung zum Kampf abzudringen. In ſolcher Verkehrtheit der Begriffe waren ſelbſt der ruſſiſche Geſandte Graf Goloffkin und der eigene Vater des Beleidigten befangen, ſie forderten fürerſt nur, daß der Beleidiger ſich ſtellte.

Der Karlstag, am 4. Februar wurde glänzend genug gefeiert, wenn man nur auf das Aeußere der Feſtlichkeit ſah; doch all der Prunk der Säle, alle die reichen Uniformen, Damenanzüge, Ordensbänder, alle die herkömmlichen Formen der Huldigung und Artigkeit, konnten den Eindruck nicht überwinden, daß ſolch ein kleiner ſich zum großen aufblähender Hof, größtentheils aus dem Kehricht des Adels und dem Moder früheren Geltens zuſammengebracht, in unſerer Zeit doch ein abgeſchmacktes Ding ſei! Peinlich für Alle, für die ſogenannten Herrſchaften wie für das Geſinde, hat das ganze Weſen längſt keine Bedeutung mehr: von Macht, Ehre und Annehmlichkeit iſt kaum noch ein Schein vorhanden, und diejenigen Theilnehmer, in denen noch einiger Verſtand und Karakter übrig geblieben, ſind die entſchiedenſten Verächter des Bodens, auf dem ſie leben, und von dem ſie doch nicht laſſen können. Mit welcher Wuth äußerte bei ſolcher Gelegenheit einſt Herr von Blittersdorf gegen mich, daß er als Kammerjunker am Hofe helfen ſolle Gedränge zu machen, und wie bitter klagte er ein andermal, daß er ohne Einladung geblieben ſei! Niemand ſah dies Jämmerliche, Lügenhafte und Gleißneriſche des Hofweſens tiefer ein, niemand litt mehr von der Schlechtigkeit ſolcher Umgebung, als die Großherzogin, ſie ſprach ihren Unwillen und Ueberdruß oft in geflügelten Worten gegen mich aus, und beklagte ihr Loos, das ſie verurtheilt habe, dieſer unfruchtbaren Oede nie mehr entfliehen zu können. Bei öffentlichen Anläſſen ſprach ſie

gern und meiſt länger mit mir als den Andern recht war, aber ſtundenlange Unterredungen ergaben ſich ungeſtört und ohne Aufſehen bei ihrer Oberhofmeiſterin Gräfin Walſch, wo ſowohl die politiſchen Anliegen und Beſorgniſſe als auch die Erinnerungen aus dem früheren Leben, beſonders die bei Frau von Campan verlebte Zeit mit unbefangener Aufrichtigkeit beſprochen wurden. Dem großen Reize, mit der Adoptivtochter Napoleons über den Verbannten auf St. Helena zu reden, durfte nur mit Vorſicht gefolgt werden; der Gegenſtand berührte zu tief die empfindlichſten Wunden des eigenen Geſchicks, und es gehörte ein mehr als gewöhnliches Vertrauen dazu, die widerſtreitenden Empfindungen offen darzulegen, die in ſich ſelber noch keineswegs zum Abſchluſſe gekommen waren. Stephanie war in der tiefſten Ehrerbietung für den Kaiſer aufgewachſen, ſein Ruhm und Glanz hatten früh ihre Seele erfüllt, ſpäter ſie ſelbſt emporgehoben in dieſen Strahlenkreis; die perſönliche Nähe konnte den Zauber dieſer Eindrücke beträchtlich mindern, Züge von Rohheit, von niederer Denkart, prägten ſich dem jugendlichen Sinne tief ein; die ſchlechte Behandlung, die Verſtoßung der Nächſten, der Kaiſerin Joſephine, der Geſchwiſter Beauharnais, die beſonders auch ihre Nächſten waren, hatten Stephanien hart berührt, zu manchem Unwillen aufgeregt, aber den Feldherrn und Machtherrſcher, vor deſſen Dräuen die Welt erzitterte, durfte die ſtaunende Bewunderung ſeiner täglich erneuten Thaten und Wirkungen dem Bereiche ſolcher Familienvorwürfe dann wieder weit entrücken. Als mit ſeinen Fehlern auch ſeine Unglücksfälle zunahmen, und endlich ſeine Macht furchtbar zuſammenbrach, hatte die bekümmerte Theilnahme für den Bedrängten, in deſſen Sturz alle ſeine Angehörigen mehr oder minder den eigenen ſehen mußten, die Oberhand über die ſonſtigen Mißſtimmungen gewonnen, und ſein Geſchick auf der einſamen Inſel erweckte die heißeſten Mitgefühle. Doch die Größe des Unglücks führte von ſelbſt auf die Betrachtung der Urſachen deſſelben zurück, und da konnte die Wahrheitsliebe nicht verhehlen, daß maßloſe, blinde Selbſtſucht und freche Menſchenverachtung dieſen Ausgang mit Gewalt herbeigezwungen hatten. Das Urtheil über den

Menſchen war demnach kein günſtiges, wollte jedoch den Helden und ſeinen Ruhm nicht Preis geben, am wenigſten ſolchen Gegnern, in denen der Haß zu überwiegen ſchien. Als ein ſolcher galt ich denn auch, und es dauerte längere Zeit, es bedurfte näheren Austauſches der Meinungen und Anſichten, ehe ſich die Großherzogin ſicher genug glaubte, ihre eigenen zwieſpältigen Geſinnungen in Betreff Napoleon's mir völlig zu enthüllen.

Der Fürſt von Hardenberg war am Schluſſe des vergangenen Jahres in die preußiſchen Rheinlande gekommen, um dieſe ſchwierige, mit dem preußiſchen Staat ſchwer in Einklang zu bringende Provinz näher einzuſehen und zu ordnen. Die Bewohner ſtanden ihren altpreußiſchen Staatsgenoſſen an höherer Bildung nach, aber keineswegs an Kraft und Thätigkeit des gemeinen Lebens, in Freiheitsgewöhnung und Selbſtgefühl waren ſie ihnen voraus; ſie ſträubten ſich gegen das neue Beamtenweſen, das überall anſtieß, ſie hielten feſt was aus den Erträgen der franzöſiſchen Revolution ſich bei ihnen eingebürgert hatte, beſonders die Rechtspflege, die man ihnen auch laſſen mußte. Zudem war die Mehrzahl katholiſch, und die kirchlichen Verhältniſſe, welche unter der Kaiſerherrſchaft ſehr kleinlaut geweſen, machten gegen die preußiſche Regierung die unbequemſten Forderungen geltend. Der Staatskanzler war allerdings der Mann, der hier viel mildern und verſöhnen konnte, er machte verſchiedene Anordnungen, die ihm Neigung und Vertrauen gewannen, beſonders vertröſtete er die Rheinländer auf die neuen großen Staatsformen, durch welche ganz Preußen in nicht ferner Zeit eine neue Stufe ſeiner geſchichtlichen Entwickelung betreten werde. Doch das Streben in dieſer Richtung war hier ſchon regſamer, als in den alten Landen. Der feurige Görres in Koblenz hatte mit kluger Umſicht bereits eine Adreſſe an den König zu Stande gebracht, die mit Tauſenden von Unterſchriften verſehen dem Staatskanzler durch eine Abordnung aus allen Ständen öffentlich überreicht werden ſollte. Der Fürſt erkannte die Mißlichkeit eines ſolchen Auftrittes recht gut, beſaß aber Muth und Freiſinn genug, um alle Gefahren, die damit verknüpft ſein möchten, perſönlich zu beſtehen.

Die Uebergabe der Adreſſe geſchah am 12. Januar auf dem Schloß Engers und wurde durch die Kühnheit und das Talent des Sprechers, der kein anderer als Görres ſelbſt war, und durch die ſichere Gewandtheit Hardenberg's, der obſchon überraſcht doch die Probe trefflich beſtand, zu einer parlamentariſchen Verhandlung ganz eigenſter Art. Eine vorlaute Stimme verkommener Anmaßungen war ſchnell zum Schweigen gebracht und ſogar Görres ſtand an treffenden Aeußerungen und zeitgemäßem Freiſinn gegen Hardenberg zurück. Dieſer hatte durch ſein rühmliches Beſtehen dieſer heißen Angelegenheit außerordentlich in der Meinung gewonnen, und die Rheinländer bezeigten ihm laut ihren Beifall. Doch Görres war mit dem Erfolg, der ſich innerhalb der nächſten Umgebung hielt, nicht zufrieden, ſondern warf den ganzen Hergang auf den Schauplatz der allgemeinen Oeffentlichkeit. Dies that er durch die berühmte Schrift, welche als Bericht für die Theilnehmer gegen Mitte Februars im Druck erſchien. Hier wurden die gewechſelten Reden ausführlich mitgetheilt, deren maßvollen Andrang ein gluthvolles Nachwort von Görres gleichſam zum Sturm erhob. Nun erſt bekam die Sache ihre volle Bedeutung. Ungeheures Aufſehen machte die Schilderung eines Vorgangs, der als etwas ganz Neues, Unerhörtes in Deutſchland überraſchen, in Erſtaunen ſetzen mußte. Von Berlin her kamen bald finſtre Mißbilligungen, ſtrenge Verwarnungen an die Behörden, dergleichen bedenkliche Dinge nicht mehr zu geſtatten, der Staatskanzler ſelbſt mußte Vorwürfe und Mahnungen hinnehmen, gegen die ſeine hohe Stellung ihn nicht ſchützte. Der König richtete ſogar an die Gemeinde Hatzenport, von der ihm zufällig bekannt wurde, daß ſie ſich geweigert an der Adreſſe Theil zu nehmen, ein öffentliches Belobungsſchreiben, das der Gemeinde ſolche Triebfedern ihres Weigerns unterſchob, an die ſie gar nicht gedacht hatte, und ihr nur eine ſchlimme Berühmtheit auflud, daß man längere Zeit hindurch einen Menſchen politiſcher Gleichgültigkeit und trägen Stumpfſinns einen Hatzenporter nannte. Im ganzen weſtlichen und ſüdlichen Deutſchland erregte die Schrift einen Sturm von Beifall, die mächtigſte Aufregung, alle Partheien ſuchten ſie

zu ihrem Vortheil auszulegen, denn Görres hatte seinem lichtvollen Freisinn doch örtliche dunkle Schatten beigemischt, die von hierarchischen und aristokratischen Eiferern laut gepriesen wurden. Um den richtigen Eindruck zu verstärken, und die helleren Vorstellungen Hardenberg's im Gegensatze der dunkleren von Görres als preußische hervorzuheben — denn wir wollten alles Gute und Kräftige gern dem Wohl und der Ehre des Staates zurechnen — schrieb ich einen kritischen Aufsatz, der ohne meinen Namen in der Jenaischen Litteraturzeitung erschien, und den mehrere Zeitblätter nachher wiedergaben. Görres war, wie ich später hörte, mit diesem Aufsatz wenig zufrieden, besonders weil ich die Stände als politische Körperschaften nicht gelten ließ; auch der Staatskanzler, welcher wieder nach Berlin zurückgekehrt und ängstlicher geworden war, soll ihn mißbilligt haben; beides war mir damals so gleichgültig, wie es mir jetzt ist; ich hatte nur mir, keinem Andern zulieb geschrieben.

In diese Zeit fällt die Erledigung einer Sache, die schon lange hoffnungslos war und doch kein Ende absehen ließ. Ein Apotheker Löfaß in Danzig hatte während der letzten Belagerung den dort in Besatzung liegenden badischen Truppen Arzneien im Betrage mehrerer tausend Thaler geliefert, allein die versprochene Zahlung nicht erhalten. Danzig war inzwischen wieder preußisch geworden, und die Wittwe des Apothekers rief die Hülfe der preußischen Regierung an. Seit vier Jahren erneuerte sich in kurzen Zwischenräumen regelmäßig die Anforderung, jedesmal kräftig unterstützt von dem preußischen Ministerium, aber jedesmal eben so kräftig von der badischen Behörde zurückgewiesen; diese erklärte, daß nicht Baden, sondern Frankreich zur Zahlung verpflichtet sei, weil die badischen Truppen dort nicht selbstständig, sondern ein Theil der französischen Besatzung gewesen seien, wie denn auch der französische Kommandant für alle Bedürfnisse der Truppen die nöthigen Ausschreibungen habe ergehen lassen. Dies war in Betreff jener Arzneien nicht richtig, denn die badischen Truppen waren von den französischen Behörden vernachlässigt und ohne Arzneien geblieben, sie hatten im eigenen Namen die Arzneien angesprochen und erlangt. Dies

war alles erwieſen und zugeſtanden, aber die Zahlung wurde gleichwohl beharrlich abgeſchlagen. Wenn eine neue Anregung eintraf, zuckte Herr von Küſter verächtlich die Achſeln, und meinte, das Miniſterium ſolle die nutzloſe Verwendung doch endlich fallen laſſen. Auch mir war ſie ſchon läſtig genug geworden, aber ich wollte ſie doch nicht voreilig aufgeben. Vielmehr beſchloß ich einen ganz neuen Weg zu verſuchen. Ich wandte mich an den badiſchen Kriegsminiſter General von Schäffer, einen Mann, der von der Pike auf gedient hatte, und ſich eines biedern Soldatenherzes rühmte. Ich ſtellte ihm vor, daß außer dem förmlichen Sachverhalt, den die diplomatiſchen Geſchäftsleute feſthielten, hier ein anerkannt thatſächlicher walte, der dem treuherzigen Kriegsmann einleuchten werde; es ſtehe doch einmal feſt, daß badiſche Truppen jene Arzneien verlangt und auch wirklich erhalten hätten, ſie allein hätten den Nutzen davon gehabt, ihrer Verpflichtung habe der Apotheker vertraut; wenn es wieder zu ähnlichen Verwickelungen komme, ſolle es dann heißen, nein dieſen Truppen darf man nichts ohne baares Geld geben, denn ſie halten ihr Wort nicht? Mit ſolchen Reden bracht' ich den wackern Mann dahin, daß er mir in großer Aufregung die Hand darauf gab, er wolle beim nächſten Vortrag, ohne mit Herrn von Berſtett vorher zu ſprechen, dem Großherzog den Antrag machen, die Zahlung aus eigner Entſchließung zu bewilligen. Nun war die Sache ſo gut wie gewonnen. Um noch ſicherer zu gehen, verſchaffte ich mir Zutritt beim Großherzog, und ſagte im Allgemeinen ſo viel von der Sache, als nöthig ſchien, um ihn günſtig zu ſtimmen. Als Schäffer mit ſeinem Antrage kam, fand er den Weg ſchon vorbereitet, und alles wurde bewilligt. Berſtett war anfangs ſtutzig, aber da ihm dergleichen ſogenannte Unterthanenſachen im auswärtigen Miniſterium höchſt gleichgültig waren, ſo wandte er nicht viel ein. Die Forderung erlitt zwar einige Minderung, aber in billiger Weiſe, und eine anſehnliche Summe wurde bewilligt und ſofort ausgezahlt. Die Wittwe hatte längſt alles verloren gegeben, das Miniſterium in Berlin nie die geringſte Hoffnung gehabt. Ich erhielt von erſterer einen Dankbrief, von letzterem ein Belobungsſchreiben, und Herr

von Jordan drückte mir noch beſonders ſeine beifällige Bewunderung aus, daß mir ein ſolches Kunſtſtück gelungen ſei. Dieſer Erfolg iſt einer der wenigen, die ich in meiner kurzen diplomatiſchen Laufbahn gehabt habe, vielleicht der einzige, der mich ganz gefreut und mir nie Reue gebracht hat; ſchon um deßwillen durft' ich ihn nicht unerwähnt laſſen.

Ich hatte von Berlin die Erlaubniß erhalten, dem Könige von Würtemberg auf ſeine Einladung meinen Beſuch zu machen. Gegen Ende Februar fuhr ich daher nach Stuttgart. Sonderbar genug, fand ich hier Schwierigkeiten mich dem König anzumelden. Der preußiſche Geſandte meinte, ich müßte mich an den Generaladjutanten des Königs wenden, dieſer trug Bedenken, dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten vorzugreifen, ein Hofmarſchall glaubte, der König werde ſchon wiſſen, daß ich angekommen ſei, und ich brauchte nur abzuwarten, daß er mich rufen ließe. Da mir aber meine Zeit koſtbar und ich ſolcher Weitläufigkeiten überdrüſſig war, ſo entſchied ich mich kurz, und ſchrieb im Gaſthof einige Zeilen an den König, die ein Lohndiener im Schloß dem dienſtthuenden Adjutanten mit dem dringenden Geſuch ſchleuniger Beförderung abgeben mußte. Augenblicklich kam die freundliche Antwort, und gleich darauf ein Wagen mich abzuholen. Der König empfing mich in ſeinem Kabinet, und nachdem er über die Abſperrung geſcherzt, in welcher die Hofdiener ihn halten wollten, ging er gleich zu ernſten politiſchen Geſprächen über. Die Lage von Frankreich wurde ſorgſam erwogen, die von Deutſchland mit jener verglichen, unſere Hoffnungen, unſere Gefahren an's Licht gezogen. Er ſprach ſeinen Unwillen gegen die lähmende Behandlung aus, die allen deutſchen Angelegenheiten am Bundestag zu Theil werde, er klagte deßhalb vorzüglich Oeſterreich an, deſſen ſchwächliche Furcht und altvererbte Tücke alle deutſchen Länder auf das geringe Maß von Leben und Licht zurückführen wolle, das ſogar ihm nicht mehr genüge. Wie anders ſei dagegen Preußen! aber freilich nur das Volk, in welchem

überall frische Thätigkeit und kräftiges Fortschreiten sei; die Regierung habe nur das Gute, dies ruhig geschehen zu lassen und mitunter zu befördern, wenigstens durch Schulen und technische Anstalten; für die so nöthige Entwickelung Deutschlands aber scheine von Preußen nichts zu hoffen, der Staatskanzler habe zwar große Plane gehabt, setze jedoch nichts mehr durch, könne den Einfluß von Rußland und Oesterreich nicht abwehren, und müsse die höhere Politik der Sinnesart des Königs Preis geben, der auf Freundschaft jener beiden Mächte gestützt und ihrem Gange sich anschließend die Ruhe seiner Regierung am besten gesichert glaube; leider aber sei dadurch nicht nur das Ansehen des Staates sondern auch seine Selbstständigkeit in Zweifel gesetzt, und alles was Preußen in Deutschland für dessen und sein eignes Beste zu wirken habe, traurig gehemmt. „Ich habe das genug erfahren müssen, sagte er, so oft ich in Berlin irgend eine Anregung versuchte, wenn sie auch noch so sehr dem Vortheil Preußens und seiner Neigung entsprach, wurde mit größtem Bedauern auf St. Petersburg oder Wien hingewiesen, wo ich denn freilich durch mich selber Zugang genug hatte, und Preußen nicht weiter bedurfte." Solche Erörterungen unter vier Augen waren unverfänglich, besonders da keinen Augenblick bezweifelt werden konnte, wie gut alles gemeint war. Ich erzählte dem Könige darauf die näheren Umstände meines letzten Aufenthalts in Berlin, und legte ihm die Gründe vor, die mich bestimmten, die angetragenen Dienste in Würtemberg fürerst auszuschlagen; er selbst wollte die Zukunft mir ausdrücklich offen halten, und meinte, es könnten in der Folge sich andere Gründe finden, als die heutigen. Nachdem über manche Verhältnisse und Personen, besonders auch die badischen, noch allerlei Sachdienliches verhandelt und der Besuch dadurch ungewöhnlich ausgedehnt worden, hatte ich eiligst noch der Königin aufzuwarten, und dann zur Mittagstafel mich einzufinden. Das Gespräch konnte hier nicht so ungezwungen sein, wie unter vier Augen, aber bewegte sich dennoch mit vieler Freiheit; die Königin hielt mit scharfen Urtheilen, die man anderswo kühn hätte finden müssen, gar nicht zurück, und zeigte in allen den durchdringenden Verstand, der

ein Hauptzug ihres Wesens war. Ueber Rußland, den Staat, das Volk, gab sie überraschende Belehrungen, wie sie anderswoher kaum wären zu erlangen gewesen; die Alleinherrschaft habe dort, meinte sie, in der Natur der Dinge eine feste Gränze, die zwar auf einzelnen Punkten leicht überschritten, aber im Wesen fortbestehe und nie aufgehoben werden könne; die Größe des Reichs und seine dünne Bevölkerung, die Macht und das Ansehen der Vornehmen, dann die republikanische Verfassung der Dorfgemeinden, alles dies breche die Willkürmacht des Zaren, und gestatte eine Freiheit des Lebens, die wir dort schwerlich voraussetzten; bei ihrem Bruder nun gar, dem Kaiser Alexander, fügte sie hinzu, könne man nicht beklagen, daß er zu viel Macht, sondern nur, daß er zu wenige besitze, um seine menschenfreundlichen Gesinnungen und wohlwollenden Absichten ganz nach seinem Willen zu verwirklichen. Das große Thema der Verfassung, das auch in jenen Tagen die Gemüther dringend beschäftigte, kam nun zur Verhandlung, und ich scheute mich nicht, meine Ueberzeugung von der Nothwendigkeit solcher Grundformen, so wie meine Vorliebe für einheitliche, nicht in zwei Kammern getheilte, Volksvertretung auszusprechen. Ueber das Mehr oder Minder der hier zu bestimmenden Verhältnisse, Zuständigkeiten oder Schranken wurde lebhaft hin und her gestritten, wobei sowohl der König als die Königin sich zu den freisinnigsten Grundsätzen bekannten. Die Hofleute nahmen an dem Gespräch keinen Theil, und schienen dasselbe langweilig, wohl gar verfänglich zu finden. Nach aufgehobener Tafel sagte mir der König vertraulich, er sei ganz meiner Ansicht, daß nur Eine Kammer richtiger sei, als deren zwei zu haben, allein bei der Zusammensetzung seines Landes müsse er für seine Fürsten und Grafen eine besondere Kammer einrichten, wäre es auch nur, um sie unschädlich zu machen, denn für sich allein bedeuteten sie wenig, säßen sie aber mit den Bürgern und Bauern zusammen, so übten sie auf diese einen unwiderstehlichen Einfluß, das gemeine Volk sei leider so knechtisch und eitel, daß es sich zur Ehre rechne, von so vornehmen Herren sich beschwatzen zu lassen. Hiegegen konnt' ich nichts einwenden, und habe wohl später aus ähnlichen

Gründen des Ortes und Augenblickes, mich für die Zweitheilung entſcheiden müſſen.

Ich beſuchte nach der Tafel Herrn von Küſter, den ich ziemlich verſtimmt und faſt gereizt fand. Dies wurde nur ſchlimmer, als ich erwähnte, der König habe mir geſagt, er rechne auf mich, ſo lange ich in Stuttgart ſei, jeden Mittag und jeden Abend. Herr von Küſter ſah ſich nun gemüßigt mir zu ſagen, daß er das Benehmen ſeiner Majeſtät gar nicht in der Ordnung fände, denn geſchweige, daß es dem Geſandten zukomme, einen ausgezeichneten Landsmann bei Hofe vorzuſtellen, ſo knüpfe ſich daran auch der Gebrauch, daß falls eine Einladung geſchähe, dieſe auch dem Geſandten zu Theil werde. Der König ſcheine hieran nicht zu denken, und thue ihm durch ſolche Zurückſetzung den größten Schaden, ſowohl bei den andern Geſandten als auch bei den Stuttgartern, und er würde ſich unfehlbar darüber beſchweren, wenn ihn nicht die Ueberlegung zurückhielte, daß auf die Unterſtützung unſeres Hofes in ſolchen Fällen nicht zu rechnen ſei, man würde ihn nur grauſam im Stich laſſen, wie dies ſchon mehrmals ihm und auch Andern geſchehen ſei; einem preußiſchen Geſandten bleibe nur übrig, Ungebühr und Kränkung in der Stille zu verſchlucken und nach Hauſe gar nicht zu melden. Ich ſuchte den armen Mann zu begütigen, indem ich ihm begreiflich machte, hier walte offenbar ein Ausnahmsfall, der durch ein ganz perſönliches Verhältniß gerechtfertigt ſcheine, übrigens aber möge er mir nicht anrechnen, was ich weder herbeizuführen, noch zu verhindern im Stande ſei. Dem unglücklichen Diplomaten aber, der um ſo ſtrenger auf ſeine hohe Würde hielt, als er aus bürgerlichen Kreiſen zu ihr emporgeſtiegen war, hätte es gar nicht zu viel gedünkt, wenn ſeiner Empfindlichkeit die ganze Macht Preußens ſich herausfordernd zur Seite geſtellt hätte.

Ich eilte zu meinen Freunden. Ludwig Uhland war mir über alles theuer, ſein herrliches Talent, ſein ſtrenger, redlicher Sinn, ſtanden mir in höchſtem Werth. Aber die Kargheit ſeiner Mittheilung gab dem Umgang etwas Stockendes, das ſchwer zu überwinden war. Außerdem war er als unbeugſamer Anhänger des altwürtembergiſchen Rechts, als

Mitglied einer heftigen Oppoſition, mit dem Hof und der Regierung ganz zerfallen, und lebte in beſchränkter Zurückgezogenheit. Mich ſah er mit einigem Mißtrauen an, mein Verhältniß zum Könige bezeichnete mich als einen Gegner der altwürtembergiſchen Parthei, wohin auch meine Verbindung mit Cotta, ja mit Juſtinus Kerner mich zu ſtellen ſchien, und in der That konnte ich den Eigenſinn jener Parthei nicht billigen, während ich ihre Redlichkeit und ihren Muth höchlich ſchätzte. Wir ſtritten alles durch, was dieſe verwickelte Verfaſſungsfrage betraf, meinen allgemeinen Anſichten hielt er ſtets das beſondere Recht entgegen, ich ſeinem Rechtsbewußtſein die Forderungen des größeren Zuſammenhanges, der fortgeſchrittenen Zeit; natürlich bekehrte keiner den andern, allein wir erkannten, daß wir zu demſelben Ziele ſtrebten, und daß die Verſchiedenheit der Wege unſerer Liebe nicht Eintrag that. Durch ſolche Erörterungen allein gelang es auch Uhland in Feuer zu bringen und ſein reiches Innere zu klarem Redefluß aufzuſchließen.

Mit frohem Behagen hatte ich Auguſte Brede wiedergeſehen, und widmete ihr gern die meiſten der Stunden, die ich erübrigen konnte. Sie ſtand an der Stuttgarter Bühne in großem Anſehen, wurde als Künſtlerin hoch verehrt, und war auch wegen ihrer ſonſtigen Anmuth und Bildung allgemein beliebt und geſchätzt. Daß ſie einem hohen Staatsbeamten befreundet, gewiſſe ihr von höchſtem Ort gemachte Anträge unbedenklich zurückgewieſen, wurde ihr zur größten Ehre angerechnet. Ihre Wohnung und Einrichtung war geſchmackvoll, man fand angenehme Geſellſchaft, alles hatte ein gefälliges, heitres Anſehen. Aber am beſten war es doch, wenn es ſich traf, daß wir allein blieben, da hatten wir viel Vertrauliches auszutauſchen, Neues mitzutheilen, Altes hervorzurufen, und ſo ſehr war Rahel in unſern Geſprächen Ausgang und Ziel, daß ſie beinah als gegenwärtig gelten konnte.

Durch Uhland wurde mir noch eine beſondere Ueberraſchung zu Theil. Ich wünſchte doch auch das Theater in Stuttgart zu beſuchen, und lud Uhland ein mich dahin zu begleiten. Er ſtutzte, machte allerlei Ausreden und zeigte

eine Verlegenheit, die ich mir nicht erklären konnte. Je mehr ich in ihn drang, deſto mehr wich er zurück, ich ſtellte ihm vor, daß meine Zeit in Stuttgart größtentheils genommen, daß dies vielleicht die einzige Gelegenheit ſei, ein paar Stunden ungeſtört zuſammen hinzubringen; er gab dies zu, beſtand aber auf ſeiner Ablehnung. Endlich fragt' ich ihn, ob er etwa Bedenken trage, ſich mit mir öffentlich zu zeigen, ob ſeine Partheigenoſſen es ihm mißdeuten könnten? Da nahm er ſich ein Herz und ſagte: „Nein, das iſt es nicht. Aber wir können im Theater nicht beiſammen ſein, denn du wirſt mit mir nicht auf den ſchlechtern Platz gehen wollen, ſondern auf den erſten, und da kann ich nicht hin." Erſtaunt rief ich aus, dergleichen Schändlichkeit werde doch nicht in Stuttgart herrſchen, daß im Theater ſolche entwürdigende Standesunterſchiede geboten ſeien? — „Geboten nicht, erwiederte er, aber ſo durchaus gebräuchlich, daß es entſetzlich auffallen und morgen in der Stadt ein allgemeines Gerede ſein würde, wenn man mich heute Abend in einer Loge ſähe. Wir Bürgerlichen begehren auch nicht dahin, wir ſind zu ſtolz, um mit den Vornehmen, mit denen, die ſich ſolche dünken, zuſammen ſein zu wollen." Nun aber, im Unwillen über dieſe ſchmähliche Einrichtung, beſtürmt' ich ihn erſt recht, ihr verachtend zu trotzen, ich meinerſeits rechnete es mir zur Ehre, dazu als Hülfsmittel zu dienen, und wenn die Sache Aufſehen mache, ſo ſei es mir nur um ſo lieber. Uebrigens ſei nichts einfacher, er begleite ſeinen Freund, der gleich ihm dieſe Aeußerlichkeiten verachte, und der den Platz, den er ihm anbiete, auch ſicher für ihn zu behaupten wiſſen werde. Nach langem Zaudern entſchloß er ſich mit mir zu gehen, und in meiner Loge Platz zu nehmen. Ob die Ungewöhnlichkeit, Uhland in einer Loge zu ſehen, im Publikum ſehr bemerkt wurde, Aergerniß gab und Mißreden erweckte, hab' ich nicht erfahren, aber bei einigen Hofbeamten und Diplomaten, die mich während der Zwiſchenakte in meiner Loge beſuchten, und denen ich meinen Freund Uhland mit eifriger Befliſſenheit, als hätte ich einen Prinzen bei mir, vorſtellte, bemerkte ich allerdings einiges Befremden, das ſich aber ſchnell in lächelnde

Höflichkeit verſteckte und dem Dichter ſogar einige Schmeicheleien eintrug.

Den Bruder Juſtinus Kerner's, früheren General und jetzigen Geheimrath von Kerner, fand ich in der feſten Ueberzeugung, daß mein Eintritt in würtembergiſche Dienſte nächſtens bevorſtehe, und demgemäß verſuchte er ſich mit mir als künftigem Genoſſen freundlich zu verſtändigen und auf guten Fuß zu ſetzen; als ich ihm aber die ernſtliche Verſicherung gab, daß ich in meinen bisherigen Verhältniſſen bliebe, merkte ich wohl, daß ihm ein Stein vom Herzen fiel, und nun wurde er erſt recht herzlich und vertraulich. Die Altwürtemberger, zu denen ſich Kerner zwar politiſch nicht hielt, aber durch Geburt gehörte, waren ſchon ſeit langer Zeit von dem Uebergewicht der Fremden gedrückt, die ſich in den kleinen Staatsdienſt an den beſten Stellen eingeniſtet hatten, und mit Seufzen ſahen ſie, daß dieſer Uebelſtand, der unter der vorigen Regierung geherrſcht, auch unter der jetzigen, die doch in ſo vielen andern das Gegentheil von jener ſein wolle, leider fortdauern werde. Dieſen Wink ließ ich mir nicht verloren ſein, und hätte mein Entſchluß früher wanken können, er wäre jetzt der allerfeſteſte geworden.

Ich übergehe die vielen andern Bekanntſchaften, die ich hier wie im Fluge zu machen oder zu erneuern hatte, ich fand kaum die nöthige Zeit zur eiligen Begrüßung, die meiſt auch ſchon den Abſchiedsbeſuch miteinbegreifen mußte, denn der König und die Königin nahmen mich unausgeſetzt in Anſpruch. Die Mittagstafel beſchränkte durch die Zahl der Theilnehmer das Geſpräch auf gewöhnliche Gegenſtände, doch an den Abenden, wo nur wenige oder auch keine Hofleute zugegen waren, durfte die Unterhaltung ſich deſto freier ergehen. Die Königin hatte von Ländern und Völkern, von Staats- und Lebenseinrichtungen eine Kenntniß, die in Erſtaunen ſetzte, ihre Aeußerungsweiſe war gefällig und klar, ihr Urtheil faſt immer von hoch oben her in den Kern der Sache treffend. So kannte und durchſchaute ſie denn auch Perſonen und deren Beziehungen mit geübtem Scharfblick. Ueber die Staatsmänner des Wiener Kongreſſes, beſonders über den Fürſten von Metternich, kamen Bemerkungen vor,

die ihnen sehr peinlich wären anzuhören gewesen; ich versuchte zwar Einwendungen, aber die Königin beharrte nur um so fester in ihrer Meinung, daß die meisten dieser Berühmtheiten sehr schwache Leute seien und eine nähere Beleuchtung nicht aushielten. Sonst ertrug sie Widerspruch sehr gut, ließ sich über eigne Irrthümer gern berichtigen, und behandelte fremde mit Nachsicht. Ein Gespräch über Belgien, das ich im letzten Herbst besucht hatte, brachte die wenigste Gelegenheit zum Widerspruch, sie war mit allen Eindrücken, die ich von dorther zurückgebracht, bekannt und einverstanden. Am ergiebigsten sprach sie von Rußland und russischen Personen, doch hatte sie für die meisten nur Tadel, eine Ausnahme machte der Fürst Kosloffskii, von dem sie rühmte, er habe in einem wüsten Weltleben eine geniale Unschuld zu bewahren gewußt. Die Stunden, in solcher Unterhaltung zugebracht, eilten im Fluge dahin; nicht weniger anziehend und gewinnreich waren die, welche ich Vormittags im Kabinette des Königs zubrachte; er zeigte mir Depeschen und Denkschriften, sprach von seinen Absichten am Bundestage, und wie diesem verpfuschten Wesen noch etwa abzuhelfen sein möchte, von seinen Verfassungsmühen in Würtemberg, vor allem aber wurde die Lage Badens der Gegenstand sorgfältiger Ueberlegung. Der König bekannte frei, ihm sei weniger daran gelegen, daß Baden erhalten werde, als daran, daß Baiern sich nicht auf dieser Seite vergrößere, hierin aber liege genügender Grund, ihn zum treuen Verbündeten Badens zu machen, obschon man es ihm dort wenig anerkenne und danke. Dagegen gestand er, daß sein eigener Ehrgeiz auf Vergrößerung wo nicht seines Landes, doch seines Ansehens und seiner Wirksamkeit gehe, und daß er glaube, die Zukunft trage noch viele Umwälzungen in ihrem Schooße, die ihn nicht unvorbereitet treffen sollten; den Anspruch als Oberbefehlshaber eines deutschen Kriegsheers einst im Feld aufzutreten, sprach er offen aus. Als Ergebniß von allem was ich sah und hörte war mir klar, daß es dem Könige, und noch mehr seiner Gemahlin, eigentlich in Würtemberg zu enge sei, daß sie das Land nur als den festen Grund betrachteten, von welchem aus zu weiteren Dingen zu gelangen. Einem Kö-

nige, der sich Feldherrnberuf zutraute, einer Königin, welche sich nach Rußland angehörig fühlte, Enkelin der großen Kaiserin Katharina war, und den kinderlosen Kaiser Alexander zum Bruder hatte, konnten diese weiteren Dinge sich in vielfacher Gestalt, und wie als größte so auch als glaublichste vorstellen. Für mich konnte die Verbindung mit der Stätte, wo solche Kräfte sich bethätigen wollten, nur angenehm und nützlich sein, sie standen mit meinen Verpflichtungen nicht in Widerspruch, noch weniger mit meinen Wünschen, für beide ließ sich im Gegentheil von daher mancher Gewinn hoffen. Ich ging daher willig auf das Anerbieten des Königs ein, daß er mir als seinem politischen Freund fernerhin sein besonderes Vertrauen schenken und auf mich rechnen wolle.

Die kurze Frist, die ich mir für den Aufenthalt in Stuttgart gesetzt, war schnell abgelaufen. Ich beurlaubte mich bei dem König und der Königin, die mir die schmeichelhaftesten Aeußerungen auf den Weg mitgaben. Meine Freunde bedauerten, daß ich so schnell wieder abreiste, dagegen hatte Herr von Küster das größte Vergnügen davon, es war leider das einzige das ich ihm machen konnte! Meine Anwesenheit hatte ihn wie ein Alp gedrückt; er glaubte sich durch die Auszeichnung, die mir widerfuhr, in Schatten gestellt, verhöhnt, in seiner Eigenschaft als Gesandter beeinträchtigt, nicht ein einzigesmal war er mit zur Tafel geladen worden! Dabei wollte er jedoch den Anschein vermeiden, als sei er mit mir gespannt, es sollte vielmehr aussehen, als geschähe alles im traulichsten Einverständniß; er drang mir ein Mittagsmahl mit Gewalt auf, er gab mir zu Ehren einen Ball, aber auch hierin ging es ihm schlecht, denn nur auf Augenblicke konnte ich an beiden Theil nehmen, und mußte schon im Beginn wieder abgehen, weil ich auch zum Könige gerufen war. Er that mir leid, aber ich konnte die Sache nicht ändern, und war nur bemüht, es meinerseits an Aufmerksamkeit und Beachtung nicht fehlen zu lassen.

In Karlsruhe fand ich große Verwirrung und Angst. Die politische Lage schien von Tag zu Tage sich nur zu verschlimmern, die Führung der Geschäfte war ohne Einheit, der russische Gesandte von Anstett schrieb aus Frankfurt

vergebens, man müſſe thätig ſein, der Großherzog ſiechte trüb und läſſig hin; Reizenſtein, Tettenborn, konnten ohne ihn nichts thun, Berſtett war ohne Halt und Richtung. Zum Unglück machte der ruſſiſche Geſandte Graf Goloffkin eben jetzt Eröffnungen ſeines Kabinets, die dem badiſchen Hofe zwar allen Schutz zuſagten, aber dieſen an Vorausſetzungen und Bedingungen knüpften, welche nichts weniger als beruhigend waren. Man gab ſich einen Augenblick dem Eindruck hin, daß Rußland ſeine Gunſt von Baden abziehe und zu Baiern wende. Man beſchloß, nun Preußen dringender anzuſprechen, und Berſtett begab ſich zu dieſem Zweck anfangs des März nach Engers, wo der Fürſt von Hardenberg noch weilte. Auch in Wien hoffte man beſſere Stimmung zu erwecken, und Herr von Blittersdorf ſollte dort ſein Heil verſuchen, wurde jedoch noch zurückgehalten, weil man nicht recht wußte, wie eigentlich ſein Auftrag zu ſtellen wäre. Die Verſicherungen, welche ich aus Stuttgart brachte, waren unter dieſen Umſtänden ſehr willkommen, aber man konnte ſich nicht entſchließen, durch unmittelbare Anknüpfung den guten Willen zu befeſtigen und in Thätigkeit zu ſetzen. Daß aber etwas geſchehen müſſe, daß Baden nicht ſchweigend über ſich dürfe verfügen laſſen, ſondern, den Höfen wie der öffentlichen Meinung ein kräftiges Lebenszeichen zu geben habe, das fühlte jederman. Im gewöhnlichen Gange der Geſchäfte war nichts auszurichten, auch befanden ſich dieſe in der Hand Berſtett's, die wenig Geſchicklichkeit zeigte, einen aufgefaßten Gedanken gut und folgerecht durchzuführen. Da kam Reizenſtein auf den Einfall, der Großherzog müſſe geradezu ſeinen Schwager, den König von Baiern, perſönlich angehen, ihm die drohende, raubſüchtige Stellung gegen Baden vorhalten, und nachdrücklich den Willen kund geben, auf dem eigenen Recht unbeugſam zu beſtehen. Wunderbar genug fand der Vorſchlag den Beifall des Großherzogs, und er ließ ſich bewegen, das folgende Schreiben nach München abzuſenden:

Sire!

Ce n'est qu'avec peine que je prends le parti d'entretenir V. M. d'une affaire qui doit répugner à ses senti-

mens particuliers autant qu'elle affecte les miens; mais la force des circonstances m'ordonne de rompre enfin un silence que ma délicatesse m'a fait garder trop longtems peut-être.

Depuis trois ans je me trouve menacé de me voir dépouiller d'une partie de mes états, et tandis que mon pays faisait les plus grands efforts pour me mettre à même de soutenir d'une manière efficace et honorable la dernière lutte pour l'indépendance de l'Allemagne, mes alliés cherchent à m'arracher mes plus belles provinces et disposent de mon vivant de ma succession. Je crois avoir prouvé à l'univers dans les différentes négociations qui ont eu lieu l'insuffisance des motifs dont on veut colorer cette violation de mes droits les plus sacrés, et l'opinion publique a déjà prononcé dans ma cause avant même de connaître toute l'étendue de l'injustice dont je dois être la victime.

Si mon âme se navre en voyant des Puissances, qui ont déclaré à la face de l'univers n'avoir pris les armes que pour détruire l'arbitraire et établir en Europe un système politique basé sur les principes de la morale, s'abandonner aux faux raisonnemens qu'on leur présente, au point de permettre qu'on veuille acquitter leurs dettes avec des provinces qui m'appartiennent, et dont j'ai acheté la conservation au prix du sang de mes sujets, quelle douloureuse sensation ne doit elle pas éprouver en appercevant mes plus proches parens à la tête de ceux qui cherchent à m'écraser, non contents d'accepter mes dépouilles, provoquer encore l'éxécution des mesures auxquelles ils n'auraient jamais dû donner leur assentiment.

Ma réflection se perd quand je cherche à combiner les démarches offensives et continuellement renouvellées du cabinet de V. M. avec les témoignages d'affection qu'Elle ne cesse de me donner. Il m'est absolument impossible de séparer dans une circonstance aussi grave le gouvernement de son chef, au point de trouver dans

l'un mon parent et mon ami, tandis que l'autre se montre mon ennemi le plus sanglant.

En dernière analyse, je vous dois, Sire, ma profession de foi! il est tems que cela finisse d'une manière ou de l'autre, et je dois déclarer à V. M. que, me croyant plus qu'acquitté des engagemens que j'avais contractés, tant par les efforts que mon pays a faits pour la cause commune, que par les dernières propositions conciliatoires énoncées en mon nom par mon Ministre à Francfort; je suis irrévocablement décidé à ne plus rien y ajouter.

Je ne m'aveugle point sur la situation dans laquelle je me trouve; rien ne m'étonnera, je suis préparé à tout, mais je vous préviens, Sire, que si l'on avait le projet de m'arracher par la force ce que l'on n'obtiendra jamais de bon gré, j'appelle à mon recours l'opinion publique, et V. M. trouvera difficilement un allié plus puissant.

J'en ai dit assez au Roi, l'effusion de mon cœur exige que j'ajoute encore un mot à mon beaufrère et ami. Je vous conjure donc, Sire, par les liens du sang qui nous unissent, faites cesser une négociation qui depuis trop longtems fixe les regards inquiets de l'Europe et qui par l'adoption du principe sur lequel elle se base, pourrait avoir des suites non moins dangereuses pour V. M. que pour moi.

Je suis etc.

Carlsruhe le 13. Mars 1818.

(Signé) Charles.

In München war man nicht wenig durch eine ſolche Anſprache überraſcht, faßte ſich aber ſchnell, und ſchon nach zwei Tagen erließ der König die nachſtehende Antwort:

Monsieur mon Frère et Beaufrère.

J'ai reçu avec autant de surprise que de peine la lettre que V. A. R. vient de m'adresser, et je ne saurais assez Lui exprimer combien elle a excité toute ma sensibilité.

Vous connaissez, Monsieur mon Frère et Beaufrère, les transactions publiques et particulières, qui se sont succedées depuis 1813. Votre Ministre des affaires étrangères a été témoin des conventions arrêtées à Paris entre les quatre Puissances signataires du traité de 1815, il sait que j'y ai été étranger; le mémoire que mon Ministre a remis à cette occasion est consigné dans les actes publics. Nous avons tous loyalement combattu, Monsieur mon Frère et Beaufrère; les troupes allemandes ont rivalisé d'efforts, l'intérêt général n'en a pas moins commandé des sacrifices, je les ai portés de concert avec plusieurs des principaux membres de la fédération.

Si les missions de V. A. R. sont bien instruites, elles Lui auront fait connaître que la marche que j'ai suivie depuis deux années, est entièrement conforme aux sentimens qui nous unissent, que loin de provoquer des mesures à Son égard, je me suis fait la loi d'attendre dans le silence le règlement d'intérêts, dont dépend la conclusion de l'acte qui doit fixer les destinées de l'Europe.

Je ne me permettrai point de faire une observation à V. A. R. sur le parti qu'Elle a adopté; c'est à Elle à juger dans Sa sagesse Sa position, et ce qu'enseigne l'intérêt bien entendu de Sa maison et de Son peuple; quelles que soient les événemens, ils n'influeront jamais sur les sentimens personnels qui m'attachent à un parent, qui me sera toujours cher, et ils ne sauront jamais porter atteinte à l'amitié et au tendre attachement que je porte à V. A. R. et avec lequel je suis etc. . .

Munich, le 15. Mars 1818.

(Signé) Max Joseph.

Beide Schreiben liefen bald in Abschriften um, und wurden in den Kreisen der Höfe und Diplomaten sehr verschieden beurtheilt. Die Gegner Badens thaten halb erzürnt, halb mitleidig; der arme Großherzog sei auch hier wieder, meinten sie, wie gewöhnlich übel berathen gewesen, und

Baiern habe den arglistigen Streich mit rüstiger Kraft siegreich zurückgeschlagen. In Karlsruhe selbst ließen die zaghaften Leute sich dies einreden, und meinten die Sache wäre besser unterblieben; auch Berstett, der inzwischen von Engers zurückgekommen war, schien dieser Meinung, und klagte bitter, daß er von allen Seiten deßfalls Tadel und Beschämung zu ertragen habe. In der That schien die Wirkung der Sache innerhalb des Halbgeheimnisses, in dem sie schwebte, so gut wie verloren; es kam darauf an, sie in andern Schwung zu bringen. Ich stellte dies durch Tettenborn dem Großherzog vor, und nachdem ich mich seiner Zustimmung versichert hatte, sandte ich beide Schreiben, kurz und gut nach Hamburg zum Abdruck in der dortigen Zeitung, deren Herausgeber mir hinsichtlich der Verschwiegenheit sicher war. Einmal abgedruckt im Hamburger Korrespondenten, erschienen diese Schreiben nun bald aller Orten, wie ein Lauffeuer gingen sie durch alle Zeitungen des In- und Auslandes, in französischer, in englischer Uebersetzung waren sie zu lesen, man wußte kaum noch wo sie zuerst an's Licht getreten. Das Aufsehen war ungeheuer, die Wirkung übertraf alle Erwartung. Die Oeffentlichkeit gab ein anderes Maß für das hier ausgesprochene Recht, als die zischelnden Höflinge und lauschenden Diplomaten. Von allen Seiten sprach die Macht der Meinung zu Gunsten Badens und wider Baiern, drang unabweisbar in die höheren Kreise, erschütterte die Kabinette. Jetzt fühlte man in München Verlegenheit und Beschämung, und zwar um so mehr, als man nicht zweifelte, die unangenehme Veröffentlichung sei nur durch die Unvorsichtigkeit des Königs Max Joseph veranlaßt, der in seiner leichten Art die vertrauliche Mittheilung zu weit ausgedehnt habe. Das Geheimniß, wie die beiden Schreiben in den Druck gekommen, blieb streng bewahrt, die Entdeckung würde mir allerdings den herbsten Verdruß zugezogen haben, die wenigen Eingeweihten wußten das, und hätten um keinen Preis mich bloßgestellt. Ich allein hatte die Sache einem Freunde vertraut, mit dem ich alles dahin Einschlägige zu besprechen pflegte, dem Geheimrath Friederich. Doch von ihm erhielt ich eine Gewähr des Schweigens, wie sie nicht

besser gewünscht werden konnte. Einige Monate später, schon ziemlich in den Sommer hinein, als der Lärm wegen jener Briefe am größten war, und die Leute sich den Kopf zerbrachen, wer den Frevel wohl begangen habe, ging ich eines Nachmittags mit Friederich im Schloßgarten spaziren, und als nach manchem andern Gegenstand auch jene Vermuthungen zur Sprache kamen, richtete er unerwartet an mich die Frage, ob denn wirklich zu glauben sei, daß von München die Veröffentlichung ausgegangen sei? Ich sah ihn zweifelnd an, gewahrte aber mit Erstaunen, daß er das ihm Anvertraute wirklich nicht mehr wußte, er fragte ganz einfach, in seinen Zügen lag die unbefangenste Aufrichtigkeit. Ich hatte Geistesgegenwart genug, ihm meine Ueberraschung zu verbergen, und sein Vergessen eines Geheimnisses, das auch ihm von größter Wichtigkeit sein mußte, dadurch zu bestrafen, daß ich es ihm nicht zum zweitenmal vertraute, sondern ihn nun wirklich ausschloß. Ich beantwortete seine Frage mit einer ausweichenden Redensart, lenkte auf andere Dinge ein, und wir setzten unsern Spazirgang harmlos fort. Ich nahm es als ein gutes Glück hin, daß ein solches Geheimniß aus unsichrem Gewahrsam wieder in engeren Verschluß zurückgekehrt war. Denn wer dergleichen leichtsinnig vergessen konnte, der konnte es auch bedachtlos ausplaudern. Unsicher aber war der sonst erprobte Freund erst geworden, seit eine wachsende Liebesneigung jeden andern Antheil in ihm zurückdrängte und abstumpfte; er hatte das ihm Anvertraute nur äußerlich vernommen, ohne auf den Inhalt zu achten.

Die katholischen Kirchenangelegenheiten waren in den vieljährigen Kriegsstürmen theils bedrängt worden, theils verwahrlost, und die Geistlichkeit hatte im Gefühl ihrer Unmacht, sich in beides seufzend gefügt. Nachdem aber Napoleons Gewaltreich zusammengebrochen, der Pabst wieder in Rom eingesetzt und der allgemeine Waffenlärm verstummt war, hatten auch sofort die Streiter der Kirche sich wieder geregt, und erhoben nun mit täglich verstärktem Nachdruck die alten Ansprüche, die ein großer Theil der Welt schon für gänzlich erloschene hielt. Die politischen Veränderungen hatten frühere Zustände, auf welche Forderungen der katholischen Kirche sich

gründeten, völlig verwiſcht, die weltlichen Einrichtungen waren für ſich allein mächtig vorgeſchritten, und ſie mußten weit zurückgehen, wenn ſie jenen wieder irgendwie ſich verknüpfen ſollten. Eigentlich gehörte es zu den Aufgaben des Bundestages die neuen Verhältniſſe der katholiſchen Kirche für ganz Deutſchland zu ordnen, allein man hatte ſich ſchon überzeugt, daß dies eine der Sachen ſei, die der Bundestag nie angreifen würde. Die Regierungen insgeſammt waren darin einig, daß etwas für die Kirche geſchehen müſſe, und alle zeigten ſich bereit, ihr durch billiges Uebereinkommen neuen feſten Beſtand und zweckmäßige Wirkſamkeit zu ſichern. Aber ſie wollten dabei nach Gefallen und Laune verfahren, jede ſich ihre beſondern Vortheile ausmachen, nicht durch Annahme von Grundſätzen gebunden ſein. Von den zahlreichen katholiſchen Staaten im alten deutſchen Reiche waren eigentlich nur noch Oeſterreich und Baiern als ſelbſtſtändige Mächte übrig, und dieſe verſchmähten es, mit den andern in Gemeinſchaft zu treten. Während alſo dieſe für ſich allein ſorgten und eigene Verhandlungen mit Rom führten, blieben die kleinen katholiſchen und die mittlern und kleinern proteſtantiſchen Staaten ſich ſelbſt überlaſſen. Da ſetzten wohlgeſinnte, durch Kenntniß und Stellung berufene Männer den Vorſchlag durch, die proteſtantiſchen Regierungen möchten ſich zu allgemeinen Grundſätzen vereinigen, nach denen die katholiſche Kirche in Deutſchland möglichſt unabhängig von Rom und möglichſt deutſch nach altem Recht und Brauch wiederherzuſtellen wäre. Sie rechneten hierbei vorzüglich auf die ſtarke Mitwirkung Preußens, das vor allen andern Staaten berufen ſchien, ein ſolches Werk durchzuführen. Allein ſie fanden hier nur ſchwankende Unentſchiedenheit und zaghaftes Zaudern. Das Unternehmen kam daher nur in kleinerem Maßſtabe zur Ausführung. Die Beauftragten von Würtemberg, Baden, beiden Heſſen und Naſſau kamen in Frankfurt am Main zuſammen und wurden über die Hauptpunkte der gemeinſamen Angelegenheiten bald einig. Die Ergebniſſe ihrer Berathung wurden in Protokollen niedergelegt, die zum Druck befördert und ohne eigentliche Veröffentlichung doch vielfach ausgetheilt ein nicht geringes Aufſehen machten. Man erkannte

mit Erſtaunen, wie leicht dieſe verworrenen Dinge zu ordnen, welch tüchtiges Werk hier zu ſchaffen ſei, ſobald nur die richtige Einſicht mit Muth und Ernſt ſich der Sachen annehme.

Doch je freudiger die Deutſch- und Freigeſinnten dieſen Arbeiten zuſtimmten, deſto heftiger zürnten und widerſtrebten die Ultramontanen. Sie konnten durch offnes Entgegentreten nichts ausrichten; die alten anerkannten Kirchengeſetze wurden genau befolgt, die wirklichen Rechte des Pabſtes gewahrt, nur den vielfachen Mißbräuchen und Anmaßungen ſollte ein Ziel geſetzt werden; dieſe jedoch waren für die Ultramontanen gerade die Hauptſache. An Höfen und in hohen Regierungskreiſen waltet immer eine ſtille Vorliebe für die hemmenden unfreien Strebungen, und es war leicht, nicht nur katholiſche, ſondern auch proteſtantiſche Stimmen für das Anſehen des Pabſtes, wenigſtens gegen deſſen Widerſacher zu gewinnen; man machte geltend, der Pabſt ſei in neuerer Zeit der natürliche Verbündete der Fürſten, ihre Macht hänge mit der ſeinen zuſammen, und ſchließlich ſei es rathſamer mit einem geiſtlichen Oberherrn im fernen Rom ſich abzufinden, als im eigenen Lande einen kleinen Pabſt zu haben. Dieſe Neigungen und Gründe walteten auch in Berlin, und man ſah vornehm auf die Frankfurter Berathungen hinab. Allein ihre Wirkung beunruhigte, und man fand doch nöthig, ſich mit dieſen Gegenſtänden näher zu beſchäftigen, die Lage der Dinge richtig zu überſehen. Der Kultusminiſter von Altenſtein ſchrieb zu dieſem Zweck an mich, und wünſchte von mir Auskunft, wie es ſich damit verhalte. Die Sachen waren mir wohlbekannt, ich hatte ſie vielfältig durchgeſprochen, namentlich mit Weſſenberg, der im Januar aus Rom zwar unverrichteter Dinge aber doch glücklich zurückgekommen war, und deſſen dort geſcheiterte Angelegenheit mit dem neuen Unternehmen ſehr nahe zuſammenhing. In dieſem Sinn antwortete ich dem Miniſter, und weil mein Verkehr mit ihm nur ein vertraulicher war, ſo durft' ich ihm ohne Scheu meine ganze Anſicht mittheilen, die ihn jedoch weniger aufklärte, als erſchreckte, denn bei ſeiner Kenntniß der Stimmung, die am Hof und in den höchſten Stellen herrſchte,

konnte ſeiner Aengſtlichkeit nicht einfallen, von meinen Aeußerungen irgend einen Gebrauch zu machen. Späterhin hatte ich auch amtlich, auf beſondere Aufforderung des Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten, über denſelben Gegenſtand zu berichten. Ich lieferte eine Folge von Denkſchriften, in denen ich auf's neue die Thatſachen und die Anſichten darlegte, die ich ſchon an Altenſtein geſchrieben hatte; meine Ausdrücke waren mit Bedacht ruhig und gemeſſen, wurden in Berlin aber doch zu ſtark gefunden. Einen beſondern Aufſatz, der die Frage, ob der proteſtantiſche Staat die katholiſche Geiſtlichkeit durch Grundbeſitz ausſtatten ſolle, entſchieden verneinte, ſchrieb ich zu meinem Vergnügen noch beſonders, und ließ ihn ohne Namen in Luden's Nemeſis abdrucken. Durch die Ränke der Gegner, die Lauheit und das Schwanken der Regierungen, blieben dieſe Sachen unerledigt; die Frankfurter Berathungen gingen ein ohne die Hoffnungen zu erfüllen, die wir an ſie geknüpft hatten. Die Kriſen, welche damals mit geringer Anſtrengung glücklich zu wenden waren, wurden ſpäterer Zeit aufbewahrt, wo ſie den Staat unheilvoll verwirrten und zuletzt ganz in ſeinen Nachtheil ausſchlugen. So laſſen faſt immer die Mißgeſchicke, welche im Verlauf der Zeiten die Staaten und ihre Häupter treffen, ſich als die Folge von Verſäumniſſen erkennen, welche der Leichtſinn, die Schwäche oder die Gewiſſenloſigkeit früher verſchuldet hat.

Ein anderer Gegenſtand, mit dem ich mich zu beſchäftigen hatte, reihet ſich hier wie gerufen an. Die Franzoſen hatten bei ihren vieljährigen raſchen Kriegszügen und oft langwierigem Aufenthalt in den eroberten Ländern die Hülfsquellen derſelben in jeder Art ausgebeutet, dabei auch das Eigenthum vieler Privaten, Körperſchaften und Anſtalten, bisweilen aus Noth, meiſt aber aus habſüchtiger Willkür, gewaltſam angetaſtet und verbraucht. Alle Klagen der Verletzten, wie alle Vorſtellungen ihrer Regierungen mußten vor der Gewaltherrſchaft, die dergleichen befahl oder zuließ, verſtummen. Auch der erſte Pariſer Frieden hatte dieſe Anliegen nicht berückſichtigt. Beim zweiten Pariſer Frieden aber waren ſie zur Sprache gebracht und für dieſe gerechteſten

aller Forderungen ein Erſatz bedungen worden, zu deſſen Feſtſtellung und Vertheilung eine gemiſchte Kommiſſion unter dem Vorſitze des Herzogs von Wellington in Paris verblieb. Wie alle Geldſachen zog auch dieſe die ſogenannten Geſchäftsmänner herbei, Unterhändler und Vermittler, deren eifrige Betriebſamkeit den urſprünglich Berechtigten manchen Schaden zufügte, ohne daß die Anſprüche an Frankreich dadurch ſich minderten; die zuletzt als gültig anerkannten betrugen ungeheure Summen. Die Franzoſen, ſchwer gedrückt von den Bedürfniſſen des hergeſtellten Königthums, von den Leiſtungen für die verbündeten Heere, von den Kriegszahlungen an die fremden Mächte, ſchrien heftig über die neue Laſt dieſer ihnen auferlegten Privatentſchädigungen. Sie hatten indeß die verſchiedenen Zahlungen eine Zeitlang geleiſtet, als ihnen, es hieß mit Wellington's Zuſtimmung, die Hoffnung eröffnet wurde, den Nachlaß der noch ungezahlten Rückſtände zu erlangen. Sie fanden zuerſt günſtiges Gehör beim ruſſiſchen Kaiſer, auf deſſen eindringliche Fürſprache auch Oeſterreich und Preußen ihre Zuſtimmung gaben. Für Preußen war die Sache von größter Wichtigkeit, ihm ſtanden verhältnißmäßig die größten, die gerechteſten Rückforderungen zu; auch hatte ſchon die öffentliche Stimme hier einige Geltung erlangt, und die Regierung ſcheute ſich mit ihr zu ſehr zu brechen, der Unwillen über die Bedingungen des Friedens war im Volk und Heer noch immer laut, und nur jene Beſtimmung wegen der Privatforderungen mäßigte einigermaßen den Tadel. Unter dieſen Umſtänden hieß es der preußiſchen Regierung eine harte Zumuthung machen, gerade jene bereits rechtlich feſtſtehenden Forderungen zu verletzen, auch die altherkömmliche Fürſorge für Recht und Wohl der Unterthanen that in den Behörden ſelber lebhaft Einſpruch. Allein der König meinte dem Kaiſer Alexander nichts abſchlagen zu können, und aus Gefälligkeit für ſeine Verwendung wurde das Opfer gebracht, das Recht und Wohl der Unterthanen Preis gegeben. Aber nun ſollten auch die mittlern und kleinen Regierungen zuſtimmen, und Preußen mußte ſogar mitwirken, dies zu erlangen. Ich wurde beauftragt, die Einwilligung des Großherzogs von Baden anzufordern. Ein wirklicher

Widerstand, ein entschiedenes Nein, war hier völlig undenkbar, ich brauchte keinen persönlichen Eifer aufzuwenden, die Sache kam durch ihre natürliche Schwere ganz von selbst zu Stande. Bald hatten alle Regierungen eingewilligt, und den Franzosen wurden ungeheure Summen nachgelassen. Die Verkürzten, Beschädigten, mußten sich darein ergeben. Die Verstimmung, welche dies Verfahren erzeugte, war jedoch ungeheuer, die Regierungen sanken allgemein in der Achtung, um so mehr, als in der Folge diese gekürzten Entschädigungen von einigen Regierungen nochmals gekürzt und dann erst nach jahrelangem Hinzögern den Betheiligten ausgezahlt wurden, man aber zugleich erfuhr, daß große Ueberschüsse geblieben, mit denen als herrenlosem Gute nach Belieben geschaltet worden. Der empfindliche Ruck, den damals die Mächtigen durch Willkür und Eigennutz in der öffentlichen Meinung erlitten, wird nicht außer Rechnung zu lassen sein, wenn spätere Vorgänge zur Beurtheilung kommen. Gewiß ist es, daß im Verlauf der nächsten dreißig Jahre nach dem zweiten Pariser Frieden die meisten deutschen Fürstenhäuser große Reichthümer gesammelt haben, als deren erster Stamm und Grund die Summen zu betrachten sind, welche aus den französischen Zahlungen in die Privatschatzkammern der Fürsten geleitet worden.

Untergeordnete Zwistigkeiten zwischen Baden und der Schweiz führten den Staatsrath und Altbürgermeister von Escher als schweizerischen Gesandten nach Karlsruhe. Bei wenig vortheilhaftem Aeußern, anstößigen Gewohnheiten und rauher Sprache benahm er sich so klug und gewandt, daß er sowohl in der Gesellschaft überall Geltung fand als auch in den Geschäften bald Boden gewann. Allein die Sachen zum Schlusse zu bringen, das hing nicht von seiner Geschicklichkeit ab; er mochte die Minister und ihre Räthe von der Richtigkeit seiner Vorschläge überzeugt haben, auch der Großherzog mochte gegen die Sache nichts einwenden, aber alle Versuche, diesem eine schließliche Genehmigung abzulocken, scheiterten an seiner unbezwinglichen Lässigkeit, die alles verzögerte, auf unbestimmte Zeit vertagte, der gesetzten Frist immer neue Fristen folgen ließ. Die Geschäfte, die gleich

im Beginne einer für beide Theile zufriedenſtellenden Abmachung fähig waren, wurden durch den Aufſchub ſchwierig, von beiden Seiten hatte man Muße neue Bedingungen, neue Forderungen vorzubringen. In dieſem Wetteifer erhitzte man ſich ſo ſehr, daß Baden endlich zu ſtrengen Gränzmaßregeln ſchritt, welche die Schweiz ſchon mit einem Angriff auf Konſtanz erwiedern wollte, da kam endlich nach Verhandlungen, die Monate nutzlos gedauert hatten, eine friedliche Einigung zu Stande, von welcher der ſchweizeriſche Bevollmächtigte alle Ehre hatte. Während der ganzen Dauer ſeines Aufenthalts, der dem lebhaften, aber kränklichen und von ſeinen häuslichen Verhältniſſen dringend heimgerufenen Mann oft äußerſt peinlich wurde, ließ er ſich doch zu keiner Ungeduld oder Aufwallung hinreißen, hatte die Augen unverwandt auf ſein Geſchäft gerichtet, und ſeiner zähen Feſtigkeit, ſeinem unermüdeten Fleiß und geduldigen Ausharren verdankte er zuletzt auch den Erfolg, der ihm ſelbſt bisweilen unmöglich gedünkt hatte. Sein Zutrauen zu mir war ſehr groß, er theilte mir alles mit, was den Gang ſeiner Sache betraf, und vieles andere, was ſeiner Spürkraft in Karlsruhe nicht entging, obſchon er für ſeinen Zweck davon keinen Gebrauch machen konnte, und was uns Anderen, die wir ſo zu ſagen Einheimiſche waren, ſich doch verſteckt hatte. Noch oft in der Folge machte ich die Bemerkung, daß die ſchweizeriſchen, daß überhaupt die republikaniſchen Diplomaten an Höfen oft nicht nur die am beſten unterrichteten ſind, ſondern auch ihre Sachen am leichteſten durchſetzen, ohne alle die Formen der vornehmen Welt und die Künſte und Feinheiten, die man in dieſen Kreiſen ſo gern für unerläßliche halten will.

Um dieſe Zeit ergab ſich für Rahel unerwartet ein neues Verhältniß, das unter den waltenden Umſtänden als ein beſonderer Glücksfall zu betrachten war, und wie ein ſolcher zu thun pflegt, Verwunderung und Neid genug erregte. Bevor ich die Sache ſelbſt erzähle, muß ich ein paar erläuternde Bemerkungen vorausſchicken. Eigentlich befand Rahel ſich in Karlsruhe, bei allem Anſchein äußern Wohlergehens

und Gelingens, in einer Lage, die wenn nicht geradezu eine traurige, doch gewiß keine befriedigende zu nennen war. Ihr Verhältniß zu der Umgebung war von dem meinigen durchaus verſchieden. Ich ſtand im Anfang einer Laufbahn, die mir weiteres Aufſteigen verhieß, die meinem Eifer und meiner Thätigkeit immer neuen Stoff und neue Aufgaben ſtellte, und mit und neben meinen Pflichten auch meinen Neigungen ein offnes Feld freier Wirkſamkeit vergönnte. Wer beſtimmte Zwecke verfolgt und dieſen gemäß Arbeiten hat, der iſt gegen eine Menge von Aeußerlichkeiten, die den Tag bedrängen und verderben, und zuletzt die Seele verſtimmen, wie gefeſtet und geſchützt. Für mich hatte der Hof, ſo dürftig und geiſtlos er ſein mochte, nicht nur den Reiz der Neuheit, ſondern auch den viel größern, daß er mir Gegenſtand der Beſchäftigung war. Dieſer kleine Kreis enthielt die Figuren, welche in dem ernſten Spiele, das mir oblag, ihre verſchiedenen Werthe hatten, die nicht unberückſichtigt bleiben konnten, und wenn ihnen ſonſtige Bedeutung abging, ſo galten ſie mir wenigſtens ſo viel, wie die unterſten Geſchöpfe dem Naturforſcher, der auch ſie genau kennen muß und ſie nach ſeinem Sinn bearbeitet. Ich brachte zu meinem Geſchäft friſchen Jugendeifer, dem nichts zu ſchwer wird, und den muntern Sinn, der zwar ſchon manche Erfahrungen gemacht hat, aber noch keiner überdrüſſig geworden iſt. Für Rahel ſtand dies alles ganz anders. Sie hatte hier keine Thätigkeit auszuüben, ſie konnte die kleinen Spannungen, welche den Theilnehmer des Spiels an daſſelbe feſſeln, als fernſtehende Zuſchauerin nicht mitempfinden; ſie ſah nur die Oede und Langweile der traurigen Geſellſchaft, die ſelber nur die verkümmerte Nachahmung weitentlegener, ihr längſt unbekannt gewordener Vorbilder war, deren Glanz und Anmuth und feſte Unterlage gänzlich fehlte. Rahel hatte früher inmitten einer Geſelligkeit gelebt, die ihr ganz abſichtslos, in freiem Walten ihres Weſens, entſtanden war, und die an Mannigfaltigkeit und Bedeutung ausgezeichneter Männer und Frauen den geprieſenſten franzöſiſchen Kreiſen dieſer Art zur Seite ſtehen konnte. Sie hatte mit dieſer Geſelligkeit ſich keinen Zwang auferlegt, ſondern in ihr alle Freiheit bewahrt, kein äußeres Anſehen,

kein Vorurtheil hatte hier ſtörend eingewirkt. Der Austauſch der Meinungen, der Anſichten und Empfindungen war durch keinen geiſttödtenden Bann bedingt. Dieſe Geſelligkeit, zerſprengt durch die Schickſalsſchläge des Jahres 1806, ließ ſich nicht herſtellen oder neu bilden, jeder Verſuch und jede Abſicht hiezu lagen fern; das Vergangene konnte ſinnende Rückblicke hervorrufen, Wunſch und Thätigkeit wandten ſich einer anders geſtellten Gegenwart zu. Das Verzichten war nicht ſo ſchwer geweſen, aber deſto mehr war es nun die anfordernde Zumuthung, anſtatt des einſt genoſſenen Aechten, Reichen, Geiſt- und Sinngemäßen nun das Falſche, Dürftige, den innerſten Anſprüchen Widerſprechende anzunehmen. In allen Beziehungen mußte Rahel das tiefſte Gefühl des Herabgekommenſeins haben, wenn ſie dieſe Karlsruher Darbietungen mit ihren früheren verglich. Beſchränkte, mitunter gutmeinende, großentheils aber dummſtolze und auch böswillige Menſchen, deren ganzes Daſein in den kleinen Verhältniſſen des Hofdienſtes aufging, nach deſſen Satzungen oder Launen ſich ihr Denken und Empfinden richtete, dieſe machten den Grundſtoff einer Geſellſchaft, in welcher an ſelbſtſtändige Eigenthümlichkeit, an Erhebung oder nur Freiheit des Geiſtes nicht zu denken war. Alles in dieſer Maſſe, Geſchmack, die Umgangsformen, die Kunde der großen Welt lag tief unter dem Stande früherer Gewohnheit; alles ordnete ſich nach äußerem Rang, ehrte den Stumpfſinn und die Dummheit im höheren, mißachtete den Verſtand und das Talent im niedern; die einfachſte Wahrheit um zu gelten, mußte aus einem geſtickten Rock heraus reden. Dieſem zwangvollen Unweſen ſich zu fügen, war für Rahel eine Unmöglichkeit, die Freie, die Selbſtbewußte und Geiſtesmächtige konnte nicht in ſolcher Dienerſchaft mitdienen, ſich der gemeinen, kleinlichen Bewegung untergeordnet anſchließen. Zwar hatte ſie gleich erklärt, den Hof nicht beſuchen zu wollen, wozu ihre Kränklichkeit den gültigen Grund gab, allein die ganze Geſellſchaft war nur ein Wiederſchein des Hofes, trug deſſen Abzeichen am Hals oder Namen, ſtellte das ganze Unweſen in jedem Bruchtheile getreulich dar. Sich von allem Verkehr auszuſchließen, war nicht thunlich, der eigene Sinn, voll Menſchenfreundlichkeit

und Güte, ſtand dem entgegen, nicht minder die Rückſicht auf mein Verhältniß, dem einiges Anbequemen nicht zu verſagen war, dem auch manches Opfer mit willigem Muthe wirklich gebracht wurde. Natürlich war in dieſer Oede die kleinſte Spur eines friſchen Quells willkommen, wir erfreuten uns beſonders der Zuflucht, welche die Familie Reden bot, dann auch jedes guten und freien Sinnes, der hin und wieder unter den Einheimiſchen ſich hervorwagte, freilich oft in einer Beimiſchung, über die ſchwer hinwegzukommen war. So hatte Rahel auch hier wieder, aus eingebornem Trieb und Talent, wohl einige Perſonen um ſich verſammelt, die von ihr belebt einen leidlichen Anſchein gaben; allein nicht nur meinen Augen, die hierin geübt waren, auch fremden, antheilvollen, wie Tettenborn's und Friederich's, war es klar, daß alles nur als Behelf diente, deſſen Mängel, wie ſehr auch Gutwilligkeit ſie verdecken mochte, immer auf's neue häßlich hervortraten. Das Troſtloſe der ganzen Lage, die Verſtimmung und das Mißbehagen, die ſich daraus erzeugten, hatten glücklicherweiſe ein Gegengewicht in der Innigkeit und Sicherheit unſeres Zuſammenſeins, in dem täglichen Austauſch unſerer Gedanken, in der einträchtigen Gemeinſchaft unſerer eigentlichen Strebungen und Wünſche. Doch während ich für mich ganz beruhigt war, konnte ich für meine Freundin nicht ohne Sorgen ſein, deren Geſchick in dem meinen eine Stütze finden, aber nicht in ihm aufgehen ſollte, und deren Lebenselement offenbar getrübt war. Ich machte ihr Vorſchläge zu mancherlei Reiſen, nach Hauſe zum Beſuch der Ihrigen, in die Schweiz, nach Paris, worauf ſie jedoch, theils aus bedachtſamer Beſcheidenheit, theils aus liebevoller Rückſicht für mich, niemals ernſtlich einging.

Inmitten ſolcher düſtern Betrachtungen überraſchte mich Rahel eines Tages mit der Neuigkeit, daß eben ein Beſuch ſie verlaſſen habe, den ich ſchwerlich errathen würde. Es war die Prinzeſſin Amélie, die zum erſtenmal ſie beſucht und anderthalb Stunden bei ihr zugebracht hatte. Merkwürdiger aber als dieſe Außerordentlichkeit, von der es in Karlsruhe kein Beiſpiel gab, war die Erklärung über den Zweck derſelben. Die Prinzeſſin hatte bisher Rahel nur einigemal

geſehen und nicht viel mit ihr geſprochen, jedoch alsbald eine tiefe Hinneigung zu ihr empfunden. Sie war zu ſehr gewohnt ihre Gefühle zu unterdrücken, als daß ſie dieſem ſogleich nachgegeben hätte, doch wünſchte ſie öfteres Begegnen, vertraulicheres Geſpräch. Da Gelegenheit und Zufall dieſem Wunſche nicht günſtig waren, das Verlangen aber mittlerweile zur Ungeduld und zum Bedürfniß wuchs, ſo faßte ſie eines Tages den Muth, und eröffnete ihr Herz der wenn auch liebevollen doch ſtrengen und gefürchteten Mutter, der alten Markgräfin. Sie ſtellte dieſer vor, wie beſchränkt und vereinſamt eigentlich ihr Leben ſei, welch gedrückte Tage ſie hier ſeit ihrer Rückkehr von St. Petersburg verlebe, ſie ſei nun ſchon über vierzig Jahre, jede Ausſicht zu einer Verheirathung nun vorüber, ihr dafür jetzt wohl einige Freiheit und Selbſtſtändigkeit zu gönnen, ſie habe ihr ganzes Leben fremdem Gebot unterworfen, es möge ihr erlaubt ſein, endlich einmal ihrem Herzen zu folgen und dieſem eine Befriedigung zu gewähren. Die Markgräfin, überraſcht und erſchreckt, glaubte nichts minderes vernehmen zu ſollen, als das Bekenntniß einer heimlichen Liebesneigung, vielleicht einer ſchon geſchloſſenen Verbindung; ſie athmete auf, als ſie hörte, daß die Rede nur von einer Freundin ſei, welche die Tochter ſich ausgewählt, und mit der in vertrautem Umgang zu leben ſie jetzt die Erlaubniß dringend anſprach. Die vorausgegangene Erörterung, die Klagen über Beſchränktheit und Unbefriedigung, berührten die Mutter empfindlich, der Muth der Tochter aber, die zum erſtenmal in ihrem Leben ſo aufzutreten wagte, hatte leidenſchaftliche Macht, jene ſchien zu fühlen, daß ſie der Tochter bisher zu ſtreng geweſen, und ſelbſt deren Nichtverheirathung, in ihren Augen jedenfalls ein Unglück, mochte ſie ſich einigermaßen zum Vorwurf machen; genug ſie gewährte ſogleich ihre Zuſtimmung, umarmte die Tochter, und geſtand, daß dieſe keine beſſere Wahl hätte treffen können. Die Prinzeſſin war darauf zu Rahel geeilt, ihr alles dies zu erzählen, und ſich ihre Zuneigung, ihr Vertrauen zu erbitten. Sie hatte ihr ganzes Verhältniß zu den fürſtlichen Verwandten und zum Hof ihr genau dargelegt, ihr früheres Leben in St. Petersburg, das Mißver-

hältniß als älteſte Schweſter unverheirathet unter den jüngern dazuſtehen, die alle die glänzendſten Parthieen gemacht hatten, die Oede und Dürftigkeit des Hofkreiſes, der keinerlei Nahrung für Gemüth und Geiſt biete, nur niedrige Unterwürfigkeit zeige, und dabei nur zu oft Bosheit und Tücke im Hinterhalt habe. Es fand ſich, daß bei allem Unterſchiede der äußern Stellung doch beide Frauen das Weſentliche ihrer Verhältniſſe in gleicher Weiſe auffaßten und als ein ihnen Gemeinſames fühlten; ja dieſelben Ausdrücke, mit welchen ich Rahels Stimmung zu bezeichnen verſucht habe, waren zum Theil auch von der Prinzeſſin gebraucht worden, und ſind in doppelter Geltung um ſo berechtigter.

Für Rahel war dieſes unverhoffte Entgegenkommen und Anſchließen nicht nur ein freudiges, wohlthuendes Ereigniß, ſondern auch ein dauernder Gewinn und Segen. Wie Rahel hatte die Prinzeſſin trotz aller Wärme des Gefühls doch eigentlich keine Empfindſamkeit, und nach der unvermeidlichen erſten Aufwallung zeigte die neue Freundſchaft im ferneren Verlauf nur ruhiges Maß und klare Beſonnenheit. Die Prinzeſſin wiederholte ihre Beſuche bei Rahel, dieſe kam öfters auch zu jener, wo dann faſt immer auch die Markgräfin Mutter ſich einfand, und an der lebhaften Unterhaltung heiter theilnahm; ſie liebte aufgewecktes und freies Geſpräch, nur mußte ſie verſichert ſein, daß dabei die Ehrerbietung für ſie nicht litte. Der Stoff der Mittheilung war bei ſo verſchiedenen Lebensbahnen, aus denen er hervorging, ſo anziehend als unerſchöpflich; der ruſſiſche Hof lieferte die merkwürdigſten Geſchichten, die unglaublichſten Angaben, eben ſo die übrigen verwandtſchaftlichen Höfe. Das Leben der Prinzeſſin kannte keinen andern Boden, ſie hatte nur innerhalb dieſer Schranken gelebt; deſto größer war ihre Aufmerkſamkeit für alles, was Rahel ihr aus minder glänzenden, aber freieren und geiſtig reicheren Erlebniſſen darzubieten hatte. Die verſchwiegenſten Gedanken, die vertraulichſten Urtheile über Fernes und Nahes wagten ſich hervor, die Prinzeſſin geſtand, daß ihr eine neue Welt aufging. Aber auch wohlthätiges Wirken verband die neuen Freundinnen; den Armen kamen reichliche Spenden zu gut, zu denen will-

fährige Freigebigkeit mit kluger Einſicht und Güte ſich glücklich vereinigte. Mich berührte das Verhältniß wenig, ſelten erſchien ich bei den Zuſammenkünften, und meiſt nur, wenn etwas vorzuleſen oder eine Nachricht mitzutheilen war. Für Rahel war der Umgang nicht nur dem Herzen wohlthuend, ſondern auch ſonſt von angenehmen Folgen. Ihr Anſehen in der Geſellſchaft ſtieg merklich, man bemühte ſich um ſie, man erwies ihr hundert Aufmerkſamkeiten. Die Freunde freuten ſich des günſtigen Ereigniſſes, das mehr oder minder auf ſie zurückſtrahlte; hingegen ſparten Uebelwollende ihre ſpitzen Bemerkungen nicht, unterſuchten ob dergleichen ſo ganz regelrecht ſei, ob Stand und Rang nicht dabei litten. Beſonders konnte eine krampfzuckende Miniſterfrau ſich nicht zufrieden geben, daß nicht ihr ſolche Gunſt und Ehre zugewendet worden, auf die doch keine ihrer Eigenſchaften auch nur den geringſten Anſpruch haben konnte. Nun wurden auch von manchen Seiten Schritte gethan, um Rahel förmlich an den Hof zu ziehen, was beſonders die Großherzogin Stephanie wünſchte; doch Rahel lehnte dies klüglich ab, und ſtützte ſich auf das Beiſpiel der Frau von Reden, die ſich ebenfalls wegen Kränklichkeit vom Hof zurückhielt; die geringen Annehmlichkeiten wären durch peinlichen Zwang aufgewogen worden, und Verdrüſſe und Widrigkeiten waren unvermeidlich, wenn dieſer Boden einmal betreten nun auch den gangbaren Vorurtheilen nach unter allen Umſtänden behauptet werden ſollte.

Einen guten Einfluß übte Rahel dadurch aus, daß ſie die Prinzeſſin, welche bisher nach dem Beiſpiel ihrer Mutter wenig Anziehung zur Großherzogin Stephanie gefühlt hatte, für dieſe günſtiger ſtimmte. Sie machte ſie auf das wunderbare Schickſal, die harten Prüfungen und das muſterhafte Betragen dieſer Fürſtin wiederholt aufmerkſam, zerſtörte die falſchen Annahmen, die man auf ſie gehäuft hatte, machte ihre Liebenswürdigkeit, ihre Geiſtesfülle geltend und erreichte wirklich, daß die beiden Schwägerinnen ſich einander näherten, erkannten, und in der Folge trotz aller Ränke und Liſten, durch die man ſie wieder zu entzweien ſuchte, in guter Freundſchaft verbunden blieben. Die Prinzeſſin war ſchüchtern,

aber wahr und treu, ihre außerordentliche Herzensgüte und ihr ehrlicher gerader Sinn, einmal auf den rechten Weg geführt, waren nicht mehr zu irren. Sie hatte bei diesen schätzbaren Eigenschaften wenig Sinn für Poesie und freien Geistesschwung, in dieser Beziehung stand sie der Großherzogin sehr nach, daß sie aber an diese und an Rahel sich so innig anschließen konnte, zeigt wenigstens, daß an der Stelle, wo jener Mangel merkbar wurde, die liebevollste Anerkennung dessen waltete, was ihr fehlte, und so gleichsam ersetzt wurde.

Ungefähr um dieselbe Zeit knüpfte sich eine andere Verbindung an, die nicht ohne bedeutende Folgen blieb. Ich hatte in dem Briefwechsel zwischen Rahel und Veit, den ich handschriftlich bewahrte, öfters den Namen Lindner gefunden, und mir von Rahel erzählen lassen, was sie von diesem Jugendfreunde zu sagen wußte. Lindner, Sohn und Neffe der beiden Brüder dieses Namens, welche als Freunde Hamann's bekannt geworden sind, hatte so wie Veit Medizin studirt, und sich darauf, wie seine damals reichlichen Mittel es zuließen, ohne bestimmten Zweck munter in der Welt umgesehen; sein jugendlich hübsches Wesen, sein erregbares Herz und sein liebenswürdiger Leichtsinn erwarben ihm überall Gönner und Freunde, die seine Unbeständigkeit jedoch nicht zu benutzen wußte; die letzten Nachrichten von ihm waren aus Wien, wo er als Arzt aufgetreten, in mancherlei Verwicklungen gerathen und dann verschwunden war; wenigstens hatte Rahel seit vielen Jahren nichts mehr von ihm gehört. Jetzt erscholl von Weimar her dieser Name durch alle Zeitungen. Doktor Lindner, hieß es, trage die Hauptschuld an der durch die jenaischen Professoren Luden und Oken geschehenen Veröffentlichung der verläumderischen Berichte, welche Kotzebue über deutsches Gelehrten- und Universitätswesen an den Kaiser von Rußland erstattete, ihm verdanke man die Aufdeckung dieser heimlich schleichenden Schändlichkeit. Die öffentliche Meinung sah dies als ein Verdienst an, sie pries die Klugheit und den Muth des Mannes, der sich der Ehre

der Deutschen so wacker angenommen. Aber die Regierungen glaubten die Sache nicht so günstig auffassen zu dürfen, sie sahen in Kotzebue den beleidigten russischen Staatsrath, und fürchteten schlimme Folgen. Lindner stand nicht im Vorgrunde der Sache, jedoch die Verdrießlichkeiten erreichten auch ihn schnell genug, und um größeren zu entgehen, verließ er Weimar und zog sich nach dem Elsaß, von wo er eine bündige Vertheidigungsschrift seines Verfahrens ergehen ließ, dessen Unregelmäßigkeit er eingestand, aber mit dem der Wahrheit und Redlichkeit geleisteten Dienst triftig entschuldigte. Dieser Lindner nun war ohne Zweifel Veit's und Rahel's Lindner, und erregte dadurch, wie durch seine neueste Geschichte zwiefach meinen wärmsten Antheil. Ich fragte seinetwegen in Weimar an, und da mir von daher keine genügende Auskunft wurde, so entschloß ich mich kurz und gut, und schrieb an ihn selbst nach Mühlhausen, wo er den Zeitungen zufolge seinen Aufenthalt genommen hatte. Die Antwort erfolgte bald, und entsprach allen unsern Erwartungen. Noch einige schnell gewechselte Briefe knüpften eine nähere Verbindung an, die bald nachher durch persönliches Kennenlernen zur Freundschaft erwuchs, und in gemeinsamer Thätigkeit auf dem politischen Felde für beide Theile förderlich, ja für Lindner's fernere Lebenswendung entscheidend wurde.

Das Frühjahr 1818 war für das südliche und westliche Deutschland eine unruhige Zeit, in den Gemüthern und Geistern wallte und gährte es heftig, Hoffnungen und Besorgnisse stießen hart wider einander, die mannigfachsten Fragen begehrten ungestüm Antwort, aller Orten fühlte man, daß etwas geschehen, daß etwas gethan werden müsse. Die Koblenzer Adresse wirkte gewaltig ein; der Bundestag, welcher als Körperschaft und noch mehr in seinen einzelnen Gliedern von den mannigfachsten Forderungen hin und her gestoßen wurde, und in seiner furchtsamen Schwäche eben so leicht den wildesten Volksstimmen zum Werkzeuge dienen konnte, als er bereit war, den strengsten Hofbefehlen zu gehorchen, wußte durchaus keine feste Haltung zu gewinnen, und warf die Verwirrung, in der er sich befand, nur auf die Regie-

rungen zurück, die ihn beſchickt hatten; Verfaſſung war das allgemeine Loſungswort, das Volk wollte ſein Recht, aber auch die Mediatiſirten, die Ritter und Junker verlangten die Herſtellung ihrer Vorrechte, die Vertheilung und Abgränzung der Länder war noch nicht ſchließlich abgemacht, jeder Fürſt mißtraute dem Nachbar, und noch mehr den großen Höfen, deren Willen und Richtung ſich nicht klar ausſprach, und doch zuletzt alles entſcheiden mußte. Aus natürlichem Gefühl ſuchten in dieſer zweifelvollen Bedrängniß die Fürſten ihre nächſte Stütze im eigenen Land und Volk; waren dieſe zufriedengeſtellt und die öffentliche Meinung gewonnen, ſo ſchien auch der mindermächtige Fürſt einem ſonſt übermächtigen noch nicht weichen zu dürfen. Verfaſſung, oder wie man häufiger ſagte, Konſtitution, wurde daher, wie öffentlich im Volk, ſo insgeheim auch bei den Höfen als die große Angelegenheit des Tages beſprochen, und in Baiern, Würtemberg, Baden, Heſſen-Darmſtadt, war man gleichzeitig in dieſer Richtung mit Vorarbeiten beſchäftigt, die ſogar mit einer Art von Wetteifer betrieben wurden. Doch meinten die Fürſten und ihre Miniſter und Höflinge mit den Zugeſtändniſſen, welche dem Volke zu machen waren, nicht ſowohl dieſem eine Wohlthat zu erzeigen, als vielmehr ſich ſelber eine Nothhülfe zu geben; ſie ſahen die Berufung von Volksvertretern oder Ständen nur als ein unvermeidliches Uebel an, als eine bittere Arzenei, die man einzunehmen immer gern zögert, bis zur äußerſten Friſt aufſchiebt. Man blickte vor allem auf die großen Mächte, deren wahre Meinung indeß hinſichtlich der Verfaſſungsfrage ſchwer zu errathen war. Oeſterreich und Preußen hatten ſich durch die Bundesakte zur Einführung ſtändiſcher Verfaſſung verpflichtet, Preußen ſchon die Grundzüge derſelben durch die berühmte Verordnung vom 22. Mai 1815 öffentlich verkündigt, war auch am Bundestage mit entſchiedenen Erklärungen deßhalb aufgetreten; allein Oeſterreich bewies in dieſer Richtung offenbar keinen Eifer, der Fürſt von Metternich hatte mehrmals geäußert, er könne zugeben, daß der Souverainetät der Kleinen Zaum und Gebiß angelegt würden, aber die Großen würden ſich ſolchem Zwange nie unterwerfen; wie weit Preußen in der

angegebenen Richtung gehen wolle, wußte niemand mit Sicherheit, und das Belobungsſchreiben des Königs an die Gemeinde Hatzenport ließ über deſſen perſönliche Denkart wenig Zweifel. Die Widerſacher alles Verfaſſungsweſens hatten daher leichtes Spiel, wieſen die Fürſten auf das Beiſpiel der großen Mächte hin, warnten beſonders vor Uebereilung, und während die öffentliche Stimme ſtets lauter forderte, brachten ſie, ſo viel ſie vermochten, alles wieder in's Zaudern und Stocken.

Wie ein Blitz aus heitrer Luft ſchlug plötzlich in dieſe dumpfe Schwüle mit donnerndem Nachhall ein leuchtendes Wort aus Norden. Der Kaiſer Alexander hatte den unter ſeiner polniſchen Königskrone vereinigten Polen eine Konſtitution verſprochen, das war bekannt, auch wußte man, daß er im Allgemeinen den freiſinnigen Einrichtungen günſtig, und ſein gegebenes Wort ihm heilig war. Ein Reichstag war in Warſchau zuſammengerufen worden, und der Kaiſer zu deſſen Eröffnung eingetroffen. Dies alles hatte man mit großer Gleichgültigkeit angeſehen, und ſelbſt in Wien und Berlin von dem ernſten, weitgreifenden Schlage nichts geahndet, der hier aus einer Handlung, die man für unwichtige Förmlichkeit halten wollte, plötzlich hervorbrach. Die Rede, mit welcher Alexander den Reichstag eröffnete, war für die entzückten Polen, für die erſtaunten Ruſſen, für die harrenden Deutſchen, für die ganze politiſche Welt, die mächtigſte Ueberraſchung, die erweckendſte Erſchütterung. Nirgends aber konnte die Wirkung größer ſein, als in dieſen deutſchen Ländern, die in meinem nächſten Geſichtskreis lagen. Durch einen beſondern Umſtand konnt' ich hievon Zeuge ſein wie kein Anderer. Mittelſt außerordentlicher Gelegenheit war die Rede des Kaiſers mir aus Warſchau früher als ſonſt jemandem zugekommen, ich zuerſt machte ſie in Karlsruhe, in Mannheim bekannt, ſelbſt in Frankfurt am Main und in Stuttgart empfingen angeſehene Perſonen durch mich die erſte Nachricht von ihr. Auf den Großherzog wirkte ſie gewaltig, die Verfaſſungsfrage für Baden war in ſeiner Seele ſogleich entſchieden; die Großherzogin Stephanie bewunderte ſtaunend die neue Erſcheinung, die Markgräfin Mutter wußte ſich gar

nicht zu faſſen, und fragte, was das bedeute, was es für Folgen haben werde. Die Miniſter konnten ihre Verwunderung, ihren Schreck nicht verbergen; Tettenborn und Reizenſtein frohlockten, ſie ſahen ihre Sache für gewonnen an, und Berſtett, der mit ihnen gehen und ſich als Verfaſſungsfreund benehmen mußte, war nur froh, daß auch ſein Schützer und Gönner Anſtett jetzt gegen dieſe Richtung, zu der ſein Kaiſer ſich ſo laut bekannte, nichts einwenden durfte. Die Diplomaten ſteckten die Köpfe zuſammen, und machten bedenkliche Geſichter, beſonders der franzöſiſche und der öſterreichiſche, und ſie hielten es nicht für innere Zuſtimmung, ſondern nur für amtliche Klugheit, daß ich als Preuße die ruſſiſche That ſo eifrig verkündete und rühmte. Die öffentliche Meinung aber äußerte ſich mit unwiderſtehlichem Nachdruck, ſie ſchlug jeden leiſen Einſpruch mit ſtarken Trumpfworten nieder, und des Rühmens und Lobpreiſens für den hochherzigen Kaiſer war kein Ende. Von allen Orten ſchallte dieſelbe Stimmung zurück, für deren begeiſterte Innigkeit in den Zeitungen jeder Ausdruck zu ſchwach war.

Dieſe Rede des Kaiſers Alexander an die Polen gehörte zu den merkwürdigſten und folgenreichſten Ereigniſſen unſerer Zeit, und verdient um ſo mehr hier aufbewahrt zu werden, als der Stellen nicht gar viele ſind, wo man ſie vollſtändig findet, und von manchen Seiten begreiflicherweiſe die größte Sorgfalt angewendet worden, ſie der allgemeinen Kenntniß zu entziehen, ſie in Vergeſſenheit zu verſenken; Worte ſolchen Inhalts, die aus jedem andern Munde der ſchwerſten Ahndung verfallen mußten, ſollten am wenigſten aus Kaiſerlichem bekräftigt erſcheinen! Die Rede wurde in franzöſiſcher Sprache vom Kaiſer am 27. März zu Warſchau feierlich geſprochen, und lautete wie folgt:

„Représentants du royaume de Pologne! Vos espérances et mes voeux s'accomplissent. Le peuple que vous êtes appelés à représenter jouit enfin d'une existence nationale garantie par des institutions que le temps a mûnies et sanctionnées.“

„L'oubli le plus sincère du passé pouvait seul produire votre régénération. Elle fut irrévocablement dé-

cidée dans ma pensée, du momeut où j'ai pu compter sur les moyens de la réaliser. Jaloux de la gloire de ma patrie, j'ai ambitionné de lui en faire cueillir une nouvelle. La Russie, en effet, à la suite d'une guerre désastreuse, en rendant, d'après le précepte de la morale chrétienne, le bien pour le mal, vous a tendu fraternellement les bras; et parmi tous les avantages que lui a donnés la victoire, elle en a préféré un seul: l'honneur de relever et de rétablir une nation vaillante et estimable."

„En y contribuant j'ai obéi à une conviction intérieure, puissamment secondée par les évènements. J'ai rempli un devoir prescrit par elle seule, et qui n'en est que plus cher à mon cœur. L'organisation qui était en vigueur dans votre pays, a permis l'établissement immédiat de la constitution que je vous ai donnée, en mettant en pratique les principes de ces institutions libérales, qui n'ont cessé de faire l'objet de ma sollicitude, et dont j'espère, avec l'aide de Dieu, étendre l'influence salutaire sur toutes les contrées que la Providence a confiées à mes soins."

„Vous m'avez ainsi offert les moyens de montrer à ma patrie, ce que je médite pour elle depuis longtemps, et ce qu'elle obtiendra, lorsque les préparatifs d'une œuvre aussi importante auront atteint le développement nécessaire."

„Polonais! revenus comme vous l'êtes des funestes préjugés qui vous ont causé tant de maux, c'est à vous, à consolider votre renaissance: elle est indissolublement liée aux destinées de la Russie; c'est à fortifier cette union salutaire et protectrice que doivent tendre tous vos efforts. Votre restauration est décidée par des traités solennels; elle est sanctionnée par la Charte constitutionnelle. L'inviolabilité de ces engagements extérieurs et de cette loi fondamentale assure désormais à la Pologne un rang honorable parmi les nations de l'Europe: bien précieux! qu'elle a longtemps cherché en vain, au milieu des épreuves les plus cruelles."

„La carrière de vos travaux s'ouvre. Le ministre de l'intérieur vous exposera l'état actuel de l'administration du royaume; vous prendrez connaissance des projets de lois qui seront l'objet de vos délibérations. Ils ont pour but des améliorations successives. Celle de l'état des finances demande encore des éclaircissements que le temps seul et la juste appréciation de vos ressources pourront fournir au gouvernement. Le régime constitutionnel sera peu-à-peu appliqué à toutes les parties de l'administration. L'ordre judiciaire sera organisé. Des projets de lois par rapport à la législation tant civile que criminelle seront portés à votre connaissance. J'ai la confiance, que vous les examinerez avec une attention soutenue et que vous créerez des lois destinés à garantir vos biens les plus précieux: la sûreté de vos personnes, celle de votre propriété, et la liberté de vos opinions."

„Ne pouvant rester toujours au milieu de vous, je vous ai laissé un frère, mon ami intime, le compagnon inséparable de mes premières années; je lui ai confié votre armée. Dépositaire de mes intentions et de ma sollicitude pour vous, il s'est attaché à son propre ouvrage. C'est par ses soins que cette armée, déjà si riche en souvenirs glorieux et en qualités guerrières, s'est encore enrichie de toutes les habitudes d'ordre et de régularité qui la rendent digne de sa véritable destination."

„Un de vos plus dignes vétérans, le général Jajontschek, me réprésente parmi vous. Blanchi sous vos drapeaux, associé constamment à vos succès et avec vos revers, il n'a cessé de donner des preuves de son dévouement à la patrie. L'expérience a complètement justifié mon choix."

„Malgré mes efforts, peut-être tous les maux dont vous avez eu à gémir ne sont-ils pas encore réparés. Telle est la nature des choses; le bien ne se fait que lentement, et la perfection demeure inaccessible à la faiblesse humaine."

„Représentants du royaume de Pologne, élevez-vous à la hauteur de vos destinées. L'Europe fixe sur vous ses regards! Prouvez à vos contemporains que les institutions libérales, dont on prétend confondre les principes à jamais consacrés avec les doctrines désastreuses qui ont menacé de nos jours le système social d'une catastrophe épouvantable, ne sont point un prestige dangereux; mais que, mises en pratique avec bonne *foi*, et dirigées surtout par des intentions pures vers un but conservateur et utile à l'humanité, elles s'allient parfaitement avec l'ordre, et produisent d'un commun accord la prospérité véritable des nations. C'est à vous qu'il est désormais réservé de faire preuve de cette grande et salutaire vérité. Que la concorde et l'union président donc à votre assemblée; que la dignité, le calme et la modération caractérisent vos déliberations. Uniquement guidés par l'amour de votre patrie, épurez vos opinions, rendez-les indépendantes de tout intérêt particulier ou exclusif, exprimez-les avec simplicité et droiture, en vous préservant des réductions d'une vaine et trompeuse éloquence; enfin que le sentiment d'une amitié fraternelle, prescrit à nous tous par le divin législateur, ne vous abandonne jamais. C'est ainsi que votre assemblée obtiendra les suffrages de votre pays et cette estime générale due aux représentants d'une nation libre, qui ne dénaturent point le caractère auguste dont ils sont revêtus.“

„Premiers fonctionnaires de l'État, je vous ai exprimé ma pensée, je vous ai montré vos devoirs; vos travaux dans cette première assemblée m'apprendront ce que la patrie doit attendre à l'avenir de votre dévouement pour elle, comme de vos bons sentiments pour moi. Rendons grâces à celui qui seul a la puissance d'éclairer les souverains; remercions-le de l'esprit d'union et de paix qu'il répand aujourd'hui parmi les peuples; invoquons-le pour qu'il bénisse et fasse prospérer notre ouvrage.“

Das war einmal von einem Herrscher frank und frei gesprochen, aus vollem redlichen Herzen, ohne heimlichen

Vorbehalt, ohne verſteckte, für künftige treuloſe Auslegung im voraus hingeſtellte Zweideutigkeit! Daß dieſer Herrſcher der Kaiſer von Rußland war, der unumſchränkteſte Gebieter des größten Reiches, gereichte ihm nur um ſo mehr zur Ehre, verbürgte zweifellos die Freiwilligkeit der großen That. Das ungeheuerſte Aufſehen machte beſonders die Stelle, welche den Segen einer freien Verfaſſung, wie ſie jetzt den Polen verliehen wird, auch für das ganze ruſſiſche Reich verheißt. Dieſes gewaltige Wort iſt ausgeſprochen worden, und ſteht feſt als eine geſchichtliche Thatſache, feſter als alle Denkmale in Stein und Eiſen, am feſteſten aber in den Gemüthern der Völker ſelbſt, denen es gilt, wo es tiefe Wurzeln geſchlagen hat und von Geſchlecht zu Geſchlecht neue Keime treibt, bis zu ſeiner endlichen Erfüllung. Wenn ich die Rede eines der folgenreichſten Ereigniſſe nannte, ſo meinte ich hauptſächlich dieſe, wenn auch noch ſo verzögerte und bekämpfte, aber unfehlbare Wirkung, nicht die unmittelbar nächſte, wiewohl auch dieſe von unzuberechnendem Einfluß war. Denn das Beiſpiel des Kaiſers von Rußland brachte alle kleinlichen Bedenken und niedrigen Einwände zum Schweigen, mit welchen die Knechtiſchgeſinnten ſo gern bereit ſind die Freiheit zu verdächtigen und die Gewaltherrſchaft anzupreiſen. Das Machtanſehen und die gebieteriſche Würde einer ſolchen Erklärung mahnten mehr als alle Stimmen der Pflicht und ſelbſt des Gewiſſens, die gerechten Anſprüche der Völker nicht länger unbeachtet zu laſſen, ſich der fortſchreitenden Entwickelung willig anzuſchließen. In Baden war, wie geſagt, die konſtitutionelle Frage ſogleich entſchieden, in Würtemberg wurde das Verfaſſungswerk nachdrücklich gefördert, in Baiern ſah man darin ſelbſt für die äußere Staatslage das ſicherſte Heil und hoffte den Badnern noch zuvorzukommen; in ganz Deutſchland fanden die Verfaſſungsfreunde ſich durch den unverhofften Beiſtand gehoben und verſtärkt. Wenn gleichwohl noch einige Zeit verging, ehe aus den damaligen Beſchlüſſen die Verfaſſungen thatſächlich hervorgingen, ſo mag man daraus ermeſſen, wie viele anderweitige Einflüſſe, beſonders auch die nach der erſten Betäubung bald wieder regſame Gegenſtimme von Wien und Berlin, zu über-

winden waren, und wie ſehr Abneigung und Trägheit das Werk erſchwerten.

Die badiſchen Miniſter durften jetzt weniger als je die Gebietsſache aus den Augen verlieren, und ſtrebten die Gunſt des ruſſiſchen Kaiſers auch von der neuen Seite her, die er aufgedeckt hatte, zu gewinnen. Der Rittmeiſter Hennenhofer wurde mit den eindringlichſten Schreiben nach Warſchau geſchickt, während Anſtett von Frankfurt her die badiſche Sache in das vortheilhafteſte Licht ſtellte, und ich für ſie die Geſinnungen in Stuttgart möglichſt aufregte, ſo daß die verſchiedenſten Einwirkungen in Warſchau ſich gegenſeitig unterſtützten. Eine große Schwierigkeit blieb immer die nachtheilige Meinung, welche der Kaiſer von ſeinem Schwager dem Großherzog einmal gefaßt hatte, der ihm einer kräftigen Verwendung kaum würdig und durch ſeine Unfähigkeit und Schwäche am meiſten geeignet ſchien, die Koſten einer Ausgleichung zu tragen, für die doch nun einmal Rath geſchafft werden mußte. Dieſe Meinung theilten auch der König und die Königin von Würtemberg, und ſie unterſtützten die Sache Badens ohne volles Vertrauen in den Fürſten, den ſie zumeiſt anging, ſie fürchteten immer, er könne plötzlich nachgeben und ſie mit ihrer dann fruchtloſen Theilnahme bloßſtellen. Das Mißtrauen wurde genährt durch einzelne Maßregeln und Vorgänge, die allerdings den gegebenen Verſicherungen nicht immer entſprachen. Die Wahl der Perſonen, die man gebrauchte, die Aeußerungen, welche dieſe ſich erlaubten, waren oft anſtößig; diplomatiſche Häkeleien, die bei dem ſonſtigen Einverſtändniß beider Höfe ganz unbedeutend ſein mußten, wurden badiſcherſeits mit wichtigem Ernſt aufgefaßt, es fehlte nicht viel, ſo wäre das gute Vernehmen an ſolchen Erbärmlichkeiten ſchnell zu Grunde gegangen. Hier ſah man recht, was es heißt, wenn eine vielverzweigte Handlungsweiſe nicht aus Einem Geiſte hervorgeht, nicht aus Einem Stück erſcheint, wenn die untergeordnete Thätigkeit der höheren nicht entſpricht oder gar widerſpricht, hier Vernachläſſigung, dort Mißverſtand waltet, perſönliche Zwecke den allgemeinen theilweiſe aufheben dürfen, wenn die Einheit, die in der höchſten Hand vorausgeſetzt wird und ſein ſollte, von unten her durch

gemeinſame Anſtrengungen derer, die ſelbſt keine Einheit ſind, erſt geſchaffen, oder wenigſtens ihr Schein hervorgebracht werden muß! Reizenſtein und Tettenborn trugen dieſe ſchwere Laſt, und hielten ihre Kräfte redlich vereint, obſchon auch ſie in ihren Anſichten und Richtungen oft weit auseinander gingen, aber ſchon Berſtett hatte theils nicht die Fähigkeit theils auch nicht den Willen, immer mit ihnen gleichen Schritt zu halten; nun kamen noch die zahlloſen andern Einflüſſe hinzu, die durch die höchſten Perſonen, die Frauen vorzüglich, durch Hof- und Staatsbeamte aller Art, oft auch durch die unbedeutendſten Diener ausgeübt wurden; da mußten kleine Rückſichten, die man als ſolche doch nie ausſprach, beobachtet werden; unbedeutende Nebenzwecke, jemanden zu entfernen oder zu begünſtigen, oft beides wieder um Anderer willen, drängten ſich der Hauptſache vor; die Miniſter mochten alles noch ſo richtig ausdenken und vorſchlagen, ſie waren niemals ſicher, daß nicht die ungeeignetſten Perſonen ernannt, daß nicht Nebenaufträge gegeben würden, bei denen der weſentliche Zweck leiden mußte. So war Tettenborn ſehr dagegen, die Sendung nach Warſchau einem Menſchen wie Hennenhofer zu vertrauen, mit denen weder Neſſelrode noch Kapodiſtrias noch irgend ſonſt ein Mann von Bedeutung ſich einlaſſen könne, allein der Großherzog wußte, daß niemand ihm von der Reiſe ſo vielen Klatſch zurückbringen würde, an dem er ſich ergötzte, während die ernſteren Nachrichten ihn langweilten. Eine beſondere Schnurre wirkte dabei noch mit; Hennenhofer war berühmt wegen ſeiner Kourierreiſen, er hatte bisweilen das Unglaubliche möglich gemacht, die größten Strecken in kürzeſter Friſt zurückzulegen, er ſcheute nicht die halsbrechendſte Gefahr, ſparte nicht Geld noch Vorſpiegelungen, hatte Wein und Branntwein bei ſich, nahm wenn er die Poſtillone trunken gemacht die Zügel und fuhr ſelbſt, er blies ſein eignes Poſthorn, und that und hielt aus was kein Anderer. Man ſetzte auf dieſen Kourierhelden eine Art Ehrgeiz, er ſollte wieder Gelegenheit haben, ſeine Kunſt bewundern zu laſſen. Der Großherzog wußte genau, wie lange der Kaiſer in Warſchau bleiben wollte; nun hielt er Hennenhofer ſo lange zurück, bis es nach aller Berechnung

schon unmöglich schien, den Kaiser noch dort zu treffen, dann ließ er ihn los, und verzweifelnd über Stock und Stein hinstürmen. Nicht minder hatte Reizenstein wohl eine Sendung nach Wien beantragt, aber nicht, daß der Kammerjunker von Blittersdorf dazu ersehen würde, ein junger Mann noch ohne Ansehen, aber doch den österreichischen Geschäftsleuten von Frankfurt her verhaßt, wo er sich in seiner untergeordneten Stellung durch Schroffheit und Anmaßung bemerklich gemacht hatte; fast sei es besser, meinte Reizenstein, die ganze Sache zu unterlassen, allein er selbst hatte sie ja vorgeschlagen, und Berstett wünschte jenen zu entfernen, so geschah es denn, zu keinem Nutzen, und gewiß zum Schaden!

Die Hochzeit des Fürsten von Fürstenberg mit der Prinzessin von Baden, bisherigen Gräfin von Hochberg ging als gleichgültiges Ereigniß vorüber, nur von einigen Reibungen wegen diplomatischer Rangstreitigkeiten begleitet, über die sich kein Hof mehr erzürnen wollte und die übrige Welt lachte. In den Urtheilen über die Heirath selbst zeigte sich recht die Verschiedenheit der Standpunkte; das badische Haus meinte den Fürsten durch dieses Band hoch geehrt, und wollte in ihm einen dankbar Verpflichteten sehen; die Familie Hochberg freute sich einer Verbindung, die dem jetzigen Range nichts vergab und den früheren weit überragte; die Mediatisirten beschuldigten den Fürsten, seinen und ihren Rang außer Augen gesetzt zu haben, denn die nachträgliche Erhebung könne den ursprünglichen Makel der Geburt nicht tilgen; im unbefangenen Publikum fand man, daß er klug gehandelt habe, mit dem regierenden Hause, dem er einmal untergeben sei, in Verwandtschaft zu treten, und beglückwünschte ihn, bei dieser Gelegenheit eine liebenswürdige, vortreffliche Gattin bekommen zu haben. Bald darauf erschien eine Verordnung, welche die Verhältnisse der Mediatisirten in Baden unter Berücksichtigung der Bundesakte neu feststellte; hier sah man, daß Fürstenberg die Gunst, deren er etwa theilhaft geworden, nur als eine persönliche genoß, die auf seine Standesgenossen nicht überging, von denen sich getrennt zu haben jetzt nur um so mehr als Vortheil erschien.

Die Gesundheit des Großherzogs hatte sich mit dem

Frühling etwas gebeſſert, und die friſche Luft in Baden ſollte dieſen guten Anfang fortſetzen. Er war froh von Karlsruhe fortzukommen, und fand den neuen Aufenthalt angenehm. Aber auf dem Schloſſe zu wohnen, war ihm zuwider, ihm gefiel dagegen über die Maßen eine Wohnung, die Tettenborn für ſich gemiethet hatte, und wenn auch ungern doch völlig bereit war, ſie dem Großherzog abzutreten; doch die Fürſtliche Laune duldete keinen Augenblick der Ungewißheit, und um jeden Einwand ſofort abzuwenden, bot er ſeine Wohnung auf dem Schloſſe dem General zum Erſatz, ein Tauſch, der gern angenommen wurde, doch ſehr auffiel und es gab allerlei zu reden, wenn man Tettenborn's eigne Wagen und Pferde und die der zahlreichen Beſuche, die er empfing und bewirthete, den ganzen Tag mit Gepränge hinauf und herab fahren ſah, während der Großherzog unten in ſeiner Bürgerwohnung ſich ſcheu zurückhielt und keinen Beſuch annehmen wollte. Dieſe Abgeſchiedenheit entſprach dem Zwecke des Aufenthaltes keineswegs, und konnte es um ſo weniger, als die Lebensart doch keine geregelte, ſondern von Unmäßigkeiten jeder Art unterbrochen war; jede augenblickliche Erholung, jeder Beginn von Kräftigung wurde ſogleich wieder leichtſinnig vergeudet, wozu die Augendiener und Günſtlinge die Gelegenheit nie fehlen ließen. Die Schwäche und Hinfälligkeit kehrte daher immer ſchnell zurück, die Bruſtbeklemmungen und andere krampfartige Zufälle, die ſchon gewichen waren, fanden ſich wieder ein, Traurigkeit und Mißmuth nahmen überhand; die Aerzte befürchteten ein Schwinden des Rückenmarks. Der Großherzog aber beſtärkte ſich in ſeinem Glauben an Vergiftung, und ſprach dieſen Argwohn oft in ſo bedenklichen Andeutungen aus, daß es nicht ſelten das Klügſte ſchien zu thun als habe man ſie nicht gehört. Mehrmals erklärte er, daß er verloren ſei, man habe ihn zu gut bedacht, zu ſicher getroffen; ſeinen Prinzen habe man das Leben nicht gegönnt, ihm auch ſei ein nahes Ziel geſteckt; ſeine Erbſchaft ſolle von fremden Händen getheilt, zerriſſen werden. In ſolcher Stimmung war ihm jede Berührung der ſchwebenden Unterhandlungen äußerſt empfindlich, die einlaufenden Berichte, die nöthigen Rückſprachen mit ſeinen

Räthen verurſachten heftige Kriſen, es gab die ſchlimmſten Aufwallungen, die jedoch nie zu kräftigen Beſchlüſſen führten, ſondern nur zu tieferem Verſinken in unthätigen Trübſinn. Die nähere Umgebung, beſonders die Großherzogin, litt unſäglich von dieſem Jammer. Seinen Miniſtern geſtattete er oft mehrere Tage keinen Zutritt. Die einzige Hülfe in ſolcher Niedergeſchlagenheit, der einzige Menſch, der dem Kranken dann noch mit Nachdruck begegnen und ihn auch tröſten konnte, war Tettenborn, der wiewohl von Manchen nicht gern geſehen, doch Allen unentbehrlich wurde. So kam denn auch in dieſer Zeit wirklich zu Stande, was ſchon lange in Anregung und von der einen Seite eben ſo heftig gewünſcht als von der andern gefürchtet war, nämlich daß Tettenborn ſeinen Abſchied aus ruſſiſchen Dienſten nahm und in badiſche übertrat, als Generallieutenant und Generaladjutant, mit der Zuſicherung der Geſandtſchaft in Wien, aber in Wahrheit über alle dieſe Verhältniſſe weit hinausgeſtellt. Er überhob ſich dieſer Gunſt nicht, er benutzte ſie für Andere, die es ihm nachher ſchlecht dankten; er bemühte ſich in ſeiner neuen Stellung nur um ſo eifriger, das nun auch amtlich durchzuſetzen, was er bisher ſchon vertraulich hatte betreiben helfen, den Staat in ſeinem Vollbeſtande bei dem regierenden Hauſe zu erhalten und ihm eine freiſinnige Verfaſſung zu geben. In beiden Beziehungen ſah es noch ſehr mißlich aus. Der Kourierheld Hennenhofer hatte die Erwartungen des Großherzogs gerechtfertigt, er war in der abſichtlich ihm zu kurz bemeſſenen Friſt, mit großen Anſtrengungen und Opfern, wirklich in Warſchau noch eben vor der Abreiſe des Kaiſers angekommen, und hatte ſeine Depeſchen abgegeben, aber ſtatt einer Antwort brachte er hingeworfene allgemeine Vertröſtungen zurück, die zwar gut genug klangen, doch nicht einmal vom Kaiſer ſelbſt, ſondern nur aus ſeiner Umgebung herrührten. Die Nachrichten aus Wien lauteten ſehr beunruhigend, es hatte ſich dort die baieriſche Sache gründlich feſtgeſetzt, die badiſche galt für eine verlorne, verurtheilte, der Kaiſer Franz hatte unmuthig geäußert, es müſſe ein Ende damit gemacht werden, dem Fürſten von Metternich war der ganze Handel, der ſich unbequem überall vorſchob, längſt verdrießlich. In

Betreff der Verfaſſung waren allerlei Bedenken eingetreten, man rieth, ſich erſt mit den Nachbarn zu bereden, abzuwarten was dieſe thun und wie weit ſie gehen würden, aus dem diplomatiſchen Kreiſe zu Frankfurt kamen Zweifel und Warnungen, auf welche Berſtett großes Gewicht legte, in der Großherzoglichen Familie ſelbſt wurden Beſorgniſſe laut. An Höfen finden immer die Rathſchläge und Mahnungen, welche zum Warten, zum Aufſchieben, zum Verneinen auffordern, ein günſtiges Gehör, an dieſem Hofe waren ſie das erſehnte Manna, von dem man einen Tag weiter lebte.

Um die Mitte des Mai fiel ein blutiges Zwiſchenſpiel vor, das einige Zeit lebhaft beſprochen wurde. Der Lieutenant von Schilling, müde ſeiner langen Haft, bequemte ſich endlich dem von ihm beleidigten ruſſiſchen Legationsſekretair von Maltitz Genugthuung geben zu wollen, und wurde auf dieſe Erklärung freigelaſſen. Beide Gegner trafen gemäß der Verabredung ihrer Sekundanten frühmorgens in der Nähe von Mannheim zuſammen, und ſtellten ſich zum Zweikampf, jeder Verſuch einer friedlichen Beilegung war von ſelbſt ausgeſchloſſen. Schilling ſchoß zuerſt, und obgleich ein vortrefflicher Schütze fehlte er doch den Gegner, dem die Kugel dicht am Kopfe hinſauſte. Da Maltitz ſah, daß jener ihn geradezu todtſchießen wollte, ſo durfte er ſeinerſeits nur trachten ihm zuvorzukommen, erhob den Arm und zielte gleichfalls auf den Kopf. Der Schuß ging los, und Schilling ſtürzte vor die Stirn getroffen lautlos zu Boden, eine Bewegung der Hand nach oben war ſein letztes Lebenszeichen, das er nicht einmal vollenden konnte. Maltitz war gar kein Schütze, hatte noch nie einen Zweikampf gehabt, daß der Ungeübte den Geübten, der Unſchuldige den Schuldigen gleich im erſten Schuß erlegt, galt für ein Gottesurtheil. Als der Rittmeiſter von Philippsborn, der Sekundant von Maltitz, zuerſt die Nachricht dieſes Ausgangs nach Karlsruhe brachte, begrüßte man ihn freudig als einen Boten der himmliſchen Gerechtigkeit. Es zeigte ſich, daß der Raufbold ſelbſt unter ſeinen Kameraden wenig Freunde hatte, ſeine Angehörigen waren mit dem Gedanken, ihn einmal ſo zu verlieren, längſt vertraut. Nun wurde aber auch der Fall bedacht, daß der

Kampf die entgegengeſetzte Wendung genommen, der Frevler den unſchuldig Beleidigten todtgeſchoſſen, zu langwierigem Schmerzenslager verwundet, ihn auf Zeit Lebens zum Krüppel gemacht hätte, Möglichkeiten, die nicht abzuläugnen waren, da war dann freilich das Gottesurtheil, welches im Zweikampf walten ſollte, nicht mehr zu finden, ſondern nur der Unſinn, über Leben und Ehre den blinden Zufall zum Richter zu beſtellen.

Aber auch von geſetzlicher Seite traten wunderliche Widerſprüche grell hervor. Der Landesfürſt hatte ſeinen Gardeoffizier erſt durch Haft zu einer Handlung zwingen müſſen, die ſein Geſetz bei ſtrenger Strafe verbot; jetzt durfte er nicht daran denken, den Fremden, der ihm einen ſeiner Offiziere getödtet, vor Gericht zu ziehen; die Begriffe von Fürſt, Geſetz, Recht und ſelbſt von Ehre kamen bei dieſem Anlaß im Volke zur mannigfachſten Erörterung, die den Reſpekt vor den herrſchenden Einrichtungen nicht vermehrte. Maltitz aber, der erlittenen Schmach und drohenden Todesgefahr durch gerechten Sieg ſo glücklich entrückt, empfand nicht die dankbare Freude, zu der er berechtigt ſchien. Seiner ſonſtigen düſtern Stimmung geſellte ſich nun noch das Bewußtſein einen Menſchen getödtet zu haben, und obſchon ſein Verſtand ihn jeder Schuld freiſprach, ſo trübte doch jene Vorſtellung lange ſein Gemüth. Er drückte ſpäterhin die Betrachtungen, zu welchen das ihm auferlegte Schickſal ihn drängte, durch folgendes Sonett aus:

„Zwei Gräber öffnet dieſe ſchwere Stunde,
Und Tod und Leben ziehen bleich die Schranken;
Der Muth erhebt ſein Antlitz ohne Wanken,
Doch leiſe bebt es in dem Herzensgrunde.

Ein Kämpfer fällt im offnen Schattenſchlunde,
Sobald der Waffen Rächerblitze ſanken —
Der Andre, der dem Glück muß ſchaudernd danken,
Trägt über Berge weit die Todeswunde.

Zwei Looſe rollen in des Zufalls Händen;
Ein weißes Loos — daß ſein Gebot vergeben,
Ein ſchwarzes — daß die Eumeniden rächen.

Und beide müſſen ſich zum Sieger wenden —
Das weiße Loos entrollt — es iſt das Leben, —
Doch wehe dir! das ſchwarze — das Verbrechen."

Doktor Lindner war inzwiſchen aus dem Elſaß in Karlsruhe angelangt, und hatte ſeine Frau mitgebracht. Er war wenigſtens zehn Jahre älter als ich, aber noch ganz der jugendlich muntere, leichtentſchloſſene, freiſinnige und hellverſtändige Mann, als den mir ihn Rahel aus der früheren Zeit geſchildert hatte. Mit ihr knüpfte ſich leicht das alte Vernehmen wieder an; ich verſtändigte mich ſchnell mit ſeiner Sinnes- und Denkungsart, die auf Rechtſchaffenheit und Edelmuth gegründet und jedes geiſtigen Schwunges fähig war; hatten wir auch ſehr verſchiedene Schulen durchgemacht und ſtimmten wir auch in vielen Anſchauungen nicht überein, ſo fanden wir doch in den Dingen der Gegenwart, wie ſie uns zunächſt vorlagen, genug gemeinſame Strebungen und Aufgaben, denen wir vereint unſere Kräfte widmen konnten. So kam zum Beiſpiel eine beſondere Vorliebe, welche Lindner, meinem Sinne ganz entgegen, für den Kaiſer Napoleon hegte, damals wenig zur Sprache, ſie hatte noch nicht die ſtarre Außenſeite, die ſie ſpäter durch die Gemeinſchaft mit dem Doktor Lebret in Stuttgart erhielt, und berührte die Tagesfragen gar nicht. Recht in deutſcher Weiſe hatte Lindner während Napoleon's Allgewalt, und als durch ſie noch alle Vortheile zu erlangen waren, ſeine Bewunderung in ſtillem Herzen bewahrt, und begann nur jetzt erſt ſeine Anhänglichkeit zu bekennen, da der Held gefallen und in fernem Bann gefangen war! Daß Napoleon der Freiheit durch ſeine Siege und Herrſchaft gedient, darüber waren wir einig, ob er es aber mit Bewußtſein und Abſicht gethan, ob nicht die Sache der Freiheit längſt wieder auf beſſerem Wege fortſchreite, darüber konnten wir ſtreiten ohne uns deßhalb zu entzweien. Dabei fiel mir bald in Lindner eine Sonderbarkeit auf, die mir zwar oft verdrießlich wurde, im Grunde aber doch den Umgang mit ihm erleichterte. Sein Geiſt, vielſeitig ausgebildet, ſcheute keinerlei Erörterungen, er war zu den tiefſten Unter-

ſuchungen, zu den kühnſten Gedankenflügen bereit, es fehlte ihm nicht an beredſamer Dialektik, an Witz und Laune; aber alles dies war äußerſt kurz, er that immer nur wenige Schritte, dann brach er ab oder lenkte ein, nicht etwa mit kluger Abſicht, ſondern weil ſeine Geiſtesart es ſo gebot; eine Anekdote, ein Witzwort, ein glückliches Zitat machten ſchnell der geſpannteſten Unterhaltung ein Ende, und eine andere begann, die gewöhnlich bald eben ſolchen Ausgang nahm. Kurzathmige Gedanken nannt' ich es, raſche Anläufe, unfähig ausdauernden Ganges weite Strecken zu durchwandern; dieſer Zug, weniger merkbar in ſeinen Schriften, iſt ſogar in ſeinen Lebensgeſchicken nicht zu verkennen. Ein großes Hemmniß war ihm übrigens in ſeiner Frau beigegeben. Er hatte ſie als die Wittwe eines franzöſiſchen Beamten kennen lernen, in ſchwerer Krankheit liebreiche Pflege von ihr empfangen, und ſie aus Dankbarkeit geheirathet. Sie war aus dem Elſaß, ſprach daher ſchreckliches Deutſch und nur leidliches Franzöſiſch, hatte Gutmüthigkeit und auch Verſtand, aber gar keine Geiſtesbildung. Die Ehe war kinderlos, aber ſonſt glücklich, die wechſelſeitigen Anſprüche beider Gatten ſchienen vollkommen befriedigt. Aber ſobald Lindner in nähere Berührung zur Welt trat, an politiſchen Dingen geſchäftlich Theil nahm, höhere Geſellſchaft beſuchte, mußte ſich das Verhältniß trüben. Er wollte ſeine Frau in die neuen Kreiſe mithineinziehen, und wenn auch, was nicht immer der Fall war, der Zugang ihr offen ſtand, ſo wußte ſie doch nur zu gut, daß ſie ihm nicht folgen konnte. Da blieben denn Mißmuth, Verdrießlichkeit, endlich Eiferſucht und Vorwürfe nicht aus, die zwar immer begütigt wurden, und bei der redlichen Geſinnung Lindner's das einigende Band nie lockerten, aber doch manche gute Stunden und Tage verbitterten. Selbſt der unendlichen Gutherzigkeit Rahel's, die für untergeordnete Perſonen die zarteſte Nachſicht und Duldung hatte, fiel es oft hart, nicht ſowohl die gute Frau ſelbſt, deren ganzes Vertrauen ſie bald beſaß, als vielmehr den Gegenſatz zu ertragen, in welchem dieſe zu ihrem Mann ſtand.

Ich machte Lindner'n mit der Lage der Dinge in Karls-

ruhe, mit meinen Abſichten und Verbindungen bekannt, und erwarb in ihm einen ſo treuen als fähigen Mitarbeiter. Eine großartige Thätigkeit lag vor uns ausgebreitet, für die meine Stellung gleichſam den feſten Mittelpunkt gab. Baden und Würtemberg waren ihr als nächſter Bereich offen und ſicher, mit der Schweiz, dem Elſaß, den Rhein- und Mainlanden beſtand ein lebhafter Verkehr, in ganz Deutſchland und ſelbſt im Ausland fanden ſich Hülfsmittel, Aus- oder Zuflüſſe. Wir erkannten die damals noch ungebrochene Macht der Oeffentlichkeit; die Scham war in den Regierungen noch nicht erſtickt, die Macht der Zeitſchriften und Tageblätter hatte ich ſchon in bedeutenden Fällen erprobt, es konnte Außerordentliches geleiſtet werden, wenn Zuſammenhang, Gleichzeitigkeit, vereinigte Kraft in die Beſtrebungen kam. Ich führte Lindner'n bei Tettenborn ein, bei Friederich, machte ihn ſpäter in Baden mit Cotta bekannt, mit dem ſich bald nähere Verbindungen anknüpften, die unter manchen Schwankungen doch nie wieder abriſſen. Ich verſäumte nicht, die badiſchen Miniſter aufmerkſam zu machen, welche gewandte, beredte, und was mehr noch ſagen wollte freiwillige Feder hier ſich darbot. Denn Lindner, der nicht ohne einiges Vermögen war, wollte nicht als beſoldeter und verpflichteter, ſondern als freier Schriftſteller wirken, wodurch allein er ſich auch in dem Anſehen und der Achtung erhielt, die den Talenten ſeiner Art in den Kreiſen der Höflinge und Beamten ſo gern verſagt werden. Die Nachwehen der Geſchichte mit den Kotzebue'ſchen Bulletins verfolgten ihn zwar auch in Karlsruhe noch, und der ruſſiſche Geſchäftsträger von Struve machte große Augen, als ich ihm den Mann vorſtellte, der ſo großer Sünde gegen die ruſſiſche Regierung beſchuldigt war, doch auf mein Zureden unterließ er jeden Schritt, der ihn hätte beläſtigen können.

Tettenborn's Vorſtellungen, wie wichtig und nothwendig es ſei, den würtembergiſchen Hof in der ſchwebenden Kriſis zum Freunde zu haben und den Einfluß der Königin auf ihren Bruder den Kaiſer zu benutzen, bewirkten, daß der

Großherzog den Generallieutenant von Schäffer in außerordentlicher Sendung nach Stuttgart abſchickte. Dieſer ſollte das gute Vernehmen, welches in der letzten Zeit etwas gelitten hatte, durch die beſten Verſicherungen des unbedingten Vertrauens herſtellen, konnte aber, als der König, um ſeine eignen Schritte darnach zu bemeſſen, nach den näheren Beſtimmungen fragte, wie man ſich badiſcherſeits zu verhalten gedächte, darüber keine Auskunft geben, weil man ihm dergleichen nicht geſagt hatte, auch eigentlich der Art nichts vorhanden war. Schäffer fand, daß wie in Baden auch in Würtemberg dem höheren Willen an einflußreichen Stellen vielfach entgegengewirkt und das enge Einverſtändniß beider Höfe gar nicht gewünſcht wurde. Da er den Boden ſo ſchwierig fand, und zugleich vielleicht nicht ohne Grund beſorgte, es möchte bei ſeiner längeren Abweſenheit von Karlsruhe dort eine Veränderung zu ſeinem Nachtheil beliebt werden, ſo beeilte er das Ende ſeiner Sendung, und kam mit dem Anſchein guten Erfolgs, aber ohne wirklichen Ertrag zurück.

Daß auch das mächtigſte Anſehen oft nicht ausreicht, um die beſten Abſichten durchzuſetzen, und daß dieſe in der Ausführung wohl gar in ihr Gegentheil umſchlagen, ſahen wir an einem andern Beiſpiel. In der troſtloſen Armuth an Talenten, beſonders diplomatiſch brauchbaren, hatte Tettenborn — denn der eigentliche Miniſter des Fachs kümmerte ſich um dieſen Mangel nicht — längſt ſein Augenmerk auf meinen Freund Friederich geworfen, der ihm durch mich näher bekannt geworden war. Er ſtellte dem Großherzog und den Miniſtern vor, daß es unverantwortlich ſei, einen Mann von ſo guten Kenntniſſen und von ſo gewandter, in beiden Sprachen geübten Feder ungenützt in untergeordneten Geſchäften verkommen zu laſſen; man müſſe ihm eine Stellung geben, in der er ſtets zur Hand ſei, zu ſchriftlichen Ausarbeitungen ſowohl, die bald in ungewöhnlicher Zahl erfordert ſein würden, als auch zu perſönlichen Beſprechungen und Verſchickungen, für welche ſein feines und taktvolles, aber auch kluges und feſtes Weſen ihn beſonders empfehle. Niemand konnte widerſprechen, der Vorſchlag fand auch allgemeine

Zuſtimmung, aber es war bemerkbar, daß Friederich wenig Freunde hatte; Berſtett liebte den Mann nicht, der ihn überſah und beurtheilen konnte, Reizenſtein traute dem katholiſchen Pfälzer nicht, Andere hatten andere Beweggründe. Doch wurde in der Sache etwas gethan, Friederich ſollte befördert werden. Unerwartet erfuhr er, daß er zum Geſchäftsträger in der Schweiz ernannt ſei. Nicht weniger war Tettenborn überraſcht, eine ſolche Verſchickung, die an ſich kaum nöthig, für die großen Geſchäfte, die vorlagen, nicht von geringſtem Nutzen war, hatte er durchaus nicht beabſichtigt. Indeß waren alle Schritte ſchon geſchehen, ſie rückgängig zu machen erſchien überaus ſchwierig, für Friederich perſönlich ergaben ſich immer einige Vortheile dabei; genug es behielt ſein Bewenden bei der neuen Beſtimmung, die nun als beſchloſſene doch wieder lange ſchweben blieb, und zur Ungeduld reizte. Tettenborn ließ alles um ſo eher geſchehen, als ihm der Großherzog ſchon vertraut hatte, daß er ihn nicht lange in Wien laſſen, ſondern baldigſt nach Karlsruhe zurückrufen wolle, um ihm die oberſte Staatsleitung zu übertragen. Auf dieſe nahe Zukunft wurde dann auch Friederich von uns vertröſtet, und er trat nach langem Warten ſeinen Poſten in der Schweiz an. Nachher kam zwar alles anders, als man es damals vorausſehen konnte, aber für Friederich nicht zum Schaden, der günſtige Ruck hatte ihn aus dem Staube der Kanzleien auf die Bahn der eigentlichen Diplomatik geſtoßen, in der er dann fortſchritt, Geſandter in Wien und endlich am Bundestage wurde.

Der Kampf mit den kleinen Schwierigkeiten und Hemmniſſen, Ränken und Liſten, die in dem engern Hofkreiſe ihr freies Spiel hatten, und nach deren Beſeitigung dann immer noch die Unſchlüſſigkeit und das eigenſinnige Hinzögern des Großherzogs zu überwinden war, brachte die Männer, denen die thätige Führung der Geſchäfte oblag, öfters zur Verzweiflung. Nur Reizenſtein, der alterfahrne, aller Mißbräuche dieſes Hofs und Staates gewohnte und von ihnen nicht geirrte treue Diener des unter ſeinen Augen und nicht

ohne ſeine Hülfe großgewordenen Fürſtenhauſes, war in ſeiner Standhaftigkeit nicht zu erſchüttern. Da er nichts für ſich wollte, keinen andern Ehrgeiz hatte als zum Guten zu wirken, ſo war ihm alles, was ihn perſönlich betraf, kaum beachtenswerth. Wollte man ſeinen Rath, ſo gab er ihn nach ſeiner beſten Ueberzeugung, und blieb dabei ſtehen, mochte derſelbe gefallen oder mißfallen. Ließ man ihn ungefragt, ſo wartete er geduldig ab, bis ſeine Zeit wieder kam, und konnte dann mit größerem Nachdruck ſeine unveränderte Meinung auf's neue vortragen. Ihm war es für ſeine Perſon gleichgültig, und er fühlte ſich nicht beſchämt, wenn einmal acht Tage vergingen, in denen er nicht gerufen, ja gar nicht vorgelaſſen wurde, er machte dann um ſo freier ſeine Spaziergänge weit in's Land hinaus, die er ohnehin nur ungern den Geſchäften opferte. Berſtett hingegen, dem es auch wohl widerfuhr, daß der Großherzog ihn längere Zeit gar nicht ſehen mochte, und jeden Vortrag von ihm anzunehmen immer aufſchob, konnte das Gefühl ſolcher Zurückſetzung nicht ertragen, glaubte ſich dem Spotte des Hofes, der Geſandten bloßgeſtellt, ſein ganzes Anſehen zerſtört, und wußte ſeines Mißmuths und ſeiner Zerknirſchung nicht Maß noch Ziel. Er ſprach in ſeiner düſtern Stimmung von gewaltſamen Entſchließungen, zu denen er gebracht werden könnte, vom Uebertritt in ruſſiſche Dienſte, von gänzlicher Zurückziehung, ja von den Fluthen des Rheins als einem kühlen Bette. Tettenborn, der es mit dem alten Kameraden redlich meinte, redete ihm nicht nur ermuthigend zu, ſondern benutzte auch die erſte Gelegenheit, den Großherzog dahin zu bringen, ſeinen Miniſter wieder rufen zu laſſen, zur Tafel zu behalten und ihn ſeines vollen Vertrauens zu verſichern, als deſſen Beweis er ihm ſogar ſeinen höchſten Hausorden verlieh. Berſtett war jetzt eben ſo erhoben, wie vorher gedrückt, und erſchöpfte ſich in gerührten Dankbezeigungen für Tettenborn, der ſo großmüthig geweſen, einen Orden, den er ſelber noch nicht beſaß, dem Freunde geben zu laſſen; er glaubte wirklich nun mehr zu ſein, als vorher, und es dauerte nicht lange, ſo ließ er ſogar merken, wenn er ferner ſich Tettenborn's ſo zu loben habe, ſo werde er ſein neues Anſehen gern dazu

anwenden, daß auch dieſem jener Orden zu Theil werde! Ich war theils Zeuge von dieſen Vorgängen, theils empfing ich davon unmittelbaren Bericht. Tettenborn lachte dieſer Eitelkeiten und Thorheiten damals, mit denen er doch ſpäter einen ernſten Kampf zu beſtehen hatte. In ſeiner Gunſt und in ſeinem freien Zutritt beim Großherzog war kein Wechſel wahrzunehmen; er genoß des großen Vortheils, nur Freund und Geſellſchafter des Fürſten zu ſein, noch in keinem beſtimmten Amte demſelben mit Geſchäften läſtig und durch Widerſpruch unangenehm zu werden. An dieſer Klippe ſcheitern oft die Günſtlinge; ſie benutzen die Gunſt um zu hohen Aemtern zu gelangen, in dieſen aber behaupten ſie ſchwer die Gunſt, weil die Bedingungen ſich verändert haben, früher dienten ſie zur fröhlichen Unterhaltung, nun werden ſie zur verdrießlichen Beläſtigung, und Andere ſtehen in dem Vorzuge, den ſie verloren haben. Die Wiederheranziehung Berſtett's war zwar den Geſchäften im Augenblicke förderlich, denn viele mußten ſchlechterdings durch die Hand des Miniſters geführt werden, aber im Allgemeinen wäre es doch beſſer geweſen, nicht Berſtett's Anſehen, ſondern Reizenſtein's Einfluß zu verſtärken.

Reizenſtein verſäumte keine Gelegenheit, für die Sache Badens, deren günſtige Entſcheidung durch die großen Mächte geſchehen mußte, auch in der öffentlichen Meinung zu wirken, da ihm nicht entging, mit welcher beſtimmenden Kraft dieſe dort eindrang, wo ſie ſpäter ſo ſorgſam ausgeſchloſſen wurde. Nicht nur veranlaßte er, daß der berühmte Staatsrath Klüber, der früher in badiſchen Dienſten geſtanden, jetzt für Baden das ſchwere Geſchütz ſeiner Aktenſammlungen aufführte und mit ſeinen ſtaatsrechtlichen Bemerkungen unterſtützte, ſondern er griff auch ſelbſt zur Feder und ſchrieb mehrere geharniſchte Aufſätze, die in verſchiedenen Zeitungen Aufnahme fanden; einen derſelben, der ungemeines Aufſehen machte, beförderte ich in die Zeitſchrift der Patriot, welche Ludwig Wieland in Weimar herausgab; dieſer geiſtvolle und gewandte Schriftſteller war bald völlig für Baden gewonnen, und leiſtete die größten Dienſte, denn ſeine vom Publikum noch wenig geleſenen Blätter kamen in die Hände der höch-

ſten Staatsmänner und wurden in franzöſiſchen und engliſchen Zeitſchriften wiederholt. Lindner that auch das Seinige als Freiwilliger mit großem Nachdruck und Erfolg, und ich warf nah und fern unaufhörlich die Feuerfunken aus, die mir von größeren Arbeiten täglich ohne alle Mühe wie von ſelbſt abſprühten. Wir ſuchten mit der Sache Badens überall die Sache der Freiheit, der Verfaſſung zu verknüpfen. In letzterer Beziehung empfanden wir leider die Schwierigkeit, bei den unerträglichen Zögerungen, die keinen raſchen Fortſchritt zuließen, uns immer noch nicht auf gegebene, wirkliche Verfaſſung, ſondern nur auf verheißene, zu hoffende berufen zu können. Das Wort Konſtitution war in jener Zeit noch ſo mächtig, daß man nicht zweifelte, daſſelbe würde ſogleich die Rettung Badens entſcheiden, wäre es nur erſt kühnen Muthes ausgeſprochen.

Inzwiſchen hatte die baieriſche Regierung die gleichen Anſichten gefaßt, und im Vorgefühl, daß die diplomatiſche Verhandlung für ſich allein den gewünſchten Erfolg nicht ſichern dürfte, ging man mit Eifer an's Werk, die ganze Stellung durch das Gewicht einer Konſtitution kräftig zu verſtärken. Mit angeſtrengtem und lange mit Glück verheimlichtem Fleiße war in München eine baieriſche Verfaſſung ausgearbeitet, nach kurzer Berathung unterzeichnet worden, und trat um die Mitte des Juni plötzlich überraſchend an das Licht des Tages. Allgemein war das Erſtaunen, die Verwunderung, von München her hatte man ein ſolches Vorangehen am wenigſten erwartet, alles war wie geblendet von der neuen Erſcheinung, durch die ſich Baiern gleichſam an die Spitze von Deutſchland ſtellte; erſt jetzt ſchien ihm wahre Selbſtſtändigkeit erworben, neue Macht und Bedeutung verliehen. Triumphirend blickte man in München auf Baden herab, dem man in dieſer Sache den Vorſprung glücklich abgewonnen, das man mit dem ſtärkſten Schlage getroffen zu haben glaubte. Wirklich fühlten auch der Großherzog und ſeine Verwandten und Freunde ſich wie betäubt, und die Stimmen der Feigheit und Nachgiebigkeit, die an ſolchem Hofe nie fehlen, wagten ſich dreiſter hervor, und

riethen vom Widerſtand abzulaſſen, die Zukunft Badens der Entſcheidung der Diplomatie anheimzuſtellen, und ſich darein zu ergeben, daß nur die alten badiſchen Lande der ohnehin ſchon nicht mehr ganz ächten Dynaſtie verblieben. Die letztere Bezeichnung, wußte man wohl, ſchmeichelte mehr als ſie verletzte, denn daß die ehemaligen Grafen von Hochberg künftig als vollberechtigte Erben das ganze Land beherrſchen ſollten, reizte den Stolz und Neid auch derer auf, die ſie dazu berufen hatten, beſonders war der Markgräfin Mutter alles willkommen, was jene Emporgehobenen wieder etwas herabdrückte. Auf's neue ſtand die badiſche Sache in gefährlicher Kriſis. Allein Tettenborn und Reizenſtein, verbunden in dieſem Fall mit andern Getreuen, ſtellten ſich mit aller Kraft den Einflüſterungen der Schwäche und des Verraths entgegen, und ihre Entſchiedenheit behauptete das Feld. Sie ſagten, der Vortritt Baierns in Gewährung einer Verfaſſung ſei für Baden kein Grund zur Entmuthigung, ſondern müſſe zum Sporn dienen, Baiern nicht nur einzuholen, ſondern ſogar zu überflügeln; Baiern habe gezeigt, welchen Weg es für den richtigen halte, denſelben Weg müſſe auch Baden gehen, und zwar nicht nur entſchloſſen und ſchnell, ſondern auch mit ſtärkeren Schritten; gewähre die baieriſche Verfaſſung dem Volke bedeutende Rechte, ſo müſſe die badiſche noch mehr gewähren, und das könne man mit gutem Gewiſſen, denn die baieriſche ſtehe noch weit hinter dem Maße der Freiheit zurück, das ſelbſt der ruſſiſche Kaiſer für Polen zweckmäßig erachtet habe.

Freilich konnte die baieriſche Verfaſſung in keiner Beziehung als ein Muſter gelten. Sie gewährte Rechte genug, aber in einer abgeſchmackten Weiſe; ſie ermangelte einfacher Grundzüge, alles war in ihr kleinlich zugeſchnitten, kümmerlich bedingt, ängſtlich beſchränkt; ſie gab eine Maſſe von geſetzlichen Beſtimmungen, die nur zu leſen ſchon peinlich war; keine Begeiſterung konnte an ihr haften, keine Hoffnung als die, daß die berufenen Stände ſelbſt ihr bald eine beſſere, mit den Anſprüchen des Zeitgeiſtes übereinſtimmendere Geſtalt geben würden. Der Jubel in Baiern ſelbſt, wo man die Sache näher in's Auge faßte, war daher auch geringer,

als außerhalb, wo die große Thatſache, daß Baiern konſtitutionell geworden, allein in Betracht kam und wirkte. Selbſt dem Könige von Würtemberg, der ſeinem Volke ſchon eine weit freiſinnigere, gediegnere Verfaſſung darbot, und deren Zuſtandekommen eifrig betrieb, ſo daß die baieriſche gegen ſie bald in Schatten ſtehen mußte, war es doch höchſt ungelegen und verdrießlich, daß Baiern ihm zuvorgekommen; er verhehlte ſeinen Unmuth nicht, und meinte, man hätte an der Iſar wohl warten können, bis am Neckar das Werk fertig geworden, das jetzt durch die nachbarliche Voreiligkeit nur geſtört und erſchwert werde. Aus gleichem Grunde ſah er auch Baden in dieſer Hinſicht lieber noch zögern, als eilen, und wünſchte, daß hier, wo man auf ſeine guten Dienſte rechnete, auch ſeine beſondere Lage berückſichtigt würde. Seine Aufgabe war allerdings eine weit ſchwierigere, denn während Baiern und Baden ohne Hinderniß nur zu oktroyiren brauchten, was jedenfalls dankbar anzunehmen war, mußte er mit ſchon vorhandenen, ſtreitfertigen Ständen alles auf dem Wege des Vertrags erlangen. Um von würtembergiſcher Seite nicht auch noch Einflüſſe zu erfahren, die von den offnen und heimlichen Gegnern aller Verfaſſung benutzt werden könnten, die mit neuen Gründen zu verzögern, ſo ließ Tettenborn gegen Ende des Juni ſich mit einer Sendung nach Stuttgart beauftragen, um alles Nöthige mit dem Könige zu beſprechen; was denn aber doch nicht verhindern konnte, daß die Gebietsſache, für die der König alles zu thun verſprach, in den Vordergrund geſtellt blieb, und die Verfaſſungsfrage, die der König ungern beeilt ſah, fürerſt nur in weitere Ueberlegung genommen wurde.

Mittlerweile hatte der Großherzog, theils auf Anrathen der Aerzte, theils aus andern Gründen, die in ſolchen Fällen oft ſeltſamer Art waren, ſich von Baden nach dem höher im Schwarzwald gelegenen Rippoltsau begeben, wo ein Sauerbrunnen ihn erfriſchen ſollte. Die Miniſter beſuchten ihn ab und zu, auch Tettenborn nach ſeiner Rückkehr von Stuttgart. Die Geſchäfte gingen nicht nach Wunſch, blieben aber

doch nicht ganz liegen. Für die Gesandten wurden neue Anleitungen, für die großen Höfe nachdrückliche Denkschriften ausgearbeitet, und auch andere Mittel in Bewegung gesetzt, um die baierischen Anschläge zu entdecken, und ihnen entgegenzuwirken. Baden selbst bot zu beidem manche Gelegenheit. Der Herzog von Leuchtenberg Eugen Beauharnais hatte sich eingefunden um die Kur zu gebrauchen, er bewohnte das schöne Haus des Herrn von Ende, und bezeigte sogar Neigung es zu kaufen. Von jenseits des Rheins und aus der Schweiz kamen viele Franzosen, die dem Stiefsohn ihres gewesenen Kaisers huldigten; es wurde da manches gesprochen und verhandelt, was den Badenern nicht verschwiegen blieb. Man erfuhr zum Beispiel, daß der Kaiser Alexander dem Herzog das Versprechen gegeben haben sollte, dahin zu wirken, daß die Rheinpfalz, wenn sie der bestehenden Abrede gemäß an Baiern fiele, ihm als souveraines Fürstenthum ertheilt würde. Man sah daraus, daß die Gesinnungen des Kaisers in Betreff Badens noch gar nicht vortheilhaft standen. Ueberhaupt war in Baden bei dem sich stets mehrenden Zudrang von Fremden ein lebhafter Verkehr, und es durchkreuzten sich allerlei Betreibungen. Zahlreiche diplomatische Personen von Karlsruhe, Stuttgart, München, Frankfurt und andern Orten benutzten die Heilquellen, oder gingen ab und zu. Der berühmte Lascases, nachdem er St. Helena hatte verlassen müssen, fand sich ein, um seine zerrüttete Gesundheit zu pflegen; wir lernten ihn und seinen Sohn Emanuel bald näher kennen, und gewannen sehr das Vertrauen des letztern. Die schon erwähnte Familie Tastet aus Straßburg mit ihren liebenswürdigen Töchtern hegte ganz den edlen Freiheitssinn aus der früheren Revolutionszeit, der sich jetzt mit Anhänglichkeit für Bonaparte ziemlich vertrug, da man wider den gemeinschaftlichen Feind, die Ultras der Restauration, sich zu verbünden hatte. Eine Gräfin Lagorce, früher sehr im Vertrauen der Kaiserin Josephine und jetzt noch in dem des Herzogs von Leuchtenberg, machte aus gleichem Grunde gemeinschaftliche Sache mit den Liberalen. Wir legten uns keinen Zwang auf, und hatten, wie Tettenborn, Philippsborn und Lindner, vielen und vertraulichen Umgang

mit diesen ganz oder halb Geächteten, obschon der französische Gesandte Graf von Montlezun bisweilen schiefe Gesichter deßhalb machte. Andererseits sahen wir täglich die Gräfin Festetics aus Ungarn, die Mutter jener durch Schönheit und Frömmigkeit ausgezeichneten Gräfin Julie Zichy, die im Wiener Kongreß die Verehrung des Königs von Preußen auf sich gezogen hatte, mit welchem die Mutter auch *jetzt* noch freundliche Beziehungen unterhielt. Dagegen mieden wir eine Gräfin von Waldburg-Truchseß, geborne Fürstin von Hohenzollern-Hechingen, die einst Oberhofmeisterin am Hofe des Königs Hieronymus von Westphalen gewesen und jetzt die preußische Gesandtin zu Turin war. Wir kannten sie schon aus früherer Zeit von Töplitz her, wo ihr Wesen uns nicht angezogen hatte; hier aber, wiewohl wir sonst die Anhänglichkeit an Bonaparte, den jetzt Unmächtigen, ganz gut vertrugen, mußte uns von einer preußischen Landsmännin die Art verletzen, wie sie ihre Gesinnung aussprach; den 18. Juni, an welchem die Preußen bei Bellealliance siegten, erklärte sie für einen Trauertag, sprach von Napoleon als von dem theuern geliebten Kaiser, und anderes dergleichen, worüber der französische Gesandte, dem es zu Ohren kam, bittere Klage bei mir führte. In Berlin wollte man es nicht glauben, schon um es nicht rügen zu müssen, da sie dort wegen ihrer Geburt und ihrer heftigen Thätigkeit eben so angesehen als gefürchtet war.

Die Königin von Würtemberg hatte statt eines sehnlich erwarteten Kronprinzen eine Tochter zur Welt gebracht, und da ich veranlaßt war, dem Könige zu schreiben, so nahm ich Gelegenheit sowohl hievon zu sprechen, als auch nach dem Gange der würtembergischen Verfassungssache zu fragen, der für die badische so vieles zu bedenken gab. Seine Antwort ist zu merkwürdig an sich und zu ehrenvoll für ihn, als daß ich sie hier weglassen dürfte. Er schrieb eigenhändig wie folgt:

„Stuttgart, den 1. Juni 1818.

Sie haben mir Gerechtigkeit widerfahren laſſen, wenn Sie geglaubt haben, daß ich die Geburt meiner Tochter ſo beurtheilt habe, wie Sie es in Ihrem Briefe angeben; die meiſten Menſchen halten mich für ehrgeiziger, als ich es wirklich bin, denn ich kenne nur Einen Ehrgeiz, den, meine Pflicht zu thun ſo lange ich an dieſer Stelle bin, das Uebrige überlaſſe ich gern der Leitung der Vorſehung.

Ihre Nachrichten über die Konſtitutionsſache ſind mir wichtig geweſen, ich beantworte ſie gern und freimüthig, indem ich immer den Muth habe, das zu verfechten, was ich einmal unternommen habe; wir ſind wirklich mit den wichtigſten Vorarbeiten beſchäftigt, das eine betrifft die Erneuerung unſerer Bauernverwaltung und Juſtizverfaſſung in erſter Inſtanz, das andere eine gleichere Vertheilung unſerer direkten Steuern; in der erſten Kommiſſion ſitzen die zwei erſten Oppoſitionsmänner, und für die Juſtizverfaſſung iſt nun auch Weishaar beigezogen; ſie haben der Regierung bei Beendigung dieſes Geſchäfts das freimüthige Zeugniß gegeben, daß ſie das Wohl und die Selbſtſtändigkeit der Bauern aufrichtig bezwecke, und es unmöglich geweſen wäre, in einem ſtändiſchen Comité in dieſem Augenblick dieſe Abſicht zu erreichen. Das zweite Geſchäft bietet wegen der Mediatiſirten die nämlichen Schwierigkeiten dar, denn ſie heben ſeit Erſcheinung der baieriſchen Konſtitution wieder gewaltig die Köpfe empor; noch unterhandelt man mit ihnen, und der Erfolg wird beweiſen, ob man mit ihnen abſchließen oder ganz brechen muß. Mit der angeſtrengteſten Thätigkeit werden dieſe neuen Einrichtungen doch erſt gegen Ende dieſes Jahres in's Leben treten, und daher unmöglich, noch in dem Lauf deſſelben die Stände zu verſammeln, allein es wird auch in keinem Fall länger als in dem künftigen Frühjahr hinausgeſetzt werden.

Die höchſte Rückſicht iſt, das Volk zu erleichtern und in den neuen Formen bewegen zu laſſen, ehe man den Schlußſtein zum Gebäude ſetzt.

Nach meinen Nachrichten hat ſich Fürſt Metternich für die Annahme des Generals Tettenborn günſtig erklärt,

allein andre Umgebungen des Kaiſers ſollen dagegen ſein, erſt nach der Zurückkunft des Kaiſers ſollte die Sache entſchieden werden, da Metternich ſie perſönlich vortragen wollte.

Das gewünſchte Memoire wird Mülinen Ihnen mittheilen; es iſt mir wahrlich leid, daß bei meiner aufrichtigen Zuneigung für Ihren Staat ich leider oft in den Fall komme, den unpolitiſchen, ja unbegreiflichen Aeußerungen Ihrer Geſchäftsmänner entgegen zu arbeiten; dies hat aber keinen Einfluß auf meine Geſinnungen, denn die Sache iſt für mich alles, die Perſonen nichts.

Geben Sie mir doch Nachrichten über Lascaſes, ſein Treiben iſt gewiß nicht bedeutungslos!!“

Jedes Jahr pflegte der König von Baiern auf einige Wochen nach Baden zu kommen, wo er ein eignes Haus beſaß und als ein willkommener Stammgaſt angeſehen wurde. Bei der eingetretenen politiſchen Spannung, und beſonders nach den perſönlichen Reizungen, die mit den gewechſelten Briefen verbunden waren, glaubte man, der König werde für dieſes Jahr Baden unbeſucht laſſen, da es ihm ſelbſt nicht angenehm ſein könne, in einem Lande zu ſein, wo er für den Augenblick als Feind angeſehen wurde, und ſich vielleicht widrigen Begegniſſen ausſetzte, noch weniger könne er wünſchen mit ſeinem Schwager dem Großherzog zuſammenzutreffen, denn daß dieſer nach Rippoltsau gehen würde, war noch nicht bekannt. Aber der König wollte ſich keinen Zwang anthun und die Gewohnheit, vier Wochen ſeines Sommers in Baden verſorgt zu wiſſen, nicht aufgeben. Man hörte von München her, daß er zur gewöhnlichen Zeit kommen werde, und in Baden, daß in ſeinem Hauſe die nöthigen Vorbereitungen getroffen ſeien. Der Großherzog war empört über dieſe Nachricht, nannte es eine Frechheit, daß ſein Schwager ihm jetzt vor Augen treten wolle, ihn im eignen Lande nicht ruhig athmen laſſe; es ſei ein Hohn, daß der Räuber, der Anwarter auf den Tod ſeines Verwandten, mit eignen Augen zu ſehen komme, wie lange ſein Opfer

wohl noch leben könne. Auch die Großherzogliche Familie fand es sehr ungeschickt und unziemlich, daß der König unter diesen Umständen doch kommen wolle, und die Markgräfin Mutter rieth in der Stille nachdrücklich davon ab. Allein Max Joseph achtete nicht darauf, sondern kam. Doch hatte der Großherzog, der schon vorher weggezogen war, ihm eine besondere Ueberraschung hinterlassen. An dem Tage, an welchem der König eintraf, verließen alle badischen Hof- und Staatsdiener, vornehme und geringe, plötzlich den Ort. Diese allgemeine Flucht war Folge eines strengen Befehls, den der Großherzog diesmal, gereizt wie er war, ohne Zögern und mit Lust ertheilt, und zu welchem vorzüglich Tettenborn gerathen hatte, der in jeder kleinsten Kraftäußerung des Großherzogs einen Gewinn sah, der zu weiteren Handlungen stärkte. Nun hätte freilich der König aus dieser im Grunde doch nur wesenlosen Maßregel sich nichts zu machen brauchen, und seinen Tag in gewohnten Gängen und Späßen behaglich hinleben können; allein sie war auf seinen Karakter gut berechnet, er fühlte sich furchtbar von ihr getroffen. Die Zahl jener Badener war sehr bedeutend, es fanden sich unter ihnen manche Personen, die der König gern sah, deren Gesellschaft ihn unterhielt. Die plötzliche Leere um ihn her, die sein geringes Gefolge nicht verdecken und der Zudrang lästiger Unbekannten nicht ausfüllen konnte, war ihm entsetzlich, sich so gemieden zu sehen war ihm eine Kränkung, wie er noch keine erlebt hatte, in die er sich gar nicht finden konnte. Wohl gab er sich alle Mühe, sein Unbehagen zu verbergen, lustig und gemüthlich zu scheinen, aber es gelang ihm nicht, man sah den Verdruß ihm auf das Gesicht geschrieben, und in seinem ganzen Benehmen einen trüben Mißmuth, der immer geneigt schien, in bittre Klagen auszubrechen, auch schüttete er diese wirklich in den Busen der Madame Bourbon, einer Modehändlerin aus Straßburg, die er gut kannte, mit hingebendem Vertrauen aus, welches die Freundin zu ehrenvoll fand, als daß sie es nicht eifrigst zur allgemeinen Kenntniß gebracht hätte, was denn für die Lach- und Spottlustigen gute Nahrung gab. — Auch die in Karlsruhe ansässigen Gesandten machten ihm zwar ihre Aufwartung, blie-

ben aber nicht in Baden, ſondern kehrten nach Karlsruhe zurück; es wurde dies für eine Schicklichkeit gerechnet, die man dem Großherzog ſchuldig ſei. Daß ich allein den Aufenthalt in Baden fortſetzte, fiel ungemein auf, und wurde mir baieriſcherſeits im Anfange hoch angerechnet, bis man merkte, daß es badiſcherſeits gar nicht übelgenommen wurde; ſelbſt in Berlin meinte man, ich hätte aus ſchuldiger Rückſicht für den Hof, bei dem ich beglaubigt ſei, mit dieſem zugleich Baden verlaſſen ſollen, und der Großherzog könnte ſich über mein Benehmen mit Recht beklagen; ich konnte dieſe Beſorgniß mit Lächeln leſen und dem Miniſterium verbürgen, von dieſer Seite werde keine Beſchwerde kommen; ich durfte fürchten, daß mir in Berlin zu viel Eifer für Baden vorgeworfen würde, die entgegengeſetzte Rüge konnte mir nur erwünſcht ſein.

In der Großherzoglichen Familie war doch nicht aller Verkehr mit der baieriſchen abgebrochen. Die Prinzeſſin Amélie kam ſogar auf längeren Beſuch ihrer Schweſter der Königin nach Baden, und der Herzog von Leuchtenberg hatte eine Zuſammenkunft mit der Großherzogin Stephanie in dem kleinen Badeort die Hub genannt. Die Familienangelegenheiten kamen bei ſolchen Anläſſen wohl zur Sprache, aber nicht die politiſchen. Der bevorſtehende Aachener Kongreß mußte die letztern zur Entſcheidung führen, wegen deren Ausfall man noch keine Gewißheit hatte, aber zugleich drohte eine andere Kriſis, denn der Zuſtand des Großherzogs war ſeit kurzem bedenklich verſchlimmert, und ſein Tod konnte noch vor den Verhandlungen oder während derſelben eintreten; dies würde für Baden in allen Beziehungen ein tief verwirrendes Unglück geweſen ſein. Die untergeordneten Mißhelligkeiten und Sonderabſichten ſchwiegen bei dieſer Gefahr eine Weile, und alle Sorgen und Vorſchläge hatten nur die Erhaltung des Großherzogs zum Zweck. Die Königin von Baiern wünſchte ſehnlichſt ihren Bruder zu ſprechen, der aber unterdeſſen von Rippoltsau in das entlegenere und noch einſamere Bad Griesbach gezogen war. Der König ſelbſt war betroffen über die Nachrichten, die von dort eingingen, und die er ſo ſchlimm nie vermuthet hatte. Wäre es auf

ihn allein angekommen, ſo hätte er wohl allen Anſprüchen, die Baiern auf badiſche Lande machte, augenblicklich entſagt, denn er war leicht gerührt und in hohem Grade gutmüthig; doch er war längſt gewohnt, ſeinen unmittelbaren Antrieben nur in kleinen Dingen, in politiſchen aber ſeinen Miniſtern zu folgen. Dem Herzog von Leuchtenberg war nur an dem Wohlergehen der Großherzogin Stephanie gelegen, ihretwegen bezeigte er auch für ihren Gemahl lebhafte Theilnahme. Dieſelbe Triebfeder wirkte bei den meiſten Franzoſen ein, die nach Baden kamen, unter welchen Lavalette, Felix Desportes, General Rapp und beſonders Bignon zu nennen ſind, welcher letztere in früherer Zeit Geſandter Napoleon's in Karlsruhe geweſen war, und jetzt der badiſchen Sache durch ſeine Feder eine gewichtige Unterſtützung bot.

Nachdem der König von Baiern ſeine Kur etwas früher als gewöhnlich beendigt und Baden verlaſſen hatte, kamen aus Karlsruhe und andern Orten viele der Geflohenen wieder zurück, auch die Markgräfin Mutter, bei der die Königin noch kurze Zeit verweilte, bezog dort ihre Sommerwohnung. Sie beſuchte ihren Sohn in Griesbach, und kam tief erſchüttert zurück. Ehe ſie Baden ganz verließ, durfte auch die Königin von Baiern dort ihren Bruder noch wiederſehen.

Kurz vorher war unerwartet Tettenborn von Griesbach angelangt und machte mir geheime Eröffnungen von größter Wichtigkeit. Der Großherzog befand ſich wirklich im kläglichſten Zuſtande; ſeine Krankheitszufälle waren heftiger geworden, eine völlige Erſchlaffung ließ das Schlimmſte fürchten. Seine Leibärzte zuckten die Achſeln, der ruſſiſche Leibarzt von Rehmann hielt ihn für verloren, die Umgebung war troſtlos. Es waren Vorſchläge zu einer Reiſe nach dem Süden, zu einer Brunnenkur in Pyrmont gemacht worden, ſie blieben alle ſchwebend, weder bejaht noch verneint. Dem Kranken durfte man nicht ſagen, wie ſchlecht es um ihn ſtand; aber daß er nicht lange leben könne, daß er Gift bekommen habe, wiederholte er ſelbſt öfters unter jammervollen Ausrufungen. Er ſchleppte ſeine Tage hin, mochte nicht in's Freie, kaum aus einem Zimmer in's andere. Seine Unthätigkeit war

qualvoll, die Geſchäfte ruhten ganz und gar. Er beharrte noch mit Nachdruck in ſeiner Verneinung, wollte in keine Gebietsabtretung, in keine wenn auch erſt nach ſeinem Ableben auszuführende Theilung ſeines Landes willigen, aber thun wollte er durchaus nichts. Er mochte gutheißen was man ihm vorſchlug, ſeine zur Ausführung erforderlichen Befehle, ſeine Namensunterſchrift, waren oft nur mit den ſchwierigſten Künſten zu erlangen. Gleichwohl durfte keine Zeit verloren werden, der Kongreß von Aachen ſtand nahe bevor, und das Schickſal Badens mußte zur Entſcheidung kommen. In dieſer Noth hatten Reizenſtein und Tettenborn, denen Berſtett und die andern Miniſter zuſtimmten, mit der Großherzogin Stephanie nach ernſtlicher Ueberlegung beſchloſſen, mit vereinigten Kräften auf den Großherzog und für ihn zu wirken, da er faſt als gemüthskrank anzuſehen war. Die Fürſorge ſollte in doppelter Richtung thätig ſein, zuerſt für ihn perſönlich, es mußte alles aufgeboten und verſucht werden, um ſofern ſolche noch möglich, ſeine Heilung zu erwirken, wenigſtens der ſchnellen Verſchlimmerung Einhalt zu thun. Dann waren für das Land kräftige Maßregeln zu nehmen, die man von dem Leidenden, bei welchem das Zureden der Einzelnen nichts ausrichtete, durch vereintes Beſtürmen ertrotzen mußte. Vor allem ſollte die Verfaſſung ſchleunig ausgearbeitet und verkündet werden, denn dies galt als das Unerläßlichſte und Heilſamſte, nichts ſchien das bedrohte Land feſter zuſammenhalten und gegen Eingriffe von außen ſchützen zu können; ſodann mußten die diplomatiſchen Arbeiten, die ſich jetzt häuften und oft wochenlang unverantwortlich liegen blieben, nicht die geringſte Verzögerung mehr erfahren. Dieſe beiden Dinge hoffte man durchzuſetzen. Zweifelhafter jedoch erſchien der Erfolg, ihn perſönlich aus dem jetzigen Zuſtande zu reißen. Hiezu bedurfte es kluger Liſt, und beſonderer Anſtalten, zu denen ich behülflich ſein ſollte. Es ſtand feſt, daß die bisherigen Aerzte des Großherzogs weder mit ſeiner Krankheit noch mit ihm ſelbſt mehr fertig wurden, er hatte kein Vertrauen, ſie kein Anſehen mehr. Ein fremder Arzt von großem Namen mußte berufen werden, der dem Kranken mit gebietendem Ernſt gegenüber ſtünde. Doch gerade dies

war nicht leicht zu erlangen. Nie würde der Großherzog dazu ſeine Einwilligung gegeben, nie den gerufenen Arzt vorgelaſſen haben. Daher wurde beſchloſſen, die Sache ohne ſein Wiſſen auszuführen, und den Leibarzt des Königs von Preußen, den berühmten Hufeland herbeizurufen. Derſelbe ſollte als Reiſender wie zufällig in Baden eintreffen, ich mit ihm über den Großherzog ſprechen, und plötzlich den Gedanken faſſen, dieſer Mann könne dem Kranken Hülfe bringen, und dann ſelbſt nach Griesbach eilen um darauf zu dringen, daß ein ſo glücklicher Zufall nicht unbenutzt bliebe. In dieſes perſönliche Geheimniß waren außer der Großherzogin und Tettenborn nur noch die Markgräfin Mutter eingeweiht, die unter großer Aufregung und vielen Thränen ihre eifrigſte Mitwirkung zuſagte. Das Schreiben an Hufeland wurde ſchnell aufgeſetzt und abgeſchickt, ich begleitete daſſelbe mit dem nöthigen Bericht.

Inzwiſchen verlautete, daß der in Aachen bevorſtehende Kongreß, der zunächſt die Erleichterung Frankreichs zum Zweck hatte, dann aber auch andere politiſche Fragen, unter dieſen die badiſche Gebietsſache, in Berathung ziehen ſollte, nur aus den Großmächten beſtehen würde, daß dieſe keinen andern Fürſten zulaſſen, ja ſogar keine diplomatiſchen Sendungen dort annehmen wollten. Die Ausſchließung erregte großen Unmuth bei den von ihr Betroffenen; die Niederlande, Baiern, Sachſen, Würtemberg und auch ſelbſt Baden ſahen nicht ohne Murren ſich ſo zurückgeſetzt; beſonders klagte Baiern, und ſeinerſeits nicht minder Baden, daß ihre Geſandten, während doch die baieriſch-badiſche Sache zur Entſcheidung kommen werde, dabei nicht wenigſtens gehört werden ſollten. Jedoch mußte man ſich dem Willen der Großmächte fügen, und da eine öffentliche Betheiligung nicht zu erlangen war, ſo ſann man auf andere Aushülfe, um ſichere und ſchnelle Kunde von den Dingen zu erhalten, die bei dieſer wichtigen Zuſammenkunft an Ort und Stelle ſich wahrnehmen ließen. Cotta, ſtets umſichtig für ſeine Tageblätter und Zeitſchriften bedacht, hatte bereits die Augen auf Lindner ge-

worfen, und dieser sich willig gefunden, das Amt eines Berichtschreibers aus Aachen zu übernehmen. Da lag der Gedanke nah, daß auch der Großherzog von Baden, und eben so der König von Würtemberg, diesen klugen und gewandten Mann als Beobachter nach Aachen senden könnten, um doch nicht ganz ohne Auskunft zu bleiben. Ich vermittelte beide Anknüpfungen ohne Schwierigkeit, und mein Freund war nicht wenig erfreut, sich unerwartet in der Mitte diplomatischer Geschäftigkeit zu sehen, die zwar nur erst eine geheime war, aber dadurch um so größeren Reiz hatte.

Der König von Würtemberg schrieb mir um diese Zeit folgenden eigenhändigen Brief:

„Stuttgart, den 26. Juli 1818.

Der Inhalt Ihres letzten Schreibens ist mir in jeder Hinsicht sehr wichtig gewesen; die Nachrichten aus Griesbach sind traurig, ich beurtheile die Lage der Dinge dort wie Sie, der Tod des Großherzogs würde für Deutschland unberechenbare Folgen und für mein Vaterland sehr verderbliche haben; für beide wünschte ich den Großherzog gerettet zu sehen; kann es aber nicht sein, so muß mir alles daran gelegen sein, wenigstens von allem genau unterrichtet zu werden. Sie werden mich sehr verbinden, mir alle dortigen Vorfälle durch schnelle und sichere Gelegenheit zukommen zu lassen. Für den Wink wegen Herrn Lindner danke ich Ihnen sehr, die Kenntnisse und Talente dieses Mannes sind bekannt, weniger sein Karakter, Sie bürgen für ihn, und das ist eine sehr gute Empfehlung, seine sehr delikate Mission wird hinlänglich Gelegenheit geben ihn zu prüfen; wollten Sie es über sich nehmen, sein Verhältniß mit mir anzuknüpfen, so würden Sie mir einen wichtigen Dienst erweisen, die Bedingungen und vorzüglich die Art die Korrespondenz zu leiten muß ich Ihrer Klugheit überlassen, und bin sicher dabei; ich sende diese Zeilen durch einen sichern Boten, damit sie Ihnen schneller eingehändigt werden."

Die Verfassungsarbeiten kamen nun auch in Gang. Ein Ausschuß wurde beauftragt, in welchem Reizenstein, Tettenborn, Berstett, der Staatsrath von Sensburg, besonders aber Nebenius, thätig waren; es wurden aber auch noch andere Personen gehört, wenigstens waren sie nicht abzuweisen. Berstett wußte in diesen Sachen nicht viel, er stimmte nach Belieben bald mit dem einen, bald mit dem andern. Ein Gegner aller Verfassung war Sensburg, er bestritt heftig jeden freisinnigen Antrag und drang auf möglichste Beschränkung, wobei er gewiß zu sein schien, daß der Großherzog und das ganze regierende Haus ihm innerlich beistimmten. Tettenborn war durchaus für die weitesten Gewährungen, und machte hauptsächlich den Grund geltend, daß Baden die öffentliche Meinung für sich gewinnen, und besonders mehr thun müsse, als Baiern gethan. Reizenstein war hiemit einverstanden, jedoch aus Gewöhnung, in kleinen und engen Staatsverhältnissen zu wirken, hatte er doch allerlei Bedenken, die hin und wieder das schon Gewährte wieder verengten. Ihm schloß Nebenius sich an, der obwohl jünger und freisinniger, doch auf ihn das meiste Vertrauen setzte, und in ihm nicht nur den erfahrenen, rechtschaffenen, sondern auch den altbadischen Staatsmann verehrte, während die übrigen mehr oder minder Neulinge waren und dem Land und Hause nicht so fest angehörig schienen. Auf Nebenius ruhte das ganze Gewicht des Werkes, er führte die Feder, ordnete den Ausdruck der oft sehr verworrenen Meinungen, stellte die Ergebnisse zusammen, und redigirte zuletzt die Verfassungsurkunde selbst. Sie hatte Mängel und Auswüchse, gab indeß im Durchschnitt das Maß des damals Möglichen. Der Vorschlag, statt zweier Kammern nur Eine Versammlung zu bilden, stieß auf unbesiegbaren Widerspruch. Eben so war eine größere Beschränkung der standes- und grundherrlichen Rechte, die den Landmann schwer drückten, nicht durchsetzen.

Ich durfte mir sagen, bei dieser Verfassungsangelegenheit nach Kräften mitgewirkt zu haben. Durch Tettenborn war ich in ihr gleichsam vertreten, und auch außerdem hatte ich manchen Beitrag zu dem Werke durch gelegentliche an gutem

Ort gemachte Aeußerungen geliefert. Aber mir war beschieden, ungenannt und still auch für die würtembergische Verfassung heilsam thätig zu sein. Der König hatte den besten Willen, zeigte die freisinnigste Nachgiebigkeit, allein die Sachen waren schlimm verfahren und ließen kein Gedeihen absehen. Die mediatisirten Fürsten und Grafen, verstärkt durch den ritterlichen Adel, und die Altwürtemberger, welche an dem urkundlichen alten Recht eigensinnig festhielten, standen der Regierung in vereintem Widerspruch entgegen. Die Verbindung war unnatürlich, denn die Vornehmen und die schlichten Bürger wollten sehr Verschiedenes; was jene erstrebten, möglichste Rückkehr in die frühere Stellung, konnte diesen nichts helfen, was diese forderten, das alte Recht, konnten jene nicht gebrauchen. Ich kannte die Partheien, war mit einzelnen Gliedern in naher Beziehung, ich sah, daß auf diesem Wege nicht zum Ziel zu gelangen war. Ich rieth daher dem Könige für seine guten Absichten neue Stützpunkte zu nehmen. Die Altwürtemberger waren beschränkt und störrisch in ihren politischen Begriffen, verlangten die für das zusammengesetzte Königreich nicht mehr anwendbaren Satzungen des kleinen Herzogthums, sie hatten sich im heftigen Streit gegen die Regierung ganz verbittert, eine Aussöhnung schien kaum möglich. Aber sie waren die ehrlichsten, rechtschaffensten Männer, sie hatten das urkundliche Recht für sich, sie hegten keine Nebenabsichten, sie waren der Kern des Landes. Mit ihnen sollte der König sich einlassen, durch ihre Hülfe sein Werk ausführen. Der König sah die Richtigkeit meines Rathes sogleich ein, und folgte ihm ganz. Zwar fühlten Wangenheim, Cotta und Andere, die bisher auf Seiten der Regierung gegen jene gestritten und manche Unbill erduldet hatten, sich von der neuen Wendung schmerzlich berührt, und mir that es leid, ihnen, die ich meine Freunde nennen durfte, dies zuzufügen, aber sie dachten zu edel und vaterländisch, um nicht gern dem Gemeinbesten des Landes jedes persönliche Opfer zu bringen. Mit den Führern der Volksparthei war eine Annäherung gleich gefunden, das leiseste Entgegenkommen gewann sie leicht; was konnte damals ein deutscher Fürst, der es redlich meinte, nicht alles mit dem stets vertrauen-

vollen, ſtets willigen Volk anfangen! Der falſche Zuſammenhang der Altwürtemberger mit dem Adel wurde gelöſt, die Verhandlungen lenkten in eine beſſere Bahn ein und gewannen heitrere Ausſichten. Zwar erfolgte der Abſchluß erſt lange nachher, denn noch viele Schwierigkeiten blieben zu überwinden, noch mancher Eigenſinn machte ſich geltend, und die Geduld des Königs hatte noch manche Probe zu beſtehen; allein der gewählte Weg wurde nicht mehr verlaſſen und bewährte ſich durchgängig als der rechte, der zuletzt das erſehnte Ziel glücklich erreichte.

In Berlin ging mittlerweile eine Veränderung vor, die für die politiſchen Angelegenheiten überhaupt, insbeſondere für die preußiſche Diplomatie von äußerſter Wichtigkeit war. Der Staatskanzler hatte ſeit dem Kriege die auswärtigen Verhandlungen ſelbſt geleitet, das Einzelne der Geſchäfte jedoch meiſt dem Geh. Rath von Jordan überlaſſen. Dieſer, nach Amt und Fähigkeit allerdings untergeordnet, bekam durch ſeine Stellung etwas von dem Anſehen eines Miniſters, und machte daſſelbe in manchen Fällen geltend, was ſowohl nach innen als auch nach außen öfteren Anlaß zu Verdrießlichkeiten gab. Dem Könige war dergleichen ſehr unangenehm, und da die höhere Hof- und Staatswelt, mit wenigen Ausnahmen, ohnehin gegen Hardenberg feindlich und im Stillen thätig war ihn zu ſtürzen oder doch zu beengen, ſo fehlte es nicht an Bemerkungen, wie ſehr der Staatskanzler überladen ſei, daß ſein Alter Erleichterung bedürfe, daß Jordan weder den Rang noch das Benehmen habe, um für ſämmtliche Geſandte die erſte Behörde vorzuſtellen, daß die Würde der Krone vielmehr erfordre, einen wirklichen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten zu haben. Dem Könige leuchtete das völlig ein, die Schwierigkeit war nur, dies ohne Kränkung und ſelbſt mit Zuſtimmung Hardenberg's in's Werk zu ſetzen. Durch die öffentliche Meinung war Wilhelm von Humboldt längſt für dieſen Platz bezeichnet, aber dem Könige nicht angenehm, der Hofparthei verhaßt, war er überdies mit Hardenberg etwas zerfallen, und der Vorſchlag wäre jetzt eine Beleidigung für dieſen geweſen. Von ihm konnte daher die Rede nicht ſein. Zwar gab es Liebhaber genug, der ehema-

lige Staatsminister von Brockhausen, der Finanzminister Graf von Bülow, sogar der alte Haugwiz wurde genannt, aber keiner hatte Gunst genug, Eifersucht und Mißtrauen traten jedem in den Weg; lieber als einen Einheimischen wollte man einen Fremden auf jenem wichtigen und glänzenden Posten sehen. Der dänische Gesandte Graf Christian von Bernstorff kam in Vorschlag, fand sogleich allseitige Genehmigung und man begann mit ihm zu unterhandeln. Hardenberg empfing die erste Nachricht von dem Vorhaben im Auftrage des Königs durch den Fürsten von Wittgenstein. Er war überrascht, schwieg einen Augenblick, sagte dann aber fest und bestimmt, die Sache selber sei vollkommen zweckmäßig, die getroffene Wahl vortrefflich, sie habe seinen vollen Beifall. Gegen Bernstorff's Karakter und Fähigkeit war in der That nichts einzuwenden; er war eine edle würdige Gestalt, sein Benehmen vornehm, sein Geist gebildet, er besaß große Geschäftserfahrung, mannigfache Kenntnisse. Aber mehr als alles andere empfahl ihn der Ruf, daß er ein vollkommener Aristokrat und nebenher ein gläubiger Christ sei; man rühmte die auserlesene Gesellschaft, die er bei sich sah, die Anmuth, mit der seine schöne Frau dem Hause vorstand. Wie schmeichelhaft auch der Antrag sein mochte, wie versprechend für die Zukunft, so scheute er doch anfangs, die große Last, die damit verbunden war, auf sich zu nehmen, so wie den Neid und Haß, die sich unfehlbar an ihn heften würden. Allein man drängte ihn zum Entschluß, man machte in Kopenhagen Eröffnungen, die diesen schon als gefaßt vorstellten, und sein dänischer Abschied war fast eher als sein preußischer Eintritt entschieden. Daß die Sache ohne Beispiel, daß es eine Schande für den Staat war, seinen ersten Minister aus den fremden Diplomaten zu wählen, einen Mann, der bei allen sonstigen Vorzügen, doch den Nachtheil hatte kein Preuße zu sein, und der, um es zu werden, nun plötzlich Bewußtsein, Sinn, Eifer und Zuneigung völlig umwandeln sollte, kam nicht in Betracht. Die Sache war im tiefsten Geheimniß betrieben worden, und blieb es auch längere Zeit; sie sollte sich dem Sturm der Mißurtheile erst als fertiges Werk aussetzen. Ich erhielt die erste Nachricht von

dieſer Veränderung ſehr früh aus einer Quelle, die bis dahin nichts der Art geliefert hatte. Der preußiſche Geſchäftsträger in Frankfurt am Main, Scholz, vernahm ſie von einem alten Bekannten, den er zufällig traf, und ſchrieb ſie uns nach Karlsruhe. Die Neuigkeit gab viel zu überlegen, ſowohl in perſönlicher Hinſicht, als in Betreff der politiſchen Fragen, für welche nun preußiſcherſeits neue Hände und vielleicht neue Anſichten in's Spiel kamen. Ich erfuhr bald darauf, daß Bernſtorff gleich beim Aachener Kongreß in ſeiner neuen Thätigkeit auftreten werde; die badiſchen Miniſter ſahen ihre Spannung und ihre Verlegenheiten täglich wachſen, man ſtrengte um ſo mehr alle Mittel an, um Nachrichten, Gunſt, Zugang und Einwirkung zu erlangen.

Bisher war vielerlei verſucht worden, um die Geſandtſchaft Tettenborn's nach Wien zu hintertreiben. Zwar wünſchten manche Perſonen ſehnlichſt ihn vom Großherzog zu entfernen, und auch ſein Freund Berſtett konnte dieſen Wunſch nicht ganz unterdrücken, denn das Anſehen Tettenborn's, der ihn doch hauptſächlich gefördert und gehalten, wurde ihm läſtig, ſobald er einen Augenblick glaubte deſſen entbehren zu können. Allein manchen Gegnern ſchien ſeine Entfernung von Karlsruhe durch jenen glänzenden und wichtigen Poſten doch zu theuer erkauft. Man ſparte keine Ränke, ſeiner Annahme in Wien Schwierigkeiten zu erwecken, wozu die baieriſchen Einflüſſe ſich trefflich benutzen ließen. Es wurde vorgeſtellt, daß es mißlich und kaum üblich ſei, jemanden als Geſandten dahin zu ſchicken, wo er früher in Dienſten geſtanden, daß Tettenborn dieſe verlaſſen, um in die damals feindlichen ruſſiſchen überzugehen, und wenn auch bald nachher Rußland und Oeſterreich ſich befreundet hätten, ſo bliebe doch dem letztern gerechter Grund einem Offizier zu grollen, der ſo vorauseilend dem eignen Kopfe gefolgt. Am ſtärkſten aber machte man die Uebelſtände geltend, die in ſeiner Verheirathung liegen ſollten; ſeine Gattin habe vorher eine frühere Ehe durch Scheidung löſen, und um dieſe möglich zu machen, den katholiſchen Glauben mit dem pro-

teſtantiſchen wechſeln müſſen; beſonders das letztere mußte den Augen des Kaiſers und der Kaiſerin ein unverzeihliches Vergehen dünken. Dergleichen Einflüſterungen blieben in der That nicht ohne Wirkung, beſonders bei der Kaiſerin, die als Prinzeſſin von Baiern ſchon in München an jenen Vorgängen ein Aergerniß genommen hatte. Der Kaiſer zögerte ſich zu erklären, und es wurde ſchon zweifelhaft, ob die Sendung ſtattfinden könnte. Doch hatte Tettenborn in Wien einen zu guten Namen und zu günſtige Verbindungen, als daß man ihm den Schimpf einer Abweiſung hätte anthun mögen; beſonders war der Fürſt von Metternich, der immer den Kriegsmann in ihm hochgeſchätzt und ihm in Geſchäften ein nie getäuſchtes Vertrauen geſchenkt hatte, ſein eifriger Fürſprecher; die Annahme erfolgte in ſchmeichelhafter Weiſe, und zugleich wurde Tettenborn zu einer Zuſammenkunft auf den Johannisberg eingeladen, wo der Fürſt nächſtens eintreffen wollte.

Nun war in Baden das Anſehen Tettenborn's für längere Zeit neubefeſtigt, und er beſchloß daſſelbe mit allem Eifer zum Nutzen des Landes und des Großherzogs thätig zu verwenden. Das Erſte und Wichtigſte war die Verfaſſung, ohne dieſe Grundlage fehlte jeder feſte Boden; als Richtſchnur und Schranke war ſie dem ſchwankenden, bald zurückhaltenden, bald übergreifenden Weſen des Großherzogs ſo nöthig als heilſam; die Hochberge ſahen in ihr die Bekräftigung ihres neuen Standes; ſelbſt für die Gebietsfrage mußten die Miniſter ſie zu Hülfe nehmen, denn nicht nur in der öffentlichen Meinung, ſondern auch bei dem Kaiſer von Rußland galt damals keine größere Empfehlung, als das Eingehen in freiſinnige Staatsformen. Die Berathungen waren ziemlich vorgerückt, es kam nur darauf an raſch alles zum Abſchluß zu bringen und zu veröffentlichen. Neue Schwierigkeiten und Stockungen, die man ſich kaum erklären konnte, und wegen deren man ſpäter die Markgräfin Mutter in Verdacht hatte, mußten überwältigt werden. Ich war bemüht geweſen, durch eine nachdrückliche Denkſchrift, von welcher Tettenborn angemeſſenen Gebrauch machte, auf den Großherzog einzuwirken, und ihn zum Entſchluß zu bringen. Eine Depeſche von

Berlin, in welcher der zeitige Vorstand des noch verwaisten Ministeriums, wohl ohne bewußte Absicht und mehr um doch etwas zu sagen, die bedeutende Mahnung aussprach, Baden habe vor allem seine Verfassung zu fördern, ließ sich vortrefflich benutzen, und wirkte weit über ihren Sinn hinaus; denn wenn auch Hardenberg den festen Vorsatz hatte, Preußen zu einem Verfassungsstaat zu erheben, und ihm viele der würdigsten und edelsten hohen Staatsbeamten beistimmten, so war doch die mächtige Hofparthei diesem Vorhaben entschieden feindlich, und jene Mahnung konnte nur einer untergeordneten Feder entschlüpft sein; der Graf von Lottum, damals noch entfernt von seiner nachherigen einflußreichen Stellung, konnte später selbst nicht begreifen, wie er so etwas habe unterschreiben können! Uns aber war es sehr willkommen, dergleichen aufweisen zu dürfen; wo die Regierung keinen bestimmten oder gar zwiespaltigen Willen hatte, mußte es wohl erlaubt sein, nach eigner Ueberzeugung ihr den bessern unterzulegen und zu verwenden, ihr selbst zu Heil und Ehren! Hiemit verband sich auf's günstigste die Nachricht, daß der König von Preußen bei seiner Anwesenheit in St. Petersburg dem Kaiser die badische Sache warm empfohlen habe; man fand sich von Preußen beschützt und angetrieben, man konnte nicht anders als ihm Folge leisten.

Am 18. August kamen Tettenborn und Berstett aus Griesbach zu mir nach Baden, ein untergeordnetes, doch dringendes Geschäft gab dazu den Vorwand, und die ganze Lage der Dinge, besonders aber die Verfassung, und was etwa noch in dem Entwurfe vor der Unterzeichnung zu ändern sein möchte, wurde nochmals gründlich durchgesprochen. Vieles war nicht nach meinem Sinn, zum Besten der Sache und auch besonders des Großherzogs hätte ich manche Aenderung vorschlagen mögen, allein ich fühlte, daß neue Vorschläge und Bedenken hier leicht das Ganze gefährden könnten. Mit allen Mängeln, die sie in meinen Augen hatte, war sie doch immer die freisinnigste aller deutschen Verfassungen, die an Lebenskeimen reichste, die an Triebkraft stärkste. Wiewohl abgesagter Gegner aller Pairs- und Adelskammern, durfte ich sogar als Aushülfe für den Augenblick zweckmäßig finden,

daß die Standesherren und Junker hier in eine erste Kammer gleichsam eingeschlossen wurden, damit sie nicht in der zweiten, der eigentlichen Volksvertretung, schädlich würden. Dieselben Gründe fand ich dreißig Jahre später, als der vereinigte Landtag in Preußen berufen werden sollte, noch in voller Gültigkeit, und der sogenannte Herrenstand, ein kläglicher Versuch einer kläglichen Pairie, wenn er einmal nicht ganz wegfallen durfte, wäre wenigstens von den gewählten Abgeordneten streng abzusondern gewesen. Doch diese allgemeinen Gegenstände, so wie der Inhalt und die Kritik der badischen Verfassung finden andern Ortes ihre geeignete Stelle, hier kann das Angedeutete genügen, um einen Begriff zu geben, wie heiß und mühevoll es war, aus so vielen Rücksichten und Widersprüchen sich in's Freie hinauszuarbeiten. Die beiden Herren kehrten am folgenden Tage nach Griesbach zurück, durchdrungen von der Nothwendigkeit, daß jetzt der Zeitpunkt gekommen sei, wo das letzte Werk sich entscheiden müsse. Ihre vereinten Vorstellungen hatten endlich Erfolg, der Großherzog unterschrieb am 22. August die Verfassungsurkunde, und befahl ihre Verkündigung durch das Staats- und Regierungsblatt.

Noch vorher aber sollte der König von Würtemberg vertraulich benachrichtigt werden. Ihm war die Sache nicht ganz recht, er hatte Zweifel und Besorgnisse, die wir nicht theilten. Da es zwischen Baden und Würtemberg, trotz dem innigen Verständniß, das von oben her ausgesprochen wurde, immerfort neue Häkeleien und Zweideutigkeiten gab, die den König öfters verstimmten und mißtrauisch machten, so war schon einige Zeit davon die Rede, daß Tettenborn sich nach Stuttgart begeben sollte, um den König persönlich von der ganzen Lage der Sachen mit größter Aufrichtigkeit in Kenntniß zu setzen. Allein selbst in Betreff dieser Sendung erhoben sich Anstände, die kaum zu begreifen waren. Ich hatte unsägliche Arbeit, durch thätigen Briefwechsel, der immer mit großer Vorsicht zu führen war, und vieles verschweigen, oft auch für unbefugte Leser manches zum Schein sagen mußte, den Eifer so vieler Mitwirkenden anzuregen, ihre Eifersuchten und Nebenrücksichten niederzuhalten, und die immer auf's neue

verſperrten Wege frei zu machen. Auch in dieſem Falle gelang es mir, durch meine Mittheilungen die Hinderniſſe, die ſich eingedrängt, wegzuräumen. Der König erklärte, daß er die größte Hochachtung und das vollſte Vertrauen zu Tettenborn habe, und ihn mit Ungeduld in Stuttgart erwarte. Wie es mit dieſen Sachen ſtand, wie der König ſelber den badiſchen Diplomaten, der ihn irregeführt, doch wieder in Schutz nahm, und welch Mißbehagen er im Grunde doch bei den badiſchen Maßregeln empfand, ergiebt ſich deutlich aus folgendem eigenhändigen Schreiben, das ich von ihm erhielt:

„Stuttgart, den 25. Auguſt 1818.

Die Nähe des Kongreſſes und unſere innern Verhältniſſe nehmen in dieſem Augenblick meine ganze Zeit in Anſpruch, daher mein bisheriges Stillſchweigen, welches ich aber gern breche, um den Mißverſtand wegen General von Tettenborn ſo früh aufzuklären. Ich bin der Sache ſchnell auf den Grund gegangen, und habe dabei gefunden, daß Riegel entweder mißverſtanden hat oder mißverſtehen wollen!!! Der letztere Fall iſt mir aus mehreren andern Aeußerungen der wahrſcheinlichere; ich bitte Sie aber, daß auf keinen Fall davon zu ſeinem Nachtheil Gebrauch gemacht werde, da ich mit Wahrheit verſichern kann, daß er treu und redlich ſeiner Regierung dient, und nur in dieſem Fall ſeine Privatmeinung hat gelten machen wollen. Ich ſehe alſo dieſe Sache nach dieſer Verſicherung als abgethan an; die Sendung des Generals Tettenborn hierher iſt mir in jeder Hinſicht wichtig und angenehm, ſagen Sie ihm das, es iſt meine aufrichtige Meinung. Daß des Großherzogs Wahl auf ihn fiel, um ſeine Angelegenheit mit dem Fürſten Metternich zu endigen, halte ich für eben ſo anſtändig als klug, ob aber ſeine Sendung noch einen glücklichen Erfolg haben kann, nach allen den Unterlaſſungsſünden, welche begangen worden ſind, läßt ſich wohl mit Beſtimmtheit nicht vorausſehen; Baden kommt mir gleich einem Kriegsſchiff vor, das, dem Sinken nah, Nothſchüſſe thut, um ſich zu retten, die gegebene Verfaſſung mag wohl auch nur ein Rettungs-

ſignal ſein, wenn man nun aber die Abſicht durchſchaut, die großen Mächte zum Widerſtande reizt, würde die Verlegenheit und die unausbleiblichen Folgen davon nicht eben ſo rückwirkend auf Baden ſein, wie es die voreilige Erhebung der Hochberge war? Ich werde übrigens ſehr gern ein falſcher Prophet ſein, denn ich kann nur dabei gewinnen, und wenn namentlich die Verfaſſungsſache glücklich durchgeht, ſo iſt es für mich ein glücklicher Vorgang mehr.

Mülinen iſt durchaus nicht in meinem Geheimniß, er *hat* daher ohne Auftrag geſprochen, und wird die nöthige Weiſung erhalten. Von Baiern habe ich die officielle Aeußerung erhalten, daß ſie feſt entſchloſſen ſind, die Sachen auf das Aeußerſte zu treiben; ſie machen ſich ungemeſſene Hoffnungen. Cotta wird ihnen wegen Lindner geſchrieben haben. Leben Sie wohl."

Tettenborn eilte hierauf nach Stuttgart, verſtändigte den König über die Verfaſſung, und theilte ihm in vollem Vertrauen die Lage der badiſchen Sache mit, woraus der König wohl erkennen mußte, daß alles traurig genug beſtellt, aber nicht hoffnungslos war, und daß die Schwäche und Fahrläſſigkeit des Großherzogs ein Beweggrund mehr ſei, daß Andere ſich ſeiner Sachen annähmen.

In Baden dauerte das bewegte Leben munter fort, indem die Geſellſchaft wechſelte, doch ſtets noch zunahm. Rahel hatte die Freude ihren jüngſten Bruder Moritz Robert und deſſen Frau Erneſtine dort zu empfangen, eine Freude, die leider nicht ohne Störungen war, und mit der häßlichſten endete. Wir ſelbſt und unſere Freunde, Tettenborn's, Reden's, Taſtet's, Lindner's, die Gräfin Lagorce, alle bezeigten die größte Zuvorkommenheit. Erneſtine, die mit feinem, gefälligen Weſen ein herrliches Talent beſaß, entzückte durch ihren ſo kunſtreichen als anmuthigen Geſang und wetteiferte mit den beiden Fräulein Taſtet, von denen beſonders die ältere im Vortrag franzöſiſcher Romanzen und Lieder vortrefflich war. Die Frau Markgräfin Mutter hatte das größte Verlangen ſie zu hören, die Prinzeſſin Amélie ſagte ihr die verbindlichſten Artigkeiten. Einladungen, die ſchönſten Spazirfahrten in die nahe und ferne Umgegend, ſchmeichelhafte neue

Bekanntſchaften gaben jedem Tag einen erhöhten Reiz; das Treiben auf dem Kurplatz, an den Spieltiſchen, war beſonders für Rahels Bruder ein unerſchöpfliches Vergnügen. Allein Moritz Robert gehörte zu den Leuten, die alles eher aushalten, als eine Reihe von ſchönen Tagen. Inmitten aller Vergnügungen ergriff ihn die Unruhe thätig zu ſein, etwas zu gewinnen. Das Glücksſpiel reizte ihn, aber den Muth zu wagen hatte er nicht, er wollte durch Klugheit und mit Vorſicht reich werden. Da rechnete er uns denn vor, was jeder Tag ſeines Aufenthalts nicht ſowohl koſte, denn das war nicht von Belang, als vielmehr ihn verſäumen laſſe; im Anfang geſchah dies mit komiſcher Laune, nach und nach aber in bittrem Ernſt und mit ärgerlicher Verſtimmung. Er zankte nun, wo er früher ſcherzte, verdarb ſeiner Frau und ſeiner Schweſter jedes Vergnügen durch ſein Unbehagen, durch ſeine Bemerkungen. Doch da man ſeine Gemüthsart kannte, ſo ließ man ihn gehen, und übte die größte Nachſicht. Aber das gerade ſchlug zum Nachtheil aus. Ihm wurde irgend ein Ausbruch zum Bedürfniß, und den Muth, der ihm fremden Menſchen gegenüber nicht beſonders eigen war, hatte er reichlichſt gegen ſeine Nächſten. Ein Vorhaben gegen den ältern Bruder Markus Theodor, nachdem er vergebens Rahel dafür zu gewinnen geſucht, wollte er plötzlich aus Scham von ſich ab und ihr zuſchieben. Dieſe nicht zu duldende Lüge erfuhr die glimpflichſte Abweiſung, aber ſein Aerger und ſeine Scham waren ſo groß, daß er den Anlaß benutzte, um mit dem Schein der Berechtigung zum größten Zorn allen Umgang abzubrechen, und nach wenigen Tagen mit Frau und Kind ohne Abſchied fortzureiſen. Erneſtine, ſonſt ſo fein und mild, erſchien in ſolchen Fällen nicht liebenswürdig, ſondern beſtärkte einen Trotz und Wirrſinn, von dem ſie ſpäter ſelbſt Jahre lang ſchrecklich zu leiden haben ſollte! Rahel litt unſäglich bei dieſem rohen Unfug des von ihr ſo geliebten Bruders, aber es war kein Schatten von Schuld in ihr; ſie nahm den Schmerz als einen vom Schickſal ihr zugeworfenen hin, duldend, ſchweigend. Sie war es ſchon gewohnt, mit gekränktem und kummervollem Herzen dem

Tage doch unbefangen und heiter entgegen zu ſchauen, Natur und Menſchen mit friſchem Sinn aufzufaſſen.

Die Kriſis der badiſchen Sachen, meine und Tettenborn's Betheiligung dabei, der tägliche Zudrang von Fremden, die wechſelnden Ereigniſſe ſo mannigfachen Verkehrs, alles forderte zum wirkſamen Mitleben auf, und half die zu trüben Betrachtungen verſcheuchen. Der Graf von Montlezun kam ab und zu, desgleichen der Graf von Mülinen, den die Spielbank anzog, und ſtark mißhandelte, der Freiherr von Reden, der von allen diplomatiſchen Geheimniſſen ausgeſchloſſen und gänzlich irrgeworden war, auf die badiſchen Miniſter ſchimpfte, beſonders auch auf die beabſichtigte Verfaſſung, die er im voraus als eine jakobiniſche bezeichnete; die beiden Herren von Struve, von Karlsruhe und von Stuttgart, waren mit ihren Frauen eingetroffen. Lascaſes, der alle Geſellſchaft mied, ſuchte einſame Geſpräche mit Rahel, erzählte von St. Helena, theilweiſe den Inhalt ſeines Memorials, deſſen Handſchrift ihm weggenommen und noch in engliſchen Händen war; er lächelte über den Argwohn, der ihm jetzt noch Bonapartiſche Umtriebe beimaß, und beklagte nur, daß er ihn verhindere, die Großherzogin, der er Einmal hatte aufwarten dürfen, öfters zu ſehen, da dies unfehlbar verargt werden würde. Die Bonapartiſten waren zu ſehr zerſtreut und zu hart verfolgt, als daß ſie in dieſer Zeit hätten an eine Erhebung denken dürfen; die entſchloſſenern warfen ſich in die liberale Oppoſition, und ſuchten im Volk und im Heer für ſie Stimmen zu werben, während die angeſehenſten und reichſten eifrig ihren Frieden mit den Bourbons zu machen ſuchten. Lascaſes mied beide Richtungen, und dies thaten auch viele der alten Offiziere, die im Allgemeinen ihr Unglück mit Standhaftigkeit und mehr Würde trugen, als der frühere Uebermuth erwarten ließ. Von bedeutenden Engländern war Lord Kinnaird zu nennen, dann Herr Ward, der als Mitglied des Parlaments die badiſche Sache dort kräftig zu unterſtützen verſprach. Lindner fand unerwartet Bekannte aus Weimar, die ihn freundlich begrüßten, es war die Frau Johanna Schopenhauer mit ihrer Tochter Adele, begleitet von Herrn von Gerſtenberg; ſie glaubten ihn als ſcheuen Flüchtling zu

finden, und machten daher große Augen, als ſie ſeine neuen anſehnlichen Verbindungen erfuhren. Herr von Gerſtenberg faßte großes Zutrauen zu mir, und geſtand, daß er der weimariſchen Verhältniſſe überdrüſſig ungemein gern in badiſche Dienſte treten würde, ein höheres Verwaltungsamt in dieſem herrlichen Lande würde allen ſeinen Wünſchen entſprechen. Glücklich genug traf hiemit zuſammen, daß erſt kurz vorher der Großherzog mich hatte fragen laſſen, ob ich nicht in meiner Bekanntſchaft jemanden wüßte, den ich ihm zum Miniſter des Innern empfehlen könnte? Man hatte ihm die Nothwendigkeit vorgeſtellt, beſonders auch in Bezug auf die Verfaſſung, die innere Verwaltung des Landes gänzlich umzugeſtalten und auch von auswärts neue Kräfte heranzuziehen. Für jenen Miniſterpoſten hatte er ſchon unter ſeinen Staatsdienern die tüchtigſten Männer, namentlich Nebenius und Winter, und ſie wurden von Reizenſtein auch als ſolche anerkannt, obſchon ſie in unteren Stellen ſo ſehr zurückſtanden; allein ſolche Beförderung Unadeliger gehörte damals noch zu den Unmöglichkeiten; außerdem wollte der Großherzog neue Menſchen, die noch keine Verhältniſſe im Lande hatten, außer dem zu ihm, und bei denen noch keine Vetterſchaft, keine Einflüſterungen und Ränke wirkſam ſein konnten, die er in den alten Kreiſen ſeiner Hof- und Staatsdiener überall erblickte oder argwöhnte. Eine ſo große Verantwortung durfte ich nicht leichtſinnig übernehmen, und ich wußte noch nicht, ob ich einen Vorſchlag und noch weniger welchen ich wagen ſollte. Der Drang der nächſten Entwickelungen überhob mich dieſer Verlegenheit, die Umgeſtaltung der Behörden erfolgte ſpäter unter ganz andern Einflüſſen, und Herr von Gerſtenberg kam von ſeinen Wünſchen auch bald wieder zurück. Den trefflichen Altbadnern aber entging nicht, wozu ihr Verdienſt ſie berief, Winter und Nebenius wurden ſpäter beide, freilich nach langem Kampfe gegen Wind und Wetter, badiſche Miniſter.

Für die geſellige Unterhaltung gleicherweiſe wie für die politiſche Thätigkeit lieferten auch die Erzeugniſſe der Preſſe einen unverſiegbaren und mehrentheils geiſtbelebten Stoff. Die Betrachtungen der Frau von Stael über die franzöſiſche

Revolution waren im Druck erſchienen, und Freund und Feind beeiferten ſich das Buch zu leſen; ein allgemein bekannter litterariſcher Name gewährt den Vortheil, daß eine große weitverbreitete Menge, und in ihr auch ſolche Perſonen, die durch die Sache allein nicht angezogen würden, gleichzeitig daſſelbe Buch leſen muß, und dadurch der Inhalt wahrhaft zur Sprache kommt. Das genannte Werk der Frau von Stael ſtellt die franzöſiſche Revolution aus dem ſcharfbegränzten Standpunkt einer Tochter Necker's dar, und wimmelt von falſchen Auffaſſungen, grundloſen Annahmen, irrigen Verknüpfungen, wie Bailleul, der ſeine prüfenden Unterſuchungen dem Werk auf dem Fuße heftweiſe folgen ließ, gründlich gezeigt hat; für ihn und ihm Gleichgeſinnte, oder auch nur Gleichkundige, war das Buch eine ungerechte Anklage, die er mit Unwillen widerlegte; für die große Mehrzahl aber, beſonders der vornehmen Leſer in ganz Europa, blieb es noch immer eine Vertheidigung der Revolution, und der Ruhm der Verfaſſerin, die geiſtvolle Behandlung, die beredte eindringliche Sprache, trugen einen mächtigen Inhalt von Anſichten und Thatſachen in Gegenden, wo ſonſt dergleichen kaum hinkam, und nun Wurzel faßte. Die Wirkung war ungeheuer, und in manchen merkwürdigen Zeichen ſichtbar. Wir freilich waren nicht befriedigt durch den Inhalt und durch die ſchwungvolle Darſtellung nicht verführt; die bald nachfolgenden Hefte Bailleul's brachten uns daher erquickende Labung, und ich veranlaßte Lindner'n das ganze Buch, eines der beſten die über die franzöſiſche Revolution geſchrieben worden, in's Deutſche zu überſetzen. — Nicht minder als ſolche Bücher, nur in kürzeren, aber durch Wiederholung eindringlichen Schwingungen, arbeiteten die Tagesblätter, beſonders die franzöſiſchen. Das Leſen des Constitutionnel oder des Journal des débats war die würzige Zugabe des Morgenkaffees; die Partheigeſinnung wurde dadurch genährt, geſtärkt, in gewiſſem Sinn doch auch wieder gemildert, denn von der höheren geiſtigen Auffaſſung, dem guten Ton, der geſchmackvollen, ſtets gemeſſenen und durchbildeten Sprache, die in dieſen Blättern vorherrſchten, blieb immer etwas in der Seele des Leſers zurück, und wirkte

wenigstens ästhetisch vortheilhaft. Noch mehr war dies von dem Wochenblatte, der Minerve française, zu sagen, zu deren Herausgabe Benjamin Constant mit mehreren gleichgesinnten und ungesehenen Freunden sich verbunden hatte. Selten ist eine Zeitschrift mit solchem Reichthum von Talent in solch dauernder Uebereinstimmung und Gleichmäßigkeit geführt worden. Sie war der Sprach- und Hörsaal der freisinnigen Konstitutionellen, die in ganz Frankreich eine überwiegende Mehrheit bildeten, und in den Kammern als Minderheit unter tapfern Kämpfen immer mehr Boden gewann. Wie gespannt war alles, wie erfreut, wenn der bestimmte Wochentag regelmäßig aus Straßburg das neueste Heft der Minerve brachte, und die Lage der Dinge in Frankreich, die mehr oder minder auch für Deutschland bestimmend wirkte, mit scharfer Klarheit entwickelte. Man würde jetzt kaum glauben, wie groß diese Theilnahme war, und wie weit sie sich erstreckte. Der Conservateur, im entgegengesetzten Sinne von Chateaubriand herausgegeben, konnte niemals zu gleichem Ansehen gelangen, und die eigne Parthei war meist mit ihm unzufrieden; das hervorragende Talent des Herausgebers wurde von den Mitarbeitern schlecht unterstützt, und seine glänzenden Phrasen allein konnten der schlechten Sache der verstockten Ultra's, die er schon halb mißbilligte, auf dem litterarischen Gebiete nicht aufhelfen.

Bignon's besondere Schrift über Streitigkeiten zwischen Baiern und Baden, die im August zur gelegenen Zeit erschien, wurde mit Begier gelesen, und machte an Höfen und bei Diplomaten guten Eindruck, aber im Allgemeinen sah man es nicht gern, daß wieder ein Franzose sich in deutsche Händel mischte; der König von Würtemberg fühlte sich durch einige Aeußerungen verletzt, und wollte solchen Mitkämpfer gar nicht anerkennen. Daß der französische Hof aber der Abfassung der Schrift nicht fremd gewesen, und seinen Schutz dem Großherzog gegen geheime Zugeständnisse versprochen habe, war eine Fabel, der ich mit Grund widersprechen konnte.

Von deutschen Zeitungen kam hauptsächlich die Allgemeine Zeitung in Betracht; sie war, obschon in Baiern erscheinend,

doch in der badischen Sache nicht baierisch, sondern der Eigenthümer Cotta begünstigte, nach seiner Ueberzeugung und nach würtembergischen Sinne, so viel als möglich die Gegenseite. Der Hamburger Korrespondent und der ebendaselbst erscheinende Deutsche Beobachter, das Oppositionsblatt und der Patriot in Weimar, die Rheinischen Blätter in Wiesbaden, die Mainzer Zeitung und die Aarauer, wirkten mehr oder weniger für Baden. In allen diesen Blättern schifften von mir ausgerüstete, und bald leicht bald schwer befrachtete Fahrzeuge mit, doch ohne ihre Flagge aufzuziehen. Ich wiederholte unermüdet das Taugliche für Baden, aber auch alles der Preßfreiheit, dem Verfassungswesen, der Freiheit in jedem Sinn irgendwie Förderliche. Für die Jenaer Litteraturzeitung schrieb ich eine freisinnige Rezension der Adresseschrift von Görres, für Luden's Nemesis eine scharfe Denkschrift gegen Adelskammern, um neben dem bösen Beispiel, das in Baden nicht abzuwenden gewesen, doch die ächten Grundsätze nicht vergessen zu lassen; derselben Zeitschrift gab ich einen Aufsatz, der den Regierungen abrieth, die katholische Kirche mit Grundbesitz auszustatten.

Die Verkündigung der Verfassung erfolgte am 29. August, ohne alle Feierlichkeit, einfach durch Abdruck im Staats- und Regierungsblatt. Sie erregte im ganzen Lande die lauteste Freude, die dankbarste Anerkennung; auch im übrigen Deutschland, und nach Belgien und Frankreich hinein, äußerte die öffentliche Meinung ihre kräftigste Zustimmung. Die Kritik hatte wohl manches und mit gutem Grund auszustellen, aber man übersah mangelhaftes Einzelnes, um sich an das vortreffliche Ganze zu halten. Im Allgemeinen, das mußte man gestehen, hatte Baden Reicheres und Besseres empfangen als irgend ein anderes deutsches Land; besonders war es gegen Baiern weit vorangeschritten. Alle öffentlichen Blätter jubelten, die Stimmen im Volke gaben sich in begeisterten Aeußerungen kund, vom Bodensee bis an den Main, segneten den Großherzog, als den Geber der Verfassung mit dem heißesten Dankgebete; in Mannheim und Freiburg, den bisher wenigst

badiſch geſinnten Städten, waren die Herzen plötzlich wie umgewandelt und dem Landesfürſten aufrichtigſt zugewendet. Freilich gab es auch Leute genug, die den Kopf ungläubig ſchüttelten, und noch andere, die mit Widerwillen und Haß auf dieſe Verleihung ſahen; an den Höfen überhaupt, in der geſammten Ariſtokratie, hatte die Freiheit niemals zahlreiche Freunde, jedes dem Volke gewährte Recht mußte die Vorrechte gefährden, die der Selbſtſucht über alles gingen, die Hoffahrt empörte ſich, daß der Geringe da mitgelten ſollte, wo der Vornehme bisher alles war. In Darmſtadt, in Naſſau und anderen Ländern fühlte man die Nothwendigkeit nun gleichfalls mit Verfaſſungen herauszurücken; in Baiern ſank in der Vergleichung mit der fremden beträchtlich der Werth der eignen. Selbſt der König von Würtemberg ſah, wie ſchon bemerkt, die Sache nicht mit ganz günſtigen Augen, und fand ſie in manchem Betreff bedenklich. In Wien und Berlin nahm man die Sache nicht ſo ſchwer, man glaubte den mittleren Staaten ſei dergleichen ganz angemeſſen, man hielt ſich für zu groß, als daß man davon beunruhigt werden dürfte. Die Freiſinnigen aber wußten auch dort, daß die Grundſätze hiebei mehr gelten, als Macht und Größe, und jene für Alle wirken. Der Fürſt von Hardenberg, noch am Rhein verweilend, empfing die badiſche Verfaſſung mit größter Befriedigung; aus ſeiner Umgebung ſchrieben die Geheimräthe Eichhorn und Koreff mir die freudigſten Glückwünſche.

Hufeland hatte die Aufforderung nach Baden zu kommen in Berlin vorgefunden, als er eben vom Rhein, wo er ganz in unſerer Nähe geweſen, heimgekehrt war. Den weiten Weg nochmals zurücklegen zu ſollen, war ihm verdrießlich, auch fühlte er ſich unwohl, und indem er dies und ſeine Amtsgeſchäfte vorſchützte, lehnte er zuerſt den Antrag ab. Doch nachdem er dem Könige das empfangene Schreiben mitgetheilt hatte, fand dieſer, daß man den armen Großherzog nicht ohne Hülfe laſſen dürfe; er erlaubte nicht nur, ſondern befahl ſogar, daß Hufeland ohne Verzug die Reiſe anträte. Am 6. September kam dieſer in Baden an, und meldete ſich gleich bei mir. Ich fand in ihm das Muſter eines Leib-

arztes, der unter sorgfältiger Wahrung der wissenschaftlichen Würde vor allem zu wissen wünschte, was man eigentlich von ihm verlangte, und sich vollkommen bereit erwies, seinen ärztlichen Ausspruch nach den obwaltenden Rücksichten zu fassen, versteht sich ohne die geringste Verletzung derjenigen Einsichten und Ueberzeugungen, die allein den Arzt pflichtmäßig zu leiten haben; er wußte nur zu gut, welch weiten Spielraum in den meisten Fällen die letztern den erstern lassen. Uebrigens erkannte man sogleich in ihm den Mann von vieljähriger Erfahrung, von angenehmer Geistesbildung und herzlicher Gutmüthigkeit; einiges Wohlgefallen an seinem Ruhme war ihm gern zu verzeihen; stärker trat dies in seiner Frau hervor, die noch nicht lange mit ihm verbunden nicht so wie er der Hofluft schon gewohnt war. Ich machte ihn mit allen näheren Umständen und besonders auch mit den Persönlichkeiten bekannt; er sollte zuerst die Markgräfin Mutter sehen, die von Karlsruhe deßhalb wieder eintraf, denn nachdem ihr der ganze Zusammenhang war vertraut worden, hatte sie sich nicht nur einverstanden erklärt, sondern sie wünschte sogar, daß der Gedanke, Hufeland's angeblich zufällige Anwesenheit in Baden für den Großherzog zu benutzen, als der ursprünglich ihre angesehen würde. Die Sache wurde denn auch in diesem Sinne vorgestellt, und ich reiste mit einem Schreiben von ihr an den Großherzog ungesäumt nach Griesbach. Den herrlichen Weg in dieses versteckte Thal, dessen Sauerbrunnen ich vor Jahren zuerst im Simplicissimus erwähnt gefunden, ohne zu denken ihn jemals sehen zu sollen, verdeckte mir zum Theil die Nacht, in die meine Fahrt fiel, zum Theil die ernste Beschäftigung mit meiner Aufgabe.

In der Morgenfrühe traf ich ein; noch drang die steigende Sonne nicht in das tiefeingeschnittene enge Thal; der Thau hing noch auf Gras und Sträuchern, und ein gewisser Schauer, die Wirkung feuchtkalter Luft, ließ alsbald empfinden, daß dieser Aufenthalt dem kranken Großherzog nicht zuträglich sein könne. Damit dieser nicht gleich meine Anwesenheit erführe, war ich aus Vorsicht am Eingange des Ortes abgestiegen, und hatte nur durch geheime Botschaft

die Großherzogin benachrichtigt. Sobald ſie unter einem ſchicklichen Vorwande ſich losmachen konnte, erſchien ſie, und wir hielten zuerſt in einem Saale des einſamen Wirthshauſes, dann, als die Luft wärmer geworden, auf einem abgelegenen Spazirgang eine lange Unterredung, in der zunächſt alles verabredet wurde, was der Augenblick erforderte, dann aber noch vieles Andere zur Sprache kam. Zum rückhaltloſen Vertrauen in der einen Sache genöthigt, und durch dieſe ſelbſt immer weiter geführt, ſchenkte ſie es mir völlig; das Bedürfniß ihr bekümmertes Herz auszuſchütten, war ſo lange unbefriedigt geblieben! Ein wahres Jammerbild entfaltete ſich vor den Augen und beklemmte mir das Herz. Die Zuſtände in Griesbach waren die troſtloſeſten von der Welt, in ihnen die Lage der liebenswürdigen Fürſtin die allertroſtloſeſte. Den kranken Großherzog durfte ſie faſt nie verlaſſen, er ſaß tagelang niedergeſchlagen und gelangweilt in der dumpfen Stube der bäuerlichen Wohnung, und kam nicht über die Schwelle derſelben. Fremde Geſichter wollte er durchaus nicht ſehen, und fremde hießen ihm ſchon ſolche, die ihm nicht täglich gewohnte waren. Seine Umgebung war ſo knapp als möglich, der Oertlichkeit und noch mehr ſeinem Sinne gemäß. War er nicht lieber allein, durften ſeine Leute ihn unterhalten, ſo waren es meiſt rohe Geſchichten und Bemerkungen, die ihm ein trauriges Lächeln abgewannen, und die Großherzogin, die einzige anweſende Frau, hatte die peinlichſte Geſellſchaft zu ertragen, und mußte noch dankbar ſein, daß wenigſtens der Verſuch gemacht wurde, den Kranken zu unterhalten; dieſer ſelbſt bedauerte ſie oft, gerührt von ihrer Sorgfalt und Pflege, jedoch geändert wurde nichts. Dabei war der Kranke durchaus unlenkſam, that was ihm ſchädlich war, unterließ was ihm helfen konnte; bisweilen ließ er ſich überzeugen, daß er ſeine Lebensart ändern müſſe, und man glaubte gewonnen Spiel zu haben, aber plötzlich verlor ſich alles wieder in ein ſtarres Nein. Die nothwendigſten Befehle, ohne die nicht nur die Staatsverwaltung, nein oft das tägliche Leben nicht beſtehen konnte, waren oft bis zum dringendſten Augenblick nicht zu erlangen, und noch weniger durfte jemand ſie ſtatt ſeiner geben Dabei

wußte ſie von heimlichen Gegnern, von Auflaurern und Berichterſtattern, durfte niemanden ganz trauen, hatte vorſichtig jedes Wort, jede Miene zu bewachen, um nicht Anlaß zu Mißverſtändniſſen und Ränken zu geben, die ſich ſtets bereit hielten. Wenn Tettenborn, wenn Reizenſtein kamen, ſo war dies jedesmal ein Aufathmen für die Großherzogin, ſie fand ſich dann doch wieder auf einem mehr ſichern, ihr mehr gemäßen Boden, obwohl ſie auch meiſtens wieder an der Qual theilzunehmen hatte, welche dieſe Männer in ihrer Geſchäftsbetreibung mit dem Großherzog litten, eine zu offene Theilnahme würde aber nur wieder deſſen Eiferſucht geweckt und die Flüſſigmachung ſeines Willens noch mehr gehindert haben. Daß dieſes Leben, in ſolcher Weiſe, an dieſem Ort und unter dieſen Einflüſſen kein Gedeihen bringen, nicht ohne die ſchädlichſten Wirkungen lange fortdauern könne, war klar einzuſehen, und fügte zu der traurigſten Gegenwart nur noch die Ausſicht in die trübſte Zukunft. Die Klagen der edlen Fürſtin waren nicht eigentlich Beſchwerden, ſie klangen faſt wie Entſchuldigungen, ihr eigenes Leid erſchien dabei gleichſam nur im Widerſchein, mit unſchuldiger Natürlichkeit ſagte ſie was die Sache gebot, und wenn bisweilen die Thränen ihr in die Augen traten, ſo ſcheuchte ein liebliches Lächeln ſie ſchnell wieder fort. Sie mußte mit mir, die Sache gebot es, auch über die Familienverhältniſſe mit voller Offenheit ſprechen, über die Markgräfin Mutter, den Markgrafen Ludwig, die zu Markgrafen erhobenen Grafen von Hochberg; ſie konnte zu dieſen allen kein Herz haben, die Prinzeſſin Amélie war die einzige, die ihre Neigung gewonnen hatte, aber ſelbſt dieſe wurde durch die Rückſicht auf die Mutter, zurückgehalten, ihrer Schwägerin ganz Freundin zu ſein. Was aber der Großherzogin noch beſonders die Bruſt erleichterte, war, daß ſie gegen mich ihre franzöſiſchen Sympathieen nicht zu verläugnen brauchte, ſondern verſtanden und gebilligt fand; ſie wußte, daß ich den Kaiſer Napoleon nicht liebte, — über den auch ſie ja herbe Klage hatte, — daß ich aber den verfolgten Bonapartiſten nach Kräften beiſtand, daß ich die Franzoſen überhaupt ſchätzte, ihre Sprache, ihre Litteratur.

Ob ich den Großherzog ſprechen würde, war noch ſehr zweifelhaft; der Verſuch mußte aber ſogleich gemacht werden. Ein Bote rief die Großherzogin ab, der Kranke verlange ungeduldig, hieß es, daß ſie käme. Sie wollte zur Entſchuldigung ihrer langen Abweſenheit ihm eröffnen, daß ſie mich geſprochen habe und was im Werke ſei; ſie wünſchte nur, daß niemand ihr zuvorgekommen ſein möchte, weil in dieſem Fall alles ſchon verdorben ſein könnte. — Ich wartete unterdeſſen in nicht geringer Spannung den Erfolg ab, während nach und nach einige der Hofleute, die den Großherzog hatten hieher begleiten dürfen, ſich einfanden mich zu begrüßen und zu hören, was ich Neues brächte. Sie empfingen natürlich nur ſpärliche Auskunft, gaben aber bereitwillig ihren Klagen über den verwünſchten Aufenthalt freien Lauf, wo ſie aus Langerweile ſterben müßten. Alle ſchilderten ihren Zuſtand als einen verzweiflungsvollen, den Ort als höchſt ungeſund und ihnen allen nachtheilig wie dem Großherzog ſelbſt, deſſen Krankheit ſie nicht ſo ſchlimm glaubten. Nur der Oberſtallmeiſter von Geuſau, mit dem ich längere Zeit allein blieb, machte ein bedenkliches Geſicht, und meinte der Herr würde wohl nicht wieder aufkommen, er habe die Bruſtwaſſerſucht, und alle Digitalis werde ihm ſo wenig helfen, als dem Großvater, der auch an dieſer Krankheit, freilich dieſer im höchſten Alter, geſtorben ſei. Ich konnte bemerken, daß die Hofleute ſämmtlich den Großherzog gern von Griesbach fort haben wollten, daß ſie ihn aber nicht eben ſo willig aus dem Lande laſſen würden, und obſchon in ſeiner jetzigen Stimmung alle Gunſt meiſt eine nutzloſe und vergebliche war, — nur ein paar Beiſpiele gab es von außerordentlichen Geſchenken und Verleihungen, — ſo wollte man doch den Zugang zu dieſer vielleicht noch wieder fließenden Quelle möglichſt abſchließen. Der eigene Vortheil ſtellte ſich ohne Hehl als die erſte Rückſicht auf, der alle andern ſich unterordnen müßten, ja man ſetzte ſie eben ſo bei mir voraus, und gab mir zu verſtehen, es ſei doch recht thöricht von mir, wenn ich eine Reiſe nach dem ſüdlichen Frankreich begünſtigte, denn ich würde in Karlsruhe ihn ſehr zu vermiſſen haben. Oder gedächte ich etwa gar mitzureiſen? Das wäre ein kühnes

Unternehmen, dem doch mancherlei Bedenken entgegenſtänden. Geuſau, der wiſſen mochte, daß der Großherzog mir in der Fülle ſeiner Dankbarkeit als ungewöhnliche Auszeichnung das Großkreuz des Zähringer Löwenordens zugedacht hatte, glaubte ſogar, ich ſei nur deßhalb unter gutem Vorwand nach Griesbach gekommen, um dieſe Angelegenheit zum Schluß zu bringen! ich hatte ihm nämlich nicht verhehlt, daß Hufeland's Anweſenheit in Baden mich hiehergeſprengt habe, von der Berufung deſſelben konnte er nichts ahnden.

Ein Lakai, der mich zum Großherzog einlud, machte dieſen Unterhaltungen ein Ende. Gegen alle Erwartung war die Nachricht von meiner Ankunft nicht nur ohne Befremden, ſondern ſogar mit Vergnügen aufgenommen worden, der Großherzog ſagte, ich ſei einer von denen, die es mit ihm gut meinten, und er wollte mich unmittelbar ſprechen. Die wenigen Schritte waren bald gethan. Ich mußte aber doch noch eine gute Weile warten; denn die Großherzogin kam heraus und ſagte mir, wie leicht alles bisher gegangen, aber nun empfinde der Großherzog doch wieder einige Verlegenheit und Scheu, für die er ſich Friſt gewinne, indem er ſich *erſt* anziehen wolle, ſie fürchte noch immer, der kleinſte Zwiſchenfall, irgend ein Gedanke ſogar, könne noch alles, wenigſtens für dieſen Tag vereiteln. Aber nein, die Thüre ging auf, und wir wurden hereingerufen. Der Großherzog war ſorglich angezogen und hatte ſich erhoben, es war ſichtbar, daß er nicht ganz unkräftig erſcheinen wollte, aber es war kein Kennerblick nöthig, um hinter dieſer kleinen Anſtrengung die kläglichſte Hinfälligkeit zu erkennen. Zuvörderſt hatte ich alles ſchmeichelhafte Lob anzuhören, das meiner aufrichtigen Zuneigung, meinem thätigen Eifer gezollt wurde, denn das Mährchen, daß Hufeland zufällig in Baden eingetroffen ſei, und dies den Gedanken erweckt habe, der Großherzog möchte ihn zu Rathe ziehen, durfte noch nicht aufgegeben werden. Nach und nach wurde dann meinen antheilvollen Fragen der ganze Krankheitszuſtand aufgedeckt, der in dem Ringen eines urſprünglich kraftvollen und noch jugendlichen Körpers mit leiblicher Schwäche und eines der Anlage nach vortrefflichen Verſtandes mit geiſtiger Verſunkenheit die kläglichſten Gegen-

ſätze zeigte. Die Symptome der Vergiftung, an welche der Großherzog feſt glaubte, ließen ſich auch anders deuten, aber immer waren ſie von ſchlimmſter Art. Doch redeten wir ihm Muth ein, Vertrauen auf die neue Hülfe, die ſich unverhofft darbiete, und in großer Rührung und mit Thränen willigte er ein, den fremden Arzt zu ſehen, und gab mir die Hand darauf, daß er deſſen Rath auch wirklich befolgen werde. Zweifelhaft und ängſtlich fragte er, ob wir denn auch gewiß ſeien, daß Hufeland werde kommen wollen? wofür ich mich denn unbedenklich verbürgen konnte. — Die Großherzogin ſprach und benahm ſich muſterhaft, wie eine liebevolle Freundin, wie eine einſichtsvolle Pflegerin, reich an Kraft und Troſt für den Kranken, obſchon beide für ſie ſelbſt oft gänzlich fehlen wollten. Auch rühmte er gegen mich die Selbſtverläugnung der edlen Gattin mit herzlichen Lobſprüchen, und ſagte die rührenden Worte, er wünſchte nur länger zu leben und wieder geſund zu werden, um ihr alles, was ſie an ihm gethan zu vergelten! — Daß auch die politiſchen Bedrängniſſe zur Sprache kamen, ergab ſich aus den Umſtänden von ſelbſt. Der Großherzog klagte bitter über die Feindſchaft des baieriſchen Hauſes gegen das ſeinige; damit jenes ſich vergrößere, ſolle dieſes untergehen, wo ſei darin Gerechtigkeit? wie könnten die Stifter der Heiligen Allianz dergleichen nur dulden, geſchweige denn gutheißen, oder gar ausführen? Man habe auf ſeinen frühen Tod gerechnet, der werde leider nur zu gewiß erfolgen, aber nicht ſo früh, das wünſche und hoffe er, als daß nicht vorher der ungeſchmälerte Beſtand des Landes und die Erbfolge der Hochberge in das Ganze durch den Spruch der großen Mächte bekräftigt und geſichert werden könnte. Nachgeben, betheuerte er, werde er in keinem Fall; früher habe er ſich wohl mit ſolchen Gedanken getragen, weil er ſchon alles aufgegeben, jeden Widerſtand unmöglich geglaubt habe, doch jetzt ſei er andern Sinnes, Tettenborn habe ihm die Augen geöffnet; man könne ihm Gewalt anthun, ihn berauben, er müſſe es geſchehen laſſen, wenn auch nicht ohne die Abwehr wenigſtens zu verſuchen; aber einwilligen werde er nie! Den König von Baiern glaubte er nicht ſo ſchlimm, derſelbe ſchäme ſich doch, zeige

Verlegenheit und Mißbehagen, wenn man der ſchmählichen Sache gegen ihn erwähne, aber der Kronprinz ſei voll gehäſſigen Eifers, ihm ſeien alle Mittel recht, und Mannheim und Heidelberg zu bekommen ſei bei ihm ein feſtſtehender Wahn; er rufe immer aus, die Pfalz ſei ſeine Wiege, die müſſe er wieder haben! Des Großherzogs Rede, auch wenn der Sinn kräftig war, klang immer wie aus tiefer Betrübniß und Mattigkeit hervor; hier zum erſtenmal erheiterte ſich ſein Geſicht zu einem Anflug von Lächeln, indem er hinzuſetzte: „Hat man je gehört, daß ein vernünftiger großer Menſch gerade nach ſeiner Wiege ſo heftig verlangt habe?“ Die Großherzogin erzählte aus früherer Zeit, wie der Kronprinz am Hofe Napoleon's zuerſt erſchienen und durch ſeine Sonderbarkeit aufgefallen ſei, der Kaiſer ihn kalt und mißtrauiſch behandelt, die jüngere Welt ihn zum Ziel des Spottes gewählt und ihn vielfältig geneckt und gefoppt habe; von daher komme ſein Haß gegen alle Franzoſen, und unglücklicherweiſe auch gegen den Großherzog, der als damaliger Erbprinz unter jenen Jüngern geweſen ſei und an ihren Scherzen theilgenommen habe. Noch manches wurde über den Karakter des Kronprinzen geſagt, was keine vortheilhafte Meinung zeigte.

Ich wurde nach einem faſt allzulangen Verweilen entlaſſen, und hatte bis zur Mittagstafel ein paar Stunden frei, die ich theils mit Schreiben, theils mit Spazirengehen und im Geſpräch mit badiſchen Hofleuten zubrachte. Auch die Großherzogin ſah ich noch einen Augenblick, wo ſie mir flüchtig zurief, daß alles gut ginge. Bei der Tafel war es ſtill und trübſelig, einige plumpe Scherzreden, die verſucht wurden, ſchlugen wenigſtens diesmal nicht an, alles andere Geſpräch ſtockte gleich wieder; der Großherzog beobachtete nur, was die Tiſchgenoſſen für Geſichter machten, und welches etwa ihre Gedanken wären über ihn, über mich, und über die ſchon bekannt gewordene Abſicht, einen neuen Arzt zu Rathe zu ziehen. Seine eignen Aerzte ſchienen nichts dagegen einzuwenden, aber auch nichts davon zu hoffen. Vielleicht waren ſie ſchon völlig von der Unrettbarkeit des Kranken überzeugt, und gönnten dem berühm-

ten Mitbruder gern, anſtatt ihrer die undankbare Mühe des abermaligen Beweiſes zu übernehmen, wie zuletzt alle ärztliche Kunſt ſich unvermögend bekennen müſſe. Daß der Großherzog in ihrer Gegenwart auch jetzt, wie es oft erzählt worden war, im Eſſen und Trinken manche Uebertretung beging, und zum Beiſpiel, als mir Champagner gereicht wurde, auch für ſich deſſen forderte, der ihm durchaus unterſagt war, fiel mir weniger auf, als die Gleichgültigkeit, mit der ſie es geſchehen ließen. Auch dies machte mir den Eindruck von einem Kranken, der als völlig aufgegeben, ſich alles erlauben durfte. Nach dem Eſſen hatte ich noch ein herzliches Abſchiedsgeſpräch mit dem Großherzog, ein längeres ſehr vertrauliches mit der Großherzogin, worin nochmals alle weſentlichen Punkte unſerer Verabredung erörtert und befeſtigt, mir wegen der hiebei in Betracht kommenden Perſonen die wichtigſten Aufſchlüſſe und Warnungen ertheilt, und ſchließlich die beſten Wünſche mit auf den Weg gegeben wurden. Unmittelbar darauf trat ich die Rückfahrt an, und traf am nächſten Morgen frühzeitig in Baden ein.

Mein erſter Gang war zu Hufeland, den ich noch an der Seite ſeiner Gattin im Bette fand, aber ſogleich aufſtörte, denn es war keine Zeit zu verlieren, da man nicht ſicher war, daß die wandelbare Laune des Großherzogs nicht andern Sinnes wurde und durch eine nachgeſandte Stafette alles wieder abbeſtellte. Nur ſo viel Friſt gab ich ihm als nöthig war, um noch einen Beſuch bei der Markgräfin Mutter zu machen, und beſtellte um ſicher zu ſein, ſelber die Poſtpferde. Dagegen konnt' ich es nicht über ihn gewinnen, daß er ſeine Frau auf die paar Tage zurückließe, er behauptete, ihrer nicht entbehren zu können, ihre Pflege und Sorgfalt würde er jeden Augenblick vermiſſen, auch beſtand ſie ſelber eifrigſt auf ihrem Mitfahren, ſie verſprach ſich von der nahen Berührung mit dem Hofe manches Angenehme, ſie meinte der Großherzogin könne die Frau des Arztes, auf den ſie alle ihre Hoffnungen geſtellt, nur willkommen ſein. Von Hufeland's Frau war aber in Griesbach nicht die Rede geweſen, auf ſie war nicht gerechnet, an jedem neuen Umſtand konnte die ganze Sache ſcheitern, denn wenn den Großherzog ſein

Eigensinn faßte, so nahm er eine Kleinigkeit, die man nicht vorher mit ihm besprochen, zum Vorwand um sich als hintergangen darzustellen und die größten Hauptsachen umzustoßen. Es lief auch dieser Umstand glücklich ab, allein die Sorge war darum nicht minder peinlich. Die Frau Markgräfin fragte mich noch am nämlichen Tage, warum ich denn zugegeben, daß Hufeland die Frau mitgenommen? Und die Großherzogin sagte mir später, sie habe einen Schrecken gehabt, neben dem erwarteten noch einen unerwarteten Gast anlangen zu sehen, den sie nicht nur bei dem Großherzog habe vertreten, sondern auch noch habe unterhalten und zufriedenstellen müssen. Hufeland's dringenden Wunsch, daß auch ich nach Griesbach zurückkehren und persönlich ihn dort einführen möchte, schlug ich entschieden ab, da ich in Baden nicht so lange fehlen und auch meine Betheiligung nicht zu auffallend machen wollte.

In Griesbach gerieth alles zum Besten. Der Großherzog war über Erwarten willig und fügsam, ließ den ersehnten und zugleich gefürchteten Arzt gleich vor, und unterwarf sich dessen ausführlichem genauen Verhör mit einer Geduld, die ganz ungewöhnlich war. Der ehrwürdig und anspruchslos aussehende, sanftmüthig und doch bestimmt redende Arzt gewann sein ganzes Zutrauen, und die Urtheile, Vorschriften und Rathschläge desselben fanden offnen Eingang. Der Kranke war von neuer Hoffnung belebt, von neuem Muth erfüllt. In der That erklärte Hufeland ihm selbst wie auch der Großherzogin und der andern Umgebung, daß die Krankheit zwar tief eingewurzelt und durch fortgesetzte nicht entsprechende Lebensart immer noch verschlimmert worden, daß sie aber noch zu überwinden sei, und der Großherzog wieder ganz gesund werden könne; allein keine Zeit sei zu verlieren, er müsse unverzüglich Griesbach und binnen acht oder vierzehn Tagen das Land verlassen, um in Montpellier oder sonst im südlichen Frankreich das milde und doch kräftigende Klima zu genießen, und dort unserem Winter und allen seinen Einflüssen völlig zu entgehen. An sonstigen Vorschriften und Warnungen ließ er es nicht fehlen, und faßte sie in einem kurzen Aufsatz zusammen. Die andern

Aerzte, mit denen er ſich beſprach, und denen er großes Lob ertheilte, ſtimmten ihm in allem bei. Der Großherzog dankte mit Thränen ſeinem Retter, gelobte alles genau zu befolgen, und auf der Stelle die nöthigen Befehle zu geben, damit ſeiner baldigen Abreiſe kein Hinderniß entgegen ſtände. Mit dieſem empfangenen Verſprechen, unter Zuſage ſeines ſchriftlichen Rathes auch aus der Ferne, reichbelohnt und mit vielen Segenswünſchen reiſte Hufeland nach zweitägigem Aufenthalt wieder ab, und kam nach Baden zurück, wo er der Markgräfin Mutter und mir ganz dieſelbe Hoffnung ausſprach, unter denſelben ſchon erwähnten Bedingungen. Er war von Mitleid für den armen Fürſten durchdrungen, und meinte es herzlich gut mit ihm, beſonders aber bewunderte er die Großherzogin, von deren Liebenswürdigkeit auch ſeine Gattin ganz bezaubert war; ſie erzählte, welch große Ehre ihr widerfahren war, welch ausgezeichnetes Vertrauen ſie genoſſen hatte; der Großherzog ſelbſt habe ſie liebgewonnen, und ſie dringend erſucht, ihren Mann doch zu längerem Verweilen zu bereden. Hufeland hatte jedoch keine Zeit übrig, und eilte auch von Baden gleich wieder nach Berlin zurück.

Bei ſeiner Abreiſe blieb ein glänzender Hoffnungsſchimmer zurück, der einige Zeit noch in voller Stärke dauerte; nach vierzehn Tagen aber ſchon merklich erblaßte; denn wenn die Krankheit noch zu überwinden war, ſo ſtand dies von dem Kranken mehr als je zu bezweifeln. Nach den Anſtrengungen des Gemüths und des Benehmens, zu denen ſolch aufregende Beſuche, wie die unſern für ihn geweſen, den Anlaß gegeben hatten, verfiel er ſchnell wieder in die alte Unſchlüſſigkeit und Betrübniß. Gleich anfangs hatten einige ſeiner Nächſten, als ſie die neuen Anordnungen vernommen, ungläubig den Kopf geſchüttelt, und gemeint, daraus werde nimmermehr etwas; ſie ließen merken, daß nicht nur der Großherzog es nicht entſchieden genug wollen werde, ſondern daß auch Andere es geradezu nicht wollten, weil es nicht mit ihren Zwecken oder Vortheilen übereinſtimme. In dieſe verworrenen, oft ganz untergeordneten Geheimniſſe einzudringen und die einzelnen Fäden zu verfolgen, war ſo widerwärtig als

vergeblich, man mußte dem Geſchick anheimgeben, ob und wie dieſe Verſtrickungen ſich von ſelbſt löſen oder zerreißen ſollten.

Inzwiſchen befand ſich Tettenborn auf einer wichtigen Sendung abweſend. Bei Annäherung des Kongreſſes von Aachen mußte Baden nun ernſtliche Schritte thun, um die Gebietsangelegenheit endlich für immer zu erledigen. Der Großherzog befahl nichts von ſelbſt, eben ſo ſchwer war es ihn zu bewegen, daß er die von ihm gebilligten Vorſchläge Anderer ausführte. Doch Tettenborn vermochte viel über ihn, und ließ ſich von ihm eine Sendung an die Fürſten von Hardenberg und Metternich auftragen, von denen der erſtere ſchon in Aachen war, der andere auf dem Johannisberg angelangt ſein mußte. Reizenſtein hatte darauf gedrungen, daß Baden für die bevorſtehende Verhandlung eine feſte Grundlage beſtimmte, von der es unter keiner Bedingung abließe. Berſtett fürchtete zwar, ein zu trotziges Auftreten könnte die Mächte erzürnen, aber Reizenſtein meinte, auf *ſein* gutes Recht müſſe man pochen, ſo erlange man es, während es durch zaghaftes Bitten gewiß verloren gehe, und Tettenborn ſtimmte ihm vollkommen bei. Letzterer hatte auch noch beſonderes Vertrauen auf die genaue Kenntniß der Perſonen, mit denen er zu thun haben ſollte, und wußte ſehr gut, daß ſie nicht leicht erzürnbar und noch weniger geneigt waren, irgend eine Sache ohne dringenſte Noth mit Gewalt durchzuſetzen.

Welcher Art die Verhandlungen waren, welche Tettenborn einleitete, läßt ſich am beſten aus dem Bericht erſehen, den er darüber dem Großherzog erſtattete, und in dem es heißt wie folgt:

„In Aachen Morgens angelangt, ließ ich mich ſogleich bei dem Fürſten von Hardenberg melden. Wegen Abfertigung eines Kouriers nach Frankfurt, konnte er mir Vormittags keine Stunde geben, ließ mich aber nebſt meinem Adjutanten zur Mittagstafel einladen, nach welcher er ausführlich mit mir verhandeln würde. Der Fürſt empfing mich wie einen

alten Bekannten, mit all der Offenheit und Zutraulichkeit, die ihm eigen ſind; die ausgezeichnetſte Behandlung und die freundſchaftlichſten Verſicherungen ließen mich für die Geſchäfte die beſte Vorbedeutung faſſen. Als der Fürſt nach der Tafel ſich mit mir entfernt hatte, beſtätigte ſich dieſe gute Erwartung. Nachdem ich die Lage Badens in ihren verſchiedenen Beziehungen geſchildert, den ungerechten Urſprung und die nachtheiligen Folgen der Verwickelungen, in welche es durch die fremdartigſten Zumuthungen gebracht worden, dargelegt hatte, äußerte der Fürſt mit unverhohlenem Vertrauen, daß allerdings Preußen nicht wünſchen und zugeben könne, Baden durch die baieriſchen Anſprüche auf's Aeußerſte gebracht zu ſehn, daß ihm ſelbſt außerordentlich daran gelegen ſein müſſe, die ganze Sache zu beendigen und aus der Welt zu bringen, daß dies auch ohne großen Nachtheil für Baden geſchehen ſolle, aber eben deßwegen auch einige Nachgiebigkeit von Seiten Badens zu wünſchen ſei, da ſich nicht abſehen ließe, wie die Mächte ohne ein kleines Opfer von badiſcher Seite ſchicklicherweiſe von den früheren Verabredungen abgehn könnten. Der Fürſt verſpreche übrigens, alles anzuwenden, um Badens Vortheil bei der Behandlung dieſer Sache nachdrücklichſt wahrzunehmen, und auch den Fürſten von Metternich günſtig zu ſtimmen, dem er gleich bei der nächſten Zuſammenkunft erklären würde, daß die badiſchen Angelegenheiten nicht länger in dieſem Zuſtande gelaſſen werden dürften. Ich übergehe vielfaches Detail, in welchem einzelne Punkte und Beziehungen näher erörtert wurden, und erwähne gleich der Frage über die Succeſſionsordnung, die ich dem Fürſten vortrug, ob Preußen, wenn Baden die Garantie ſeines Hausgeſetzes jetzt nachſuchen werde, dieſelbe zu geben geſonnen ſei? Der Fürſt erwiederte mit einigem Zaudern Ja, allein Preußen ſo wenig wie Rußland, welches darin mit ihm einſtimmig ſein werde, würde dieſelbe unbedingt, ſondern nur mit der Klauſel geben können, daß die Reverſibilitäten bis zur völligen Erledigung der Sache darin eine Ausnahme machen müßten, durch eine ſolche Klauſel aber würde uns die Garantie nichts mehr helfen, und er könne daher zu deren Nachſuchung nicht rathen. Daß der Markgraf Ludwig auf keine Weiſe durch

die Reversibilität getroffen sein dürfe, nahm der Fürst als unbezweifelt feststehend an, und versicherte, daß auch niemand dies habe antasten wollen. Sehr gern, bemerkte noch der Fürst, würde ein badischer Bevollmächtigter in Aachen angenommen worden sein, wenn dies nicht auch die Annahme eines baierischen nach sich ziehen müßte. Unter den besten Zusicherungen und freundschaftlichsten Betheuerungen für das Wohl Badens endete unsere Unterredung, die sehr lange gedauert hatte. Der Fürst fuhr am folgenden Morgen von Aachen nach Köln ab; ich nahm sogleich meinen Weg über Koblenz nach dem Johannisberg."

„Da ich erfuhr, daß der Fürst von Metternich noch in Frankfurt sei, und daselbst an einer Unpäßlichkeit darnieder liege, so eilte ich ohne Aufenthalt dahin. Ich begab mich gleich nach meiner Ankunft zu dem Fürsten, der zu Bette lag, mich aber dennoch gleich empfing. Die vertraute Bekanntschaft, in welcher ich so lange mit ihm gelebt, verläugnete sich nicht, und kam mir dergestalt zu Statten, daß ich mich gleich mit ihm auf die offenherzigste Weise bei der Sache fand. Die Hinweisung auf die vier Mächte, die Ablenkung auf das von Baden befolgte System in der Bundesmilitairsache, räumten der rückhaltlosesten Besprechung den Platz. Der Fürst von Metternich gestand, daß er der Gebietsverhandlungen gleich den andern Ministern längst müde sei, und die badische Sache endlich abgethan sehn möchte, damit nicht mehr die Rede davon sei, auch wünsche er im Grunde für Baiern keinen neuen Zuwachs, noch habe er Ursache, diesem Staate, der mit Oesterreich auf dem feindlichsten Fuße stehe, einen Vortheil mit besonderem Eifer zu verschaffen, aber die Verhältnisse nöthigten ihn, von Baden ein, wenn auch kleines, Opfer zu verlangen, ohne welches er keinen Ausgang aus der Sache möglich finde. Ich bemerkte, daß Baden auf seine letzten Anträge in der langen Zeit gar keine Antwort erhalten habe, und daher glauben müsse, wie auch das Recht es wolle, daß die Sache ihr Bewenden dabei haben solle; über die Ungerechtigkeit der Forderungen und Uebereinkünfte sagte ich alles Nachdrücklichste, was der Fürst unbeantwortet ließ, doch war er offen genug

einzuwenden, wozu das hier am Ende helfen könne, gegen die vier Mächte würden wir nicht ringen können, und frühere Nothwendigkeit habe dieſe Anordnungen unvermeidlich gemacht! Doch wünſche er aufrichtig, die Sache für Baden ſo günſtig als möglich abzumachen, und einen Ausweg zu finden, der die beiderſeitigen Intereſſen vereinigte. Er ſehe in meiner Sendung die glücklichſte Gelegenheit dazu, die er nicht unbenutzt ſehn möchte; er könne gegen mich wenigſtens mit vollem Vertrauen und ohne Furcht eines Mißbrauchs reden. So kam nach manchem Hin- und Herreden ein Projekt zum Vorſchein, das mir auf die allergeringſten Bedingungen herabzuziehen gelang, und das ich, mit beſtändiger Betheurung wie wenig ich vermögend ſei den Entſchluß Ew. Königlichen Hoheit hierin zu beſtimmen, vorzutragen einwilligte. Der Fürſt gab zu, daß Baiern den Main- und Tauberkreis als eine Entſchädigung anſpreche, deren Werth es auf 100,000 Gulden jährlicher Einkünfte, die es einſtweilen von Oeſterreich ziehe, angeſchlagen habe. Wenn Baden dieſen Werth halb in Seelen halb in Geld darböte, ſo dürften die Mächte finden, daß Baiern damit zufrieden ſein müſſe. Ich bemerkte, daß Baden in Geld eher das Doppelte geben könne in Anweiſung auf die Forderungen, die es noch an Oeſterreich und Baiern zu fordern habe, daß aber die Abtretung von Unterthanen ſchwerlich — Statt finden dürfte. Der Fürſt entgegnete, ohne alles Opfer dieſer Art könne nichts geſchehn, und beſtand auf 30,000 Seelen. Ich betheuerte, daß ich auch für ein bloßes Projekt, zu dem ich nicht beauftragt ſei, ein ſo großes Opfer niemals berückſichtigen dürfe, daß alles, worauf ich mit gutem Gewiſſen eingehen könne für meine eigne Anſicht, die Abtretung von 10,000 Seelen ſei, das Amt Steinfeld mitgerechnet, für welches Geroldseck ſchon geboten ſei, und für den Reſt müſſe eine Entſchädigung für die Zukunft, wenn disponible Objekte ſich darböten, zugeſichert werden. Dieſe Annäherung ſchien dem Fürſten nicht unangenehm, doch in manchem Betrachte nicht genügend. Er ließ ſich jedoch endlich darauf ein, und war einverſtanden, daß Baden dieſen Vorſchlag durch gleichlautende Noten den vier Mächten in Aachen eröffnen ſolle, aber als etwas ganz aus

ihm ſelbſt Entſtandenes, wovon Oeſterreich nichts wiſſe, welches vielmehr Schwierigkeiten dagegen machen, und nur den andern drei Mächten nachgeben würde. Alle Beſtimmungen gegen Baden müßten ſodann förmlich aufgehoben werden, nur auf der Reverſibilität des Breisgaus würde der Kaiſer für den Fall beſtehen, daß einmal die ganze badiſche Familie, im Manns- und Frauenſtamm ſetzte ich hinzu, erlöſchte. Der Fürſt ſagte mir, er bezeige mir ein Vertrauen, welches ihn ungeheuer kompromittiren könnte, aber er wiſſe, ich ſei jedes Mißbrauchs unfähig, daher geſtehe er mir, daß er gegen Baiern die größten Beſchwerden habe, aber die Verhältniſſe ſchonen müſſe, und auch ſo genug zu thun haben werde, um ſich gegen die Vorwürfe zu retten. Der Kronprinz von Baiern habe ihn eben mit größter Hartnäckigkeit bedrängt, und auf der Pfalz mehr noch als auf dem Main- und Tauberkreis beſtanden. Er hoffe nur, daß Baden etwas nachgebe, um ihm mit deſto beſſerem Erfolge gegen die anderen Forderungen beizuſtehn. Zu einem Theile dieſer Unterredung war Herr von Weſſenberg herbeigekommen, der in die gleichen Verſicherungen einſtimmte. In ſeiner Gegenwart war es, daß der Fürſt auf meine Bemerkung, die vollſtändige Sicherung des Markgrafen Ludwig in der ganzen Succeſſion ſei ſchon durch die Note, die der Fürſt in Mailand dem Herrn von Berkheim gegeben, ausgeſprochen, ohne Anſtoß erwiederte, dies ſei allerdings ſo, und die Reverſibilität beginne erſt nach dem Markgrafen Ludwig in Kraft zu treten, welches auch nie anders gemeint worden. Ich ſchloß die Unterredung mit der ausdrücklichen Berichtigung, daß die Eröffnungen an die vier Mächte, welche Baden in Gemäßheit des Projekts, das ich Ew. Königlichen Hoheit vorzutragen unternehmen wollte, zu machen hätte, nur allein in der Art eines Ultimatums, nach deſſen Bedingungen keine andere mehr Statt fänden, und mit ausdrücklicher Erwähnung, daß keine Rechtsgründe, ſondern lediglich Großmuth und Willfährigkeit dazu bewegen könnten, geſchehen dürfte. Auch dieſe Bedingung wollte ſich der Fürſt zuletzt obwohl ungern gefallen laſſen."

„Die übrigen Unterredungen mit dem Fürſten lieferten, außer mannigfachem Detail, das ich mündlicher Mittheilung

vorbehalte, nur nähere Erörterungen deſſelben Reſultats, das ich gleich in der Erzählung der erſten Unterredung ſo vollſtändig zuſammengefaßt habe, wie es durch die nachherfolgenden erſt geworden."

Um nichts zu verſäumen, was zum Vortheil der Sache dienen könnte, und auch die perſönlichen Triebfedern ſtärker anzureizen, hatte Tettenborn dem Fürſten von Metternich noch folgendes Schreiben zugeſtellt, welches in feinem und ſogar ſchmeichleriſchem Ton doch eine kühne eindringliche Sprache führte:

„Nach allem was ich Ew. Durchlaucht in meinem Auftrage vorzulegen gehabt, fühle ich die Mittheilung, zu der ich berufen bin, noch nicht erſchöpft! Ich fühle, daß noch ein näherer Standpunkt hier für mich ſtattfindet, den das innige Bewußtſein früherer mir ewig theuren Verhältniſſe und das lebhafte Gefühl der höchſten perſönlichen Verehrung und Anhänglichkeit für Ew. Durchlaucht mir anweiſen! Von dieſem Standpunkt aus bin ich gedrungen, dem wohlwollenden Vertrauen, auf welches ich in meiner Seele jeden Anſpruch feſtzuhalten wünſche, mit hingebender Freimüthigkeit meine innerſte Meinung noch beſonders zu eröffnen."

„Die Angelegenheit, in welcher ich zu reden habe, iſt von einer ganz eignen Art; ich darf ſagen, daß in den Verhältniſſen der neuern Politik nichts Aehnliches dargeboten wird. Dieſe Eigenſchaft beſteht weniger in der Sache ſelbſt, als in der Stellung, welche die vier Mächte dabei haben, und die durch den Verlauf weniger Jahre als eine ſo ſehr verſchiedene von derjenigen erſcheint, welche anfangs dabei Statt fand. Die Anordnungen durch welche Baden bedroht wird, ſind zu Gunſten eines Staates, der ſelber kein Recht gegen Baden hat, und der ſelber auch der Ausführung ſeiner Anſprüche nicht gewachſen iſt; Recht und Macht erwartet Baiern erſt von den vier Mächten; ob die vier Mächte jemals im Stande ſein werden, ein gegründetes Recht gegen Baden an Baiern zu übertragen, das läßt ſich mit Fug bezweifeln, der Gerichtshof, der darüber urtheilt und urtheilen wird, iſt der unabhängigſte von der Welt, und keinen noch ſo angeſehenen Sprüchen zugänglich; daß die vier Mächte genugſame Macht

an Baiern leihen können, iſt dagegen unbezweifelt! Aber iſt es angemeſſen und richtig, iſt es in höheren Grundſätzen und in dem eignen Vortheile der vier Mächte gegründet, dieſe Anwendung ihrer Macht hier für Baiern zu machen? Was zunächſt den eignen Vortheil der Mächte betrifft, ſo hat keine derſelben eine eigne Erwerbung in dieſer Sache zur Abſicht; für Baiern aber eine Erwerbung dieſer Art und unter ſolchen Hinderniſſen mit Gewalt durchzuſetzen, hat keine der Mächte ein Intereſſe, noch eine Pflicht. Weder Rußland noch England, denen die Entlegenheit wohl den Grad aber nicht die Art ihres Antheils ſchwächer beſtimmen kann, haben ein Intereſſe dabei, Baiern auf Koſten Badens vergrößert, Baden und Würtemberg aber gleichſam in Baierns Umfaſſung hingegeben, und durch eine baieriſche Gränzlinie von Böhmen bis Frankreich das ganze ſüdliche Deutſchland abgeſchnitten zu ſehen. Für Preußen tritt das entgegengeſetzte Intereſſe nur um ſo bedeutender hervor, als ſeine eignen Rheinlande in ihrer Iſolirung nicht noch durch eine ſolch zuſammenhängende Ländermaſſe eines unzuverläſſigen Staates in der Flanke bedroht ſein dürfen. Wegen Oeſterreichs unmittelbaren Intereſſes brauche ich keine Bemerkung zu machen; ſeine Tendenz in Deutſchland iſt ſeit langer Zeit nur erhaltend und ſchützend, Baierns Vergrößerung an und für ſich kann nie der Zweck einer Macht ſein, die doch in Baiern nur den einzig denkbaren künftigen Gegner in Süddeutſchland vergrößern würde. Wenn aber nun das Intereſſe der einzelnen Mächte keineswegs den Nachtheil von Baden wollen kann, hat vielleicht die Geſammtheit der vier Mächte ein Geſammtintereſſe, welches die gegen Baden getroffenen Anordnungen erheiſchen darf? Ein ſolches Geſammtintereſſe mag dageweſen ſein, aber jetzt iſt es beſtimmt nicht mehr vorhanden, wohl aber jetzt ein entgegengeſetztes! Die vier Mächte hatten das Geſammtintereſſe, die ſchwierigen Gebietsverhältniſſe, die aus der Umwendung der europäiſchen Verhältniſſe noch übrig waren, auf gute Ausgleichungswege zu leiten, und dieſer wichtige Geſichtspunkt mag die zu Paris wegen Badens gepflogenen Verabredungen begründen ſollen; es konnte damals ſcheinen, als würde Baden den etwanigen Vorſchlägen nicht

ungern Gehör geben, und nur in dieſem Sinne und in dieſer Vorausſetzung mochten jene Verabredungen gemeint geweſen ſein, nicht aber in dem Sinne bloßer Ausſprüche eines Willens der Mächtigen, wie ſie der heftige und unabläſſige Andrang Baierns nachher nicht ohne Glück zu deuten bemüht geweſen. Ihrem Intereſſe haben die Mächte durch ſeitdem ferner erfolgte Beruhigung der Gebietsſachen in Deutſchland, ihrer übernommenen Verpflichtung durch die nichts unverſucht laſſenden Bemühungen zur Erſchütterung der Standhaftigkeit des Großherzogs von Baden mehr als vollſtändig entſprochen. Welcher Beweggrund, wenn weder Intereſſe noch Pflicht, kann die Mächte vorziehen laſſen, daß ſie lieber den Ausſpruch thun möchten: «Wir wollen, und werden es mit Gewalt durchſetzen, daß Baden Länder ohne Entſchädigung an Baiern abtrete» als den andern Ausſpruch: «Wir hätten gewünſcht, Baiern von Baden gegen Entſchädigung eine Länderabtretung zu verſchaffen, und haben alles aufgeboten, um eine ſolche zu bewirken, da aber der Großherzog von Baden ſich durchaus nicht in eine Länderabtretung einlaſſen zu wollen erklärt, auch keine wahrhaften Entſchädigungsgegenſtände ſich angeben laſſen, und wir nicht geſonnen ſind, in die Unabhängigkeit eines ſouverainen Staates einzugreifen, ſo haben die auf die Pariſer Uebereinkunft begründeten Anſprüche Baierns auf ſich zu beruhen.» Und warum ſollten nicht die Mächte wirklich den letztern Ausſpruch vorzugsweiſe ergreifen? Sie würden eine Sache, die ſchon zum Aergerniß von ganz Deutſchland geworden, die ganz Europa zum mißbilligenden Zeugen haben und ein unſeliger Quell tauſendfachen Unheils werden wird, zur höchſten Billigung und Ehre mit Erhaltung aller theuren Grundſätze und Intereſſen, zur allgemeinen Zufriedenheit beendigen!“

„Die vier Mächte ſtehen verbündet an der Spitze der europäiſchen Angelegenheiten; ihre Macht berechtigt ſie zu dem erhabenen Berufe eines wohlthätigen vermittelnden Einfluſſes, wie ihr durch große Thaten herrlich erworbenes Anſehen. Es iſt unendliches Gute an dieſes geehrte Daſtehen einer ſolchen wohlthätigen Verbündung geknüpft. Man glaubt ſie nur im Geiſte der Gerechtigkeit, der Mäßigung und des

Heils zuſammenſtehend, nur ſolche Wirkungen erwarten die andern Staaten und die Völker von dieſer Verbündung. Es wäre eine traurige Wendung dieſes Anſehens, es wäre ein zerſtörendes Beiſpiel des Machtgebrauchs, wenn gleich im Beginne, wenn ohne dringende Nothwendigkeit, wenn gegen das eigne Intereſſe, für eine unerklärliche Rückſicht jener Geiſt der Gerechtigkeit und der ſchützenden Erhaltung verletzt, und ein mindermächtiger Staat mit ſeinen heiligſten Rechten einem andern Staate geopfert würde, dem er in allen Verhältniſſen des Staatsrechts und der Politik völlig gleich ſteht und mit dem er von denſelben Bundesbanden umſchlungen iſt! Welche Sicherheit würde nach einem ſolchen Vorgange in dem neuen Syſteme der Staaten noch geglaubt, welche Bürgſchaft noch für gültig gehalten werden? Welche Rechnung dürften die Mächte ſich in künftiger Wiederkehr ſchwieriger Zeiten, großer Spannungen und Bedrängniſſe auf das Vertrauen der mindern Staaten und der rathloſen Völker machen? Sehr bald ſinken würde das entweihte Anſehen, die mißbrauchte Macht, und der aufgeregte Geiſt des Zeitalters würde ſich nur deſto begieriger der zurückgeſchreckten Meinungsmacht bemeiſtern."

„Nein gewiß! Die Welt erwartet jetzt keinen ungerechten Machtſpruch von dem Vereine der vier Mächte! Sie würde einen ſolchen laut verdammen und verwünſchen. Verzeihen Ew. Durchlaucht einem Soldaten, der in ſeiner hohen Verehrung für Ew. Durchlaucht die ſtärkſte Aufforderung zur Freimüthigkeit findet, die unumwundene Aeußerung, daß ein Ausſpruch zum Nachtheil Badens, ein Ausſpruch, der Badens Lage länger zweideutig und in den, einem unabhängigen Staate gebührenden Rechten und Anſprüchen länger gekränkt erſcheinen ließe, der ganzen Welt für ſo verdammlich und verwünſchenswerth gelten würde. Unwiderruflich iſt hierüber die öffentliche Meinung ſchon entſchieden! Die laute Stimme des Publikums iſt es nicht allein, die für Baden ſpricht, auch die tiefe Stimme im Innern ſelbſt der Gegenparthei giebt ihm recht, und nennt insgeheim unrecht, was ihm angethan werden ſoll; aber auch das Urtheil, das jetzt aus Rückſichten noch gemildert oder verſchwiegen bleibt, wird

einſt in nur deſto härterer Aeußerung rückſichtlos hervortreten.“

„Die neue Ordnung der Dinge in Europa, die unter Ew. Durchlaucht ruhmvollſter Mitwirkung entſtanden, trägt an der Spitze der geehrteſten Namen großer Staatsmänner Ew. Durchlaucht Namen. An die größten Begebenheiten und reichſten Verhältniſſe iſt dieſer Name gebunden, die Verehrung und Anerkennung der Zeitgenoſſen iſt nur der Beginn des ſchönern Ruhmes bei der Nachwelt, deſſen Bild noch nie die Seele ausgezeichneter Männer unbewegt ließ! Auch nicht den kleinſten Flecken werden Ew. Durchlaucht auf dieſen geehrten Namen kommen laſſen, auf keiner Stelle ſeinen Glanz beſchädigt ſehen wollen, am wenigſten, wo weder das Intereſſe des Vaterlandes noch das Gebot politiſcher Verwickelungen ein ſolches Opfer der Perſönlichkeit abdringt. Aber, verzeihen Ew. Durchlaucht, daß ich es gradezu ſage, ein ſolcher Flecken in der ruhmvollſten Laufbahn würde immer die Verkennung der gerechten Sache Badens ſein, würde jeder Eingriff der zwingenden Macht in Verhältniſſe ſein, die der jetzige Zuſtand Europas keinen Grund anders zu behandeln darbietet, als nach den ſtrengſten Ueberzeugungen der Gerechtigkeit! — Erwiedern Ew. Durchlaucht nicht, daß Sie nicht die Beſchlüſſe des Vereins der vier Mächte leiten, daß Sie nur zum vierten Theile dabei erſcheinen! Die Welt iſt über den tiefern Zuſammenhang der Dinge nicht lange getäuſcht; ſie mißt den Antheil, der Ew. Durchlaucht an der höheren politiſchen Leitung zukommt, nicht nach dem äußern Schein ab, und weiß nur zu gewiß, daß grade in dieſer Sache beſonders, wie ſchon im Allgemeinen, die Anſicht und Meinung Ew. Durchlaucht am meiſten entſcheidend ſind.“

„Vielleicht hätten ſchon längſt die badiſchen Angelegenheiten eine glückliche Wendung genommen, und wären von allen Anforderungen, die über ſie verhängt worden, befreit, wenn ſtatt gehäſſiger Perſönlichkeiten und entfernenden Mißtrauens eine offene und vertrauenvolle Näherung zu dem öſterreichiſchen Hofe ſich gezeigt hätte! Baden iſt von ſeiner natürlichen, durch Lage der Länder wie durch Stellung der politiſchen Verhältniſſe gebotenen Haltung abgedrängt, ſobald

es getrennt von den großen Mächten, und zwar beſonders von Oeſterreich getrennt daſteht. Die feſteſte Angeſchloſſenheit, die ſorgfältigſte Berückſichtigung, welche nur immer mit ſeiner Selbſtſtändigkeit verträglich ſind, ſollten nicht aufgehört haben ſeit 1813 ſein Verhältniß zu Oeſterreich zu bilden. Niemand iſt durchdrungener von dieſer Einſicht als ich, niemand kann mehr von dem Gegentheil gelitten haben, als ich! Möchte ich ſo glücklich ſein, dies richtige und natürliche Verhältniß zurückzuführen, die Bande deſſelben neu und ſtärker zu knüpfen. Wenigſtens wollen Ew. Durchlaucht von mir perſönlich überzeugt ſein, daß es unmöglich iſt, mit mehr Zuverſicht und Vertrauen, mit mehr Offenheit und Freimüthigkeit entgegenzukommen, als mir hier zu haben nicht nur die wohlüberlegteſte Abſicht, ſondern auch die unwiderſtehlichſte Nothwendigkeit in dem Gefühl meines perſönlichen Verhältniſſes zu Ew. Durchlaucht auferlegt! Ich hege das beruhigende Vertrauen, daß Ew. Durchlaucht den Triebfedern, die mich dieſe Sprache an das Gemüth Ew. Durchlaucht führen ließen, in Ihrer wohlwollenden Güte keine Mißachtung zuwenden werden!“

„Die Entſchließung des Großherzogs von Baden, in ſeiner Weigerung gegen jede Forderung zu beharren, und ſein Recht bis auf das Aeußerſte, ja in offenbarer Gefahr zu vertheidigen, fand ich übrigens ſchon unerſchütterlich gefaßt, als ſein Vertrauen mich zur Theilnahme an dieſen Geſchäften berief, und ich muß mit der Bemerkung ſchließen, daß ich, auch ohne die eigne, allerdings damit übereinſtimmende, Meinung, nicht einmal vermöchte, darin eine Aenderung hervorzubringen.“

Hiemit war nun wohl ein guter Grund gelegt, aber mündliche Verabredungen gaben keine ſichere Gewähr, die Anſichten konnten jeden Augenblick wechſeln, und es fragte ſich, welche Vortheile Baiern ſich beim Kaiſer von Oeſterreich etwa ſchon geſichert habe? Auch über die perſönliche Geſinnung des Kaiſers von Rußland war man im Dunkeln. Den König von Würtemberg, der hierüber ebenfalls Auskunft erlangen konnte, hatte man badiſcherſeits unbegreiflicherweiſe nicht nur auf's neue ganz vernachläſſigt, ſondern auch durch allerlei

Argwohn verdrießlich gemacht, ſo daß er die badiſchen Miniſter beſchuldigte, ſie verführen nicht aufrichtig gegen ihn, und er werde ſich zurückhalten, damit er, wenn Baden am Ende doch mit Baiern ſich vertrüge, nicht für ſich allein bloßgeſtellt bliebe. Dergleichen Mißverſtändniſſe aufzuklären, durch genaue Schilderung der perſönlichen Dinge, der vielfachen, ſich durchkreuzenden Einflüſſe, der oft ganz gemeinen Ränke, von denen es hier wimmelte, war eine meiner dringendſten Aufgaben. Es gelang mir auch diesmal wieder, das gute Vernehmen herzuſtellen. Der König ſchrieb mir zur Antwort:

Stuttgart, den 19. September 1818.

„Ich fange meinen Brief mit einem Dank an für Ihren guten Rath; wenn ich nicht ſogleich darauf Rückſicht nahm, ſo geſchah es aus dem Grund, weil ich unmöglich glauben konnte, daß man in Baden ſo krank iſt, ſolchen erbärmlichen Einflüſterungen Glauben beizumeſſen, nach allem, was ich gethan habe, und was der Welt offen vor Augen liegt; meine offene Erklärung gegen das badiſche Miniſterium wird nun, wie ich hoffe, die ganze Sache niederſchlagen, wenn jede weitere Verbindung mit dieſem Hof nicht Werth in meinen Augen verlieren ſoll, denn ich geſtehe, daß ich ſolchem niedrigen Argwohn nur mit Verachtung zu begegnen wüßte. Zu einem Zeitungsartikel kann ich mich aber in keinem Fall entſchließen, denn dem wohlunterrichteten Publikum müßte wohl lächerlich erſcheinen, wenn ich mich mit einem Napoleoniſchen Schuft in eine Zeitungsfehde einließe, und das iſt Bignon einmal in meinen Augen, bei allen ſeinen Talenten als Redner und Schriftſteller!“

„Nach meinen Nachrichten iſt General von Tettenborn zwar höflich und anſcheinend zuvorkommend, aber doch nicht aufrichtig behandelt worden, ich rathe alſo ſehr zur Vorſicht und zu beſtimmten Erklärungen bei der weiter anzuknüpfenden Unterhandlung, ſonſt möchte man ſehr nachtheilige Folgen daraus zu ziehen ſuchen. Die Konſtitutionsſache hier hat nun diejenige Wendung genommen, welche ich vorausſah, man ſagt, man werde die Garantie übernehmen,

wenn beide Theile darüber einig ſein würden! Gegen dieſes Argument läßt ſich vernünftig nichts ſagen, es wird alſo dringend nöthig werden, dieſe Erklärung vor allen Dingen von den Ständen zu erhalten."

„General Müffling äußerte in den letzten Tagen gegen einen meiner vertrauten Diener, daß es durchaus nothwendig ſei, daß Oeſterreich Breisgau wieder erhalte; wie hängt dies mit den Aeußerungen des Kanzlers zuſammen, oder nicht zuſammen!!!"

„Dem Großherzog wünſche ich von ganzem Herzen eine glückliche Reiſe, Sie haben ihm einen wichtigen Dienſt erwieſen, ihn zu dieſem Entſchluß zu vermögen."

Die Reiſe des Großherzogs, welche der König als gewiß annahm, ſtand indeſſen noch in weitem Felde. Zwar bewirkte Tettenborn nach ſeiner Rückkehr von Aachen durch kräftig ergriffene Maßregeln, daß der Großherzog endlich Griesbach verließ, wo der Aufenthalt bei ſchon nahendem Herbſt durchaus als ſchädlich erkannt wurde; jedoch kam er nicht einmal bis Karlsruhe, ſondern lenkte unterwegs ein und bezog das einſam liegende Luſtſchloß Favorite bei Raſtadt. Der Gedanke an die größere Reiſe war bei ihm ſchon ſo gut wie erſtickt durch die erſte Anregung einer Maßregel, die der Abreiſe unerläßlich vorhergehen mußte, nämlich der Anordnung einer Regierungskommiſſion, die in ſeiner Abweſenheit das Land verwalten ſollte. Dieſe Vorſtellung war ihm durchaus ſchrecklich. Er ſelbſt hatte wahrlich von der Regierung wenig Genuß, und ſuchte ihn auch nicht; aber den Gedanken, ſie dem Markgrafen Ludwig, der Markgräfin Mutter zu überlaſſen, vermochte er nicht zu ertragen. Hätte er ſeine Miniſter, hätte er Tettenborn in höchſter Stelle damit beauftragen können, ſo würde die Sache ihm nicht ſo ſchwer geworden ſein, allein er ſah es ein, daß jene Perſonen nicht zu umgehen waren, ja, daß ſie, wenn er ſie ausſchlöſſe, auch wider ſeinen Willen den wichtigſten Einfluß üben, die Ober- und Unterbeamten ſämmtlich vor ihnen ſich beugen würden. Nun kam plötzlich noch der Argwohn, ſein Oheim oder ſeine Mutter könnten wohl gar den Gedanken ſeiner Reiſe veranlaßt, die Sache mit eigner Abſicht betrieben haben. Er

muſterte die Perſonen, die um ihn her waren, und er war ſcharfſichtig genug in einigen die wachſende Hinneigung zu ſeinem Nachfolger wahrzunehmen, eine vielleicht ſchon beſtehende Gemeinſchaft zu ahnden. In Tettenborn und mich ſetzte er kein Mißtrauen, ſo wenig wie in die Großherzogin, allein er hielt für möglich, daß wir unbewußt Andern als Werkzeuge dienten, denn an Liſten und Ränken glaubte er ſich jeder Klugheit, die ſolche verachtete, überlegen. Als Tettenborn die Spuren dieſes Mißtrauens bemerkte, hielt er für nöthig, damit niemand uns zuvorkäme, dem Großherzog den ganzen Zuſammenhang von Hufeland's Kommen aufzudecken, daß die Großherzogin und ſeine Getreuſten den Anſchlag erſonnen, aber ihn freilich nicht ohne Wiſſen der Frau Markgräfin auszuführen gewagt, daß dieſe dann aus herzlicher mütterlicher Bekümmerniß beigeſtimmt habe, woraus der Schein entſtanden ſei, als rühre alles von ihr her. Der Großherzog war erſchüttert und gerührt, ſo viele für ihn thätige Liebe hatte er nicht erwartet, er konnte ſich der Thränen nicht erwehren, und ſprach für Alle, die mitgewirkt hatten, den wärmſten Dank aus; beſonders machte die Theilnahme des Königs von Preußen, der ſeinem Leibarzt die Reiſe befohlen, auf ihn tiefen Eindruck. Indeß war die Schwierigkeit hiemit nicht gehoben; hatten jene Perſonen auch das Hinzutreten Hufeland's und ſeine Rathſchläge nicht veranlaßt, ſo mußten ihnen doch jedenfalls die Früchte davon zu Theil werden, und das war ihm durchaus zuwider. Nicht ſagte er es gerade heraus, daß er die Reiſe nicht machen wolle, vielmehr ließ er ſie ſtets in Ausſicht ſchweben, allein er fand immerfort Gründe des Aufſchubs, der Hinzögerung, und ſeine Nächſten erkannten bald, daß er in ſeiner Unſchlüſſigeit die kurze Friſt, in der die Reiſe bei guter Jahreszeit noch geſchehen konnte, ungenutzt werde verſtreichen laſſen. Sonderbar genug wünſchten auch die Anhänger Baierns, er möchte nicht reiſen, denn eine Regierungskommiſſion, meinten ſie, würde ſtreng und hartnäckig im Verweigern ſein, während von ſeiner Schwäche im entſcheidenden Augenblick alles noch zu hoffen ſtehe; worin ſie ſich aber täuſchten, denn ſeine Schwäche wurde

zur Stärke, wenn es keiner That bedurfte, ſondern nur der Unthätigkeit.

Ueberhaupt machte ſich in Betreff der Rathſchläge, die hier zu geben waren, ein bedeutender Unterſchied bemerkbar. Es gab redliche wackre Männer, denen das Heil des badiſchen Landes und Hauſes aufrichtig am Herzen lag, welche dieſem Zwecke mit allen Kräften dienten, jedes Opfer zu bringen bereit waren; aber die Perſon des Großherzogs kam *ihnen* dabei weniger in Betracht, theils war ſie an ſich zu dürftig und geſunken, als daß man ſich für ſie hätte begeiſtern können, theils erſchien ſie ſogar als ein Hinderniß, und das Wohl des Ganzen ohne ſie leichter zu erreichen. Etwas von dieſer Denkart war ſelbſt in Reizenſtein, der dem badiſchen Fürſtenhauſe tief anhänglich eben deßhalb auf das einzelne, noch dazu ſchon halbverunglückte Mitglied deſſelben weniger Werth legte. Tettenborn hingegen, dem ich hierin mich völlig anſchloß, mochte Land und Haus von der Perſon des Fürſten keinen Augenblick trennen, wollte vor allem auch das Heil des letztern. Uns war die Reiſe des Großherzogs kein politiſcher Zweck, ſondern ein *Mittel* ſeiner perſönlichen Rettung, wir wünſchten den armen Leidenden erhalten, geneſen zu ſehen; ließ mit dieſer Abſicht jener Zweck ſich vereinigen, widerſprach er ihr nur nicht, ſo war es uns freilich nur deſto lieber. Dieſe Geſinnung oder Gefühlsweiſe, welche vor allem den Menſchen berückſichtigt, das Perſönliche voranſtellt, und Sachen und Begriffe ihm unterordnet, hat mich durch mein ganzes Leben begleitet, und wenn ich mir auch denken kann, daß eine Sache ſo ſtark und heilig ſei, um ihr jene Rückſicht willig zu opfern, ſo darf ich doch geſtehen, daß die Wirklichkeit bisher mir ſolche Fälle nicht zugeführt hat.

Der Großherzog war mit Tettenborn's Hülfe kaum von Griesbach fort und in die Favorite gezogen, ſo mußte dieſer gleich wieder nach Frankfurt und Mainz eilen, um die ruſſiſchen Staatsmänner, die zu den Kongreßgeſchäften berufen waren, zu beſprechen, und den Kaiſer Franz zu be-

grüßen, der bereits unterwegs war. Hier folgt Tettenborn's Bericht über ſeine Unterredungen mit den Ruſſen:

„Ich traf am 21. September in Frankfurt ein, woſelbſt die ruſſiſchen Staatsminiſter Grafen von Neſſelrode und Kapodiſtrias bereits angekommen waren. Ich verfügte mich ſogleich zu Herrn von Anſtett, um von ihm über die Stellung der Dinge die vorläufigen Erkundigungen einzuziehen, und fand bei ihm dieſelben guten Geſinnungen, die er ſchon häufig für die badiſchen Angelegenheiten bewieſen, mit hoffnungsvollem Eifer verbunden. Die Theilnahme für Baden auf der einen Seite ſcheint auf der andern Seite die Verlegenheit vermehrt zu haben, in welcher man nur endlich dieſer Sache entledigt zu ſein wünſcht. So hatte ſich unter andern Graf Kapodiſtrias gegen Herrn von Anſtett geäußert, daß er gern tauſend Louisd'or aus ſeiner Taſche geben würde, um dieſe Sache beendigt zu wiſſen. — Bei meinem erſten Beſuche bei dem Grafen Kapodiſtrias bemerkte ich jedoch, daß Herr von Anſtett ſeine Anſichten demſelben noch nicht ausführlich mitgetheilt haben müſſe, denn er ſprach mit mir auf eine Weiſe, die mich vermuthen ließ, daß er den Faden der Geſchichte ganz verloren habe; er kam von dem Weſen der Sache jeden Augenblick ab, und ging in allgemeinere Beziehungen über. Er verſicherte, es ſei ſehr zu bedauern, daß der Großherzog die Verfaſſungsurkunde nicht ſchon früher gegeben, indem der gute Eindruck derſelben dann ſchon würde Früchte getragen haben, dagegen jetzt die Sache noch zu neu, und dem ruſſiſchen Kaiſer erſt noch recht bekannt zu machen ſei. Ich entgegnete, daß die Urſachen, welche das Erſcheinen der Verfaſſungsurkunde verzögert hätten, zum Theil ganz andere wären, als man vorausſetze, und zwar größtentheils ſolche, die man von ruſſiſcher Seite als die zarteſten Rückſichten des Großherzogs für alle dem Kaiſer auf irgend eine Weiſe werthen Beziehungen anerkennen müſſe. Nach dieſen Aufſchlüſſen, die ihm ſo neu als wichtig erſchienen, fuhr der Graf in ſeinen Aeußerungen fort, und tadelte, daß man auch die Territorialſachen zu lange habe ruhen laſſen. — «Was kann Ihnen», ſagte er, «im Grunde an einem Stück Land gelegen ſein?

Sie ſind ja kein erobernder Staat!» — Ich drückte ihm mein Erſtaunen über dieſe ſo unerwartete als ſeltſame Wendung aus, und erwiederte, daß ich hierauf nur durch die einfache Bemerkung zu antworten brauchte, daß ein Mann, der eine Million Einkünfte beſäße, wohl keine Luſt haben könne, mit einem andern, der nur hunderttauſend habe, zu tauſchen. Der Graf vertheidigte ſeine Aeußerung nicht weiter, und bemerkte nur noch, wie ſchwer es ſein würde ein Mittel zu finden, um aus der Sache herauszukommen; ich erwiederte, daß ich dies Mittel gefunden zu haben glaubte, und theilte ihm das jetzige Projekt mit, ſoweit er davon zu wiſſen brauchte; da ich ihm jedoch nicht ſagen durfte, daß wir ſchon mit Oeſterreich deßhalb Rückſprache genommen, ſo blieb er bei der Meinung, daß alles darauf ankäme, wie der Fürſt von Metternich die Sache anſehen würde. Eine große Gleichgültigkeit gegen die deutſchen Angelegenheiten, die dem ruſſiſchen Miniſter im Allgemeinen unwichtig und geringfügig ſchienen, war aus allem zu entnehmen. Ich ging daher im Geſpräch zu den höheren Grundſätzen über, die der ruſſiſche Kaiſer allgemein als die ſeinigen aufgeſtellt habe, und nach welchen er niemals eine ſo ſchreiende Ungerechtigkeit, wie man gegen Baden im Sinne gehabt, gut heißen und noch weniger an ihrer Ausführung theilnehmen könne; ich bemerkte, daß dieſe Sache, wie gering ſie auch ſcheinen möge, genugſamen Zunder zu großen Unruhen in ganz Deutſchland enthalte, denn der Großherzog ſei entſchloſſen von ſeinen letzten entgegenkommenden Propoſitionen auch nicht um ein Haarbreit abzuweichen, ſondern, wenn dieſe nicht zum Ziele führen ſollten, feſt und ruhig die Dinge abzuwarten, und geſtützt auf ſein Recht eher mit den Waffen in der Hand unterzugehen, als freiwillig ſeine heiligſten Rechte kränken zu laſſen und ſich der fremden Willkür hinzugeben; übrigens, ſetzte ich hinzu, würde es gewiß dahin nicht kommen, denn man vertraue allgemein mit Recht der Ueberzeugung, daß die hohen Souverains, ſo wie ihre Miniſter alles anwenden würden, um dieſe ſo gehäſſige Sache mit Gerechtigkeit zu beendigen. Der Graf verſicherte, daß man von Seiten Rußlands gewiß bereit-

willig die Hand dazu bieten würde, indeß ſah ich aus allen ſeinen Aeußerungen wohl ganz deutlich, daß man ſich ruſſiſcherſeits hierin der Meinung des Fürſten von Metternich am meiſten anſchließen wird. — Der Miniſter ſprach darauf noch viel von ſeinem perſönlichen Wunſche die Sache baldigſt abgemacht zu ſehen; dies zu erleichtern, meinte er, könnte Baden auch wohl für die Anerkennung der Succeſſion ſich ein Opfer gefallen laſſen. Ich bewies ihm aber mit ſiegenden Gründen, daß wir überzeugt ſein müßten, dieſe Anerkennung von niemand beſtritten zu ſehen, indem die Souverains ſich ja ſelber das Recht, Succeſſionen zu beſtimmen, zweifelhaft machen würden, wenn ſie dies dem Großherzoge, der ganz gleiche Rechte mit allen habe, abſprechen wollten; daß wir aber jenen Grundſatz auf keine Weiſe gelten laſſen dürften, indem ich deſſen Anwendung für uns in den Vergleich ſtellte, daß man uns Haus und Garten nehmen, aber jenes für dieſen, wenn wir darauf verzichteten, wieder zurückgeben wolle. Herr von Anſtett, der in dem Augenblick ankam, als ich mich entfernte, verſicherte mich ſpäter, daß er dem Grafen Kapodiſtrias in der alsdann erfolgten Unterredung erſt die wahren Geſichtspunkte der Sache gegeben habe, und nun mit Beſtimmtheit hoffe, daß derſelbe nach allen Kräften zu einer für Baden günſtigen Entſcheidung mitwirken würde. Aus der ganzen Unterredung ergab ſich mir jedoch deutlich genug, daß von dieſer Seite kein kräftiger Schritt zu erwarten iſt."

„Graf von Neſſelrode, den ich ſodann beſuchte, war ſehr verlegen, als ich über dieſe Sache mit ihm ſprach; er gab ausweichende Antworten, und verſicherte zwar, daß er recht ſehr wünſche die Sache beendigt zu ſehen, bezog ſich aber ebenfalls auf den Fürſten Metternich, und rieth mir, mit dieſem einen Ausweg zu ſuchen, der dann gewiß angenommen werden würde. Ich fühlte keinen Beruf, mich mit dieſem Herrn weiter einzulaſſen, und ließ es, nachdem ich ihm in ſtarken Worten die ganze Abſcheulichkeit der Sache vorgehalten, dabei bewenden."

„Eine ähnliche Sprache führte Graf Goloffkin, nur daß er die Bemerkung hinzufügte, der Kaiſer habe ſich an den Traktat von Frankfurt zu halten, worin der Großherzog

ſich zu einem Opfer anheiſchig gemacht. Ich widerlegte dieſe Behauptung, indem ich ihre Abſurdität aufdeckte, und verſicherte, daß ſelbſt Fürſt Metternich mir nichts Aehnliches geſagt, und daß ich überhaupt noch niemand gefunden, der unſer Recht nicht eingeſehen hätte, und daß wir ſelbſt von dem Bewußtſein unſerer guten Sache ſo durchdrungen wären, um unſere Ueberzeugung bei jeder Gelegenheit an den Tag zu geben, daß, wenn der Großherzog auch ein kleines Opfer zu bringen geneigt wäre, dies nur in der Vorausſetzung geſchehen könnte, daß dies Opfer nur als ein freiwilliges betrachtet würde, welches der Großherzog aus ächtem Patriotismus bringe, um den unglücklichen Folgen, die aus dieſer Sache für ganz Deutſchland entſpringen könnten, vorzubeugen. Der Wunſch, dieſe ganze Angelegenheit baldigſt zu einem leidlichen Reſultat geführt zu ſehen, bezeugte auch hier das unheimliche Gefühl, womit die ruſſiſchen Miniſter ſich bei dieſer Sache finden, deren Gehäſſigkeit ſie ſich wohl eingeſtehen müſſen."

„Auf dem Johannisberge befand ſich auch Graf von Rechberg, aber in Benehmen und Sprache ſehr kleinlaut, wie ich aus guter Quelle erfahren. Er hatte mehrmals mit dem Fürſten von Metternich über die Territorialverhältniſſe zu ſprechen verſucht, aber nur zur Antwort erhalten, daß man hoffe, Baden würde nun die Sache wieder in Anregung bringen, und daß dann vielleicht eine Ausgleichung zu Stande kommen könnte. Das ſchüchterne Weſen des Grafen von Rechberg, ſeine Verlegenheit und geringe Zuverſicht ſind mehreren Perſonen aufgefallen, und haben bei den Oeſterreichern die Hoffnung neu belebt, unſere Sache günſtig beendigen zu können."

„Die Militairangelegenheiten des Deutſchen Bundes haben hauptſächlich den Aufenthalt auf dem Johannisberge ausgefüllt. In der Verlegenheit, worin man ſich wegen der Anordnung dieſer Sache befindet, verfiel man daſelbſt auf den Vorſchlag, Sachſen mit Baden und Würtemberg zu einem Armeekorps zuſammenzuſtellen, dann die beiden Heſſen mit den ſächſiſchen Häuſern, und Naſſau, Luxemburg ꝛc. Anfangs fand ſelbſt Fürſt von Metternich dieſes Projekt

einen Nonsens ohne Gleichen, allein ſpäterhin wurde er dafür gewonnen, und ſpricht nun mit größtem Wohlgefallen von dieſem einzig ſchönen Gedanken!“

„Ehe ich Frankfurt verließ, nahm ich das Ganze unſerer Angelegenheiten nochmals mit Herrn von Anſtett in Berathung; er fand den Stand der Sachen verhältnißmäßig ſehr gut, und die fernern Maßregeln auf die beſte Weiſe eingeleitet. Er war zuletzt noch der Meinung, man müſſe in den einzugebenden Noten ſich bloß dahin äußern, daß man die Sache in Frankfurt wieder zur Sprache zu bringen wünſche, Herr von Berkheim und ich waren aber entgegengeſetzter Meinung, und hielten für beſſer, nach der bereits verabredeten Weiſe zu Werke zu gehen.“

„Nachdem ich in Frankfurt den nach den Umſtänden möglichen Zweck hinlänglich erreicht, und über die Ankunft des Kaiſers von Oeſterreich die neueſten Nachrichten erhalten, reiſte ich am 22. September nach Mainz, wo ich ſpät anlangte, aber ſogleich den Fürſten von Metternich ſah, der mir verſprach dem Kaiſer meine Anweſenheit zu melden. Durch einen Zufall begegnete ich dem Kaiſer noch früher, ehe jenes geſchehen war, und ich überreichte ſogleich das Schreiben Ew. Königlichen Hoheit, welches ſehr gnädig aufgenommen wurde.“

Wir ſehen, welch geringe Sache die badiſche für die ruſſiſchen Diplomaten war, wie ſie dieſelbe im Einzelnen gar nicht kannten, und nach vorgefaßten Phraſen — Meinungen darf man es kaum nennen — darüber urtheilten. Weit entfernt, den Kaiſer über den wahren Sachverhalt zu unterrichten, hatten ſie nicht einmal die Meinung, die er bisher durch einzelne Aeußerungen darüber zu erkennen gegeben, gehörig aufgefaßt und ausgebildet, ſondern ſie nur verſchoben und verwirrt. Selbſt Herr von Anſtett, der den größten Eifer für Baden haben wollte und in Berſtett einen ſeiner Schützlinge zu vertreten hatte, war weder unterrichtet noch eifrig, und Graf Goloffkin eben ſo wenig, trotz der Nähe, in der er lebte, und der Unvermeidlichkeit, mit der in Stuttgart die Sache ſich täglich aufdrang. Die Aengſtlichkeit wegen Oeſterreichs, das auf großen Opfern Badens

beſtehen werde, zeigte klar, daß ſie auch in Betreff der Abſichten des Fürſten von Metternich ziemlich im Dunkeln waren.

Schwieriger war die Aufgabe Tettenborn's dem Kaiſer Franz gegenüber. Hier fand nicht Unkunde Statt, ſondern beſtimmter Anſpruch, widriger Sinn gegen das badiſche Haus, das von öſterreichiſchen Verluſten groß geworden war. Wieder war es ein Glück, daß Tettenborn dem Kaiſer ſo gut bekannt war, und ſchon in früheren Verhältniſſen ſein freies Wort bei ihm gehabt hatte, für einen Andern wäre es nicht rathſam geweſen, gegen den Kaiſer, der ſich ſeiner innern Schwäche bewußt und deſto eiferſüchtiger auf ſein äußeres Anſehen war. Hier iſt der von Tettenborn erſtattete Bericht:

„Der Kaiſer beſtellte mich auf den andern Tag Abends ſechs Uhr, weil er, wie er ſich ausdrückte, mit mir beſonders und ausführlich ſprechen wolle. Ich wurde ſehr gnädig empfangen; Seine Majeſtät gedachten mit Wohlgefallen meines ehemaligen Verhältniſſes in ihren Kriegsdienſten, und ſprachen mit gewohnter Offenheit. Zur Sache übergehend fing der Kaiſer ſogleich mit der Verſicherung an, daß er Pflichten gegen Baiern habe, die er nicht unerfüllt laſſen könne, und daß hinwiederum der Großherzog von Baden auch Verpflichtungen gegen ihn habe, die dabei in Betracht kämen. Ich konnte nicht umhin, Seine Majeſtät zu bitten mir zu ſagen, welches dieſe Verpflichtungen denn eigentlich wären? Der Kaiſer, ohne dieſe Frage direkt zu beantworten, lenkte auf den Traktat von Frankfurt ein, nach deſſen Beſtimmungen Baden zu Gebietsveränderungen die Hand nicht verweigern könne. Ich erwiederte hierauf, daß alles dasjenige, was aus dem Traktat von Frankfurt rechtlich gefolgert werden könne, für Baden nicht ſo nachtheilig ſei, als man gewöhnlich annehme, daß dieſer Traktat nichts enthalte, was Seine Königliche Hoheit verpflichtete irgend ein Opfer zu bringen; ich legte beſonders Nachdruck auf die Bemerkung, daß Seine Majeſtät und Ihre Verbündeten die disponibeln Gegenſtände für Entſchädigungen, die jener Traktat verſpreche, bereits früher vergeben hätten, und damit

ſowohl der Grund einer Forderung an Baden als auch die Möglichkeit einer Entſchädigung weggefallen ſei; der Kaiſer ſchien das Gewicht dieſes Einwurfes zuzugeſtehen, und verließ dieſe Seite, um zu der badiſchen Erbfolgeordnung überzugehen. Niemals, erklärten Seine Majeſtät, würden Sie die Grafen von Hochberg anerkennen; der lebhaften Aeußerung des Kaiſers ſetzte ich die ruhige Bemerkung entgegen, daß Seine Königliche Hoheit feſt überzeugt ſeien, daß niemand Ihnen das Recht Ihrer Succeſſionsbeſtimmung ſtreitig machen könne, und daß Seine Majeſtät, indem Sie hierin das Recht Seiner Königlichen Hoheit angreifen wollten, auch Ihren eigenen Rechten zu nahe träten, indem auch die Anordnungen der großen Souverains in dieſer Rückſicht keine andere Rechtsgrundlage haben könnten, als die des Großherzogs von Baden, welcher, obwohl nicht 500,000 Mann zu ſeinem Gebote ſtänden, an Rechten jedem andern Souverain vollkommen gleich ſei. Der Kaiſer mußte hiezu einſtimmen, er bejahte dies ausdrücklich, und ſagte, die Gleichheit der Souverains als ſolcher ſei ganz unläugbar; jedoch kam er auf das Frühere zurück, verſicherte, daß die Einwohner des Breisgau's ſo ſehr wünſchten zu ihm zurückzukehren, und daß auch ihm ſelbſt dieſe Unterthanen ſehr theuer geweſen. «Es war mir», ſagte Seine Majeſtät, «als ob man mir ein Stück aus dem Leibe ſchnitte, als man mir den Breisgau wegnahm!» Die Grafen von Hochberg auch in dieſem Lande als Nachfolger anzuerkennen, fand der Kaiſer zu viel verlangt. Ich erwiederte, daß in dieſem Augenblick von den Grafen Hochberg noch nicht die Rede ſei, deren überhaupt nur auf vorſorgliche Weiſe für einen Fall, der hoffentlich gar nicht Statt finde, gedacht worden, und daß als nächſter Erbe dann erſt der Markgraf Ludwig daſtehe; gegen dieſen, meinte der Kaiſer, könnte er freilich nichts einwenden, er glaubte aber, daß der alte Großherzog, wenn er noch lebte, ihm den Breisgau freiwillig zurückgeben würde, worauf ich jedoch entgegnen zu müſſen glaubte, daß die Pflichten eines Fürſten auch ſeiner Neigung nicht geſtatteten, ganze Provinzen ſeines Landes nach Willkür wegzuſchenken. Auf die Bemerkung

des Kaiſers, daß der Großherzog ſehr ſchwierige Unterthanen habe, indem die Pfälzer wieder zu Baiern, die Breisgauer aber zu ihm verlangten, führte ich Seiner Majeſtät die von Ihnen ſelbſt an den Niederländern gemachten Erfahrungen als Beweis an, wie allgemein und begreiflich ſolche Verhältniſſe ſeien, indem man immer das verlange, was man nicht habe, daß aber die Seiner Majeſtät berichtete Stimmung mehr einigen wenigen Familien, als dem Volke angehöre, und daß dieſes auch große Zeichen der Ergebenheit an Baden geliefert habe.“

„Nach mehreren Wendungen des Geſprächs, welches ſchon ſehr lange gedauert hatte, richtete ich an den Kaiſer die Aeußerung, daß ich gar nicht zweifelte, Seine Majeſtät würden auch über den Punkt der Grafen von Hochberg den Hoffnungen Badens nachgeben, ſobald die nächſte, durch neue entgegenkommende Vorſchläge von Seiten Badens einzuleitende Unterhandlung in Gang gekommen. Der Kaiſer läugnete nicht, daß ihm die gute Beendigung dieſer Sache auch ſehr am Herzen liege, und er ſie eifrigſt zu befördern wünſche, daß dies aber ohne ein Opfer nicht möglich ſei, indem er ſonſt die Verpflichtungen gegen Baiern nicht erfüllen könnte. Ich erwiederte, daß Seine Königliche Hoheit ein mäßiges Opfer bringen wollten, doch müſſe dies von der Art ſein, daß man es vor den am 1. Februar des neuen Jahres zuſammenkommenden Landſtänden rechtfertigen könne, denn die Untheilbarkeit des Landes ſei in der Konſtitution als ein Grundſatz des Staats deutlich ausgeſprochen. Nach mehrmaliger Verſicherung der eifrigſten Wünſche zur Beendigung der Sache entließen mich Seine Majeſtät ſehr gnädig, und ich eilte ſogleich zu dem Fürſten von Metternich, um ihm mein Erſtaunen auszudrücken, daß ich den Kaiſer über den Punkt der Reverſion des Breisgaus ſo wenig nachgebend gefunden. Der Fürſt meinte, der Kaiſer habe über dieſen Punkt immer ſo geſprochen, und hege für dieſe Provinz eine beſondere Vorliebe, die er, der Fürſt, aber gar nicht theile, und er würde ſchon auf ſich nehmen, dem Kaiſer hierüber andere Gedanken zu geben, ſobald die Sache mit der projektirten Unterhandlung zu Stande kommen würde.“

So war nun alles geſchehen, was von badiſcher Seite möglich war, und alles ſo gut eingeleitet, daß man den Ausſpruch des Kongreſſes nicht ſehr zu fürchten brauchte; das badiſche Ultimatum war ſo gut wie angenommen, denn Oeſterreich war insgeheim noch günſtiger als Rußland geſtimmt, Preußen nicht zweifelhaft, und Großbritannien ſah den Handel mit größter Gleichgültigkeit an. Doch wurde nichts unterlaſſen, die guten Geſinnungen zu nähren und zu befeuern, die Thatſachen, auf die es ankam, in Erinnerung zu bringen, die dafür gefundenen Schlagwörter fleißig zu wiederholen. Zahlloſe Briefe wurden ausgefertigt, wiederholte Schreiben an Metternich, an Gentz, an Hardenberg, unter der Hand ſogar ſchon an Bernſtorff, der in Aachen als preußiſcher Miniſter zuerſt auftreten ſollte, an alle Perſonen von Bedeutung und Einfluß, die dort verſammelt waren. Die Großherzogin Stephanie ſchrieb an den König von Preußen ihren Dank und empfahl ihm zugleich dringend die Sache des Großherzogs, den die politiſche Anfechtung nicht minder als ſeine Krankheit niederbeuge.

Auf der Favorite ſah es in der That höchſt betrübt aus. Der Großherzog litt noch an der Ueberfahrt von Griesbach, die ihn übermäßig angeſtrengt hatte. Von der Reiſe nach Montpellier war nicht mehr die Rede, ſeine Schwachheit war bisweilen ſo groß, daß man ſeinen Tod ganz nahe glaubte. Von Geſchäften durfte man kaum noch mit ihm ſprechen, ſie mußten einen ſcharfen Stachel in ſich tragen, um ihn zur geringſten Aufmerkſamkeit zu reizen. Leider fehlte es an ſolchen Reizmitteln nicht. Die Freude, welche das ganze Land und ſelbſt die Nachbarländer über das Geſchenk der Verfaſſung bezeigten, die Adreſſen, Dankſagungen, Feſtlichkeiten, konnten ihm keinen großen Antheil erwecken, da der Gegenſtand ſelbſt ihm nicht ſonderlich werth war, und er ſich kaum ein Verdienſt dabei wußte; bald auch erloſch dieſe Freudigkeit in der Trauer und Beſorgniß, welche der nicht mehr zu verhehlende Zuſtand des Großherzogs überall verbreitete. Vor ihm ſelber blieben die

nachtheiligen Gerüchte nicht verborgen, er ſah wie alles auf ſeinen nahen Tod wartete, vielleicht hoffte. In Baden hatten baieriſche Diplomaten ſich feſtgeſetzt, deren Fäden nach allen Richtungen ausgeſpannt und ſogar in der Favorite angeknüpft waren; ſie ſuchten jeden Umſtand zu erforſchen, und es hieß, ſie hätten anſehnliche Belohnungen verſprochen, um ſchnell und zuerſt die Nachricht vom Ableben des Großherzogs zu erhalten. Einer derſelben betrieb die Sache ſo grob, daß die badener Einwohner ihm auffäſſig wurden, und er eiligſt abreiſen mußte. Sein Nachfolger war nicht vorſichtiger, und bemühte ſich einen badiſchen Rittmeiſter zu gewinnen, den er gut eingeweiht und oft auf der Favorite wußte, der aber in ſeiner Treue nicht wankte, und aus beſcheidener Klugheit die Sache verſchwieg. Die Baiern ſagten, der Großherzog müſſe in den nächſten Tagen ſterben, der Kronprinz hatte ſogar, wie Reizenſtein mir erzählte, den beſtimmten Tag dafür angeſetzt. Der Fürſt von Wrede wollte gleich, ſo wie die Nachricht einliefe, baieriſche Truppen in die Pfalz einrücken laſſen; Geheimrath Friederich berichtete aus der Schweiz, daß ein baieriſcher Staatsrath, der ihn als gebornen Pfälzer gern ſchon als halben Baiern anſehen wollte, ihm daſſelbe vertraut habe. Dazu kamen Nachrichten aus Speier und Würzburg, daß an beiden Orten in der Stille ſchon Anſtalten zu Truppenbewegungen gemacht würden. Der Großherzog war in dieſen Tagen ſo elend, daß wirklich ſein Tod plötzlich erfolgen konnte. Was dann geſchähe, wenn Baiern, bevor noch der Kongreß geſprochen hätte, einen Handſtreich vollführte und ſich in den Beſitz der Pfalz ſetzte, dann mit dem alten Ungeſtüm ſeine Forderungen und Klagen erneuerte, Baden in der Verwirrung erſt wieder zur neuen Regierung ſich finden müßte; das war leicht abzuſehen. Die Verurtheilung Badens ſtand in Ausſicht, die Beſchränkung der Erbfolge, die Abreißung der ſchönſten Provinzen. In dieſer Noth traten, nicht die Miniſter amtlich als ſolche, ſondern die erprobten Getreuen, Miniſter und Andere, zu außerordentlicher Berathung zuſammen, und erwogen die drohende Gefahr, die Mittel der Abwehr. Ich lebte in beſtändigem Wechſel des Aufenthalts

zwiſchen Karlsruhe, Baden und der Favorite, ich ſah beinahe täglich Reizenſtein, Berſtett, Tettenborn, falls er nicht ſelber unterwegs war, öfters die Großherzogin, den Großherzog ſelten, weil er ſich ungern ſehen ließ. Bevor man einen Entſchluß faßte, fragte man mich auf's Gewiſſen, ob ich noch der feſten Meinung ſei, daß man ſich auf den König von Würtemberg verlaſſen könne, daß er Baden keinenfalls im Stich laſſen werde? Ich glaubte dies verbürgen zu können. Hierauf beſchloß man dann einſtimmig, was Tettenborn im voraus für ſolchen Fall angerathen hatte, die badiſchen Truppen auf den Kriegsfuß zu ſtellen, und Gewalt mit Gewalt abzuwehren. Der Großherzog unterzeichnete den Befehl zur Einberufung der Beurlaubten. Bei Mannheim ſollten 12,000 Mann, bei Freiburg 6000 ſchleunigſt zuſammengezogen werden; war es nöthig, ſo konnten binnen drei Wochen 30,000 Mann kriegsfertig daſtehen. Ich aber gab ſogleich dem Könige von Würtemberg von dem Kraftentſchluß Nachricht, und forderte ihn auf, dieſen durch gleiche Maßregeln zu unterſtützen; er that es auf der Stelle, und ertheilte dem badiſchen Geſandten General von Harrant in Stuttgart die bündigſten Zuſicherungen, in München aber ließ er durch ſeinen Geſandten eine nachdrückliche Note abgeben, die nach den Abſichten fragte, welche die Baiern auf die Beſetzung der Pfalz etwa hegten, und die Erklärung hinzufügte, daß er einen Eingriff dieſer Art nicht dulden, die Ueberſchreitung der badiſchen Gränzen durch baieriſche Truppen als einen Bruch des deutſchen Bundes betrachten, ſeinen Geſandten von München abrufen, und ſeine Truppen mit den badiſchen vereinigen würde. Zugleich wurden auch würtembergiſche Rüſtungen anbefohlen. Dieſes tapfere Auftreten Badens und Würtembergs machte gewaltigen Eindruck, alles fühlte ſich erfriſcht von Muth und Kraft. Die beurlaubten Badener eilten freudetrunken zu den Fahnen, es meldeten ſich Freiwillige zum Kriegsdienſt, franzöſiſche und ſchweizeriſche Offiziere wollten ſich anſchließen. War Baden durch dringende Noth zum Aeußerſten bereit, ſo hatte Würtemberg die glänzendere Triebfeder der großmüthigen Hülfeleiſtung, der uneigennützigen Theilnahme

für den bedrohten Nachbar. Hier zeigte ſich nun recht der Vortheil des Muthes, der Entſchloſſenheit. Baiern war doppelt ſo ſtark als Würtemberg und Baden zuſammen, aber ſo überraſcht war man in München durch das plötzliche Herausfordern, ſo verſchüchtert durch den Zuſammenſchlag von Wort und That, daß man der eigenen Kühnheit, mit der man noch eben ſelber hatte auftreten wollen, gänzlich vergaß, dem Könige von Würtemberg zufriedenſtellende Erklärungen gab, und völlig abläugnete, militairiſche Maßregeln gegen Baden überhaupt im Sinne gehabt zu haben. Nach dieſer vereinten, auch in Aachen ſtarken Eindruck machenden Kraftäußerung konnten Würtemberg und Baden ihre Truppenrüſtungen wieder einſtellen, Baden jedoch behielt, ungeachtet des bedeutenden, bei ſeinen zerrütteten Finanzen doppelt ſchweren Geldopfers, einen Theil der ſchon eingerückten Mannſchaften aus Vorſicht bei den Fahnen. Der Zuſtand peinlicher Kriſis und gedrückter Erwartung ſchien gar nicht enden zu wollen; von den Berathungen in Aachen war wenig zu hören, ſie betrafen fürerſt nur Frankreich, der badiſchen Sache geſchah noch keine Erwähnung. Der Großherzog ſchleppte ſein erlöſchendes Leben von Tag zu Tag hin, bisweilen ſchien er ſich etwas zu erholen, ſank aber bald nur um ſo tiefer wieder zuſammen. Die Großherzogin Stephanie wich kaum noch von ſeiner Seite, er wollte keine andere Pflege als die ihre; ſie mußte die Augenblicke erſpähen, in denen ſie die dringendſte Rückſprache mit den Miniſtern zu nehmen hatte, um übereinſtimmend mit ihnen auf den Kranken zu wirken, und die unerläßlichſten Geſchäfte einigermaßen im Gange zu erhalten. Daß man das Befinden des Großherzogs für beſſer ausgab als es war, daß man von ſeiner noch möglichen Geneſung, von ſeinem noch längeren Leben ſprach, war eine für nothwendig erachtete Täuſchung, die um ſo leichter durchzuführen war, als der Großherzog ſchon geraume Zeit in völliger Abgeſchloſſenheit verharrte. Im Allgemeinen wußte man wohl, daß es übel ausſah, aber in Betreff der näheren Umſtände, beſonders des Grades der Schwäche wurden auch die eifrigſten Horcher ſtets wieder irre.

Lindner war um dieſe Zeit in Aachen, machte dort gute Bekanntſchaften, und ſchrieb ſeine Bemerkungen über das dortige Treiben, die Perſonen des Kongreſſes, die Gerüchte des Tages. Wie gewöhnlich war das diplomatiſche Geheimniß der Berathungen ſchnell errathen und bekannt, die Ergebniſſe im Ganzen wußte alle Welt vorher, und höchſtens konnten ſich die kleinen Zwiſchenſpiele und Nebendinge auf einige Zeit verbergen. Lindner's Nachrichten waren geiſtvoll, vielfach unterhaltend, aber politiſch ohne Wichtigkeit. Sie hätten dies werden können, nachdem er mit Gentz in nähere Beziehung getreten war, der nicht nur einen früheren Bekannten in ihm gern wiederſah, ſondern auch den talentvollen Schriftſteller ehrte, und vorzüglich den badiſchen Beauftragten berückſichtigte, der ihm von Tettenborn dringend empfohlen worden. Gentz ſelbſt aber, von Tettenborn mit ſtarken Gründen in wiederholten Berathungen von der Güte der badiſchen Sache überzeugt, zeigte für dieſe den größten Eifer. Doch Lindner ſah ſich unerwartet ſchon im Beginn ſeiner Thätigkeit gehemmt. Die verdrießliche Geſchichte mit dem Kotzebue'ſchen Bulletin verfolgte ihn nach Aachen, die Diplomaten bekamen Angſt, und wünſchten ſeine Entfernung. Er war noch ruſſiſcher Unterthan, und als ihn der Geſandte Graf Alopeus der Jüngere zu ſich beſchied und ihm eröffnete, ſein längerer Aufenthalt würde für ihn ſelbſt nicht angenehm ſein, konnte er nicht anders als den mit Schonung und Glimpf ertheilten Wink befolgen, denn ſeine Sache an den Kaiſer zu bringen, eine Unterſuchung zu verlangen und ſich zu rechtfertigen, war ein Gedanke, der eben ſo ſchnell erlöſchen mußte, als er aufblitzte. Früher noch als ſein Brief, der mir den Vorfall berichten ſollte, kam Lindner ſelbſt. Ich ſaß in ſpäter Nacht und ſchrieb, als ich an meinen Fenſterſcheiben etwas kniſtern hörte, ich ging hin, öffnete das Fenſter, und auf meine Frage wer da ſei, klang aus dem Dunkel ganz leiſe die wohlbekannte Freundesſtimme. Ich eilte hinab ihm die Hausthüre zu öffnen, nahm ihn auf mein Zimmer, und wir blieben die halbe Nacht beiſammen, dieſe unerwartete Widrigkeit zu erörtern, zu überlegen, ihre möglichen Folgen zu entwickeln. Lindner, leichten

Blutes und Sinnes, wie in seiner Jugend, war für sich unbesorgt, lachte über die Furcht der Diplomaten, meinte, es sei nichts weiter dabei, als daß er nöthigenfalls in den Elsaß zurückkehrte. Nur fürchtete er, daß ich durch seinen Unfall bloßgestellt sei, daß mir Unannehmlichkeiten daraus erwachsen würden. In der That, ich hatte seine Doppelsendung eingeleitet, ihn durch Briefe empfohlen, mit *meinen* Päſſen war er gereist; eine argwöhnische Behörde konnte unsern ganzen Zusammenhang mißdeuten. Doch den Fürsten von Hardenberg hatte ich im voraus von allem in Kenntniß gesetzt und war durch seine stillschweigende Billigung hinreichend gedeckt. Jedoch konnten allerdings in Stuttgart und Karlsruhe sich für uns mannigfache Nachtheile ergeben, und es bedurfte um sie abzuwenden großer Besonnenheit und Klugheit. Vor allem mußten wir selber das Geschehene gering nehmen, weder Aufheben davon noch ein Geheimniß daraus machen. Wir kamen überein, welche Haltung wir jeder seinerseits zu beobachten hätten. Gleich am nächsten Morgen mußte Lindner bei Berstett den Vorfall anmelden, mit dem Bedauern, den badischen Aufträgen *nicht* ferner entsprechen zu können, dann in Stuttgart persönlich die gleiche Eröffnung machen, und daselbst seine litterarische Thätigkeit wieder aufnehmen, als wäre weiter nichts geschehen. Cotta war anfangs ungemein bestürzt, aber als er sah, daß Lindner in der Meinung des Königs noch eben so stand wie vorher, daß auch in Karlsruhe seine guten Verhältnisse fortdauerten, so ließ er sich bald beruhigen, besonders als auch Gentz ihn benachrichtigte, die Sache habe nichts zu bedeuten. Am schwersten wurde es uns, Lindner'n selbst von übereilten und trotzigen Schritten abzuhalten, denn da die Kotzebue'sche Geschichte noch immer in den Zeitungen spukte, und immer wieder falsche Angaben und gehässige Deutungen mitführte, so wollte Lindner stets voll Ungeduld dreinschlagen, und einen Lärm erregen, der gerade jetzt möglichst zu verhüten war. Erst mußte der Kongreß beendigt, die Fürsten und Minister wieder in alle Welt zerstreut sein, dann mochte Lindner auftreten und den Widersacher mit Nachdruck angreifen. Damit er selbst um so

leichter jetzt ſchweigen könnte, übernahm ich es, für ihn das Wort zu nehmen, und in mehreren Blättern ſeine Vertheidigung zu führen; und ſo überſtanden wir glücklich die ſchlimme Zeit.

Im Anfang des Oktobers erhielt die Markgräfin Mutter auf dem Schloſſe zu Bruchſal vornehmen Beſuch; ihre Tochter, die Kaiſerin Eliſabeth von Rußland, wollte hier den Ausgang des Aachener Kongreſſes abwarten. Sie fand hier ihre Schweſtern, die Königin Friederike von Schweden und die Prinzeß Amélie, die ihr durch früheres Zuſammenleben beſonders theuer war; die beiden andern Schweſtern, die Königin von Baiern und die Erbgroßherzogin von Heſſen-Darmſtadt waren in der Nähe, hauptſächlich aber zog ihr leidender Bruder, der Großherzog, ihre Theilnahme auf ſich, deſſen Anblick ihr ſeinen Zuſtand als hoffnungslos verrieth. Bei der Fremdheit und Kälte, die allbekannt den Kaiſer von der Kaiſerin trennten, war dieſe längſt ohne allen Einfluß, und daher ihr Beſuch politiſch von keiner Bedeutung. Es ging ſogar ein dunkles Gerücht, die Kaiſerin werde nicht nach Rußland zurückkehren, ſondern bei der Mutter bleiben, gleich der Königin von Schweden, worüber die Markgräfin ſich ſehr erzürnte, und dem Urſprunge ſolch gehäſſiger Ausſprengungen eifrig nachforſchen ließ, wiewohl vergebens, vielleicht weil er zu ſehr in ihrer Nähe war. Indeß gab die Anweſenheit der Kaiſerin doch immer den badiſchen Verhältniſſen einen gewiſſen Glanz, und das Anſehen und die Macht ſolcher verwandtſchaftlichen Bande machten ſich vielfach bemerkbar. Die Kaiſerin empfing in Bruchſal, Karlsruhe, Baden, und wo ſie ſonſt erſchien, die beeiferten Huldigungen des Volks, das in ihr eine Retterin ſehen wollte. Auf die Favorite kam ſie nur ſelten und immer nur auf kurze Zeit, der Kranke konnte es nicht verbergen, daß ihm alles, was nicht in ſeine engſte Gewöhnung fiel, ſchnell zum peinlichſten Zwang wurde.

Auf der Favorite herrſchte die gedrückteſte Langeweile und die peinlichſte Ungeduld; vor Augen hatte man nur troſtloſen Jammer, die Phantaſie vermochte auch in der Ferne nur trübe Bilder aufzufaſſen. Die Miniſter ſahen

ſich einander an, und wußten nicht was ſie thun, was ſie unterlaſſen ſollten. Sie ſuchten eine Stütze an dem nächſten Regierungsnachfolger, dem Markgrafen Ludwig, ſie wünſchten ſeine Zuſtimmung, ſeine Ermächtigung zu manchen Handlungen, für die jetzt keine Autorität vorhanden war; allein dieſer lehnte mit gewohnter Vorſicht alles ab, was ihn irgendwie verantwortlich machen konnte, auch wollte er ſich mit dieſen Miniſtern nicht zu ſehr einlaſſen, um nicht, wenn er den Thron beſtiege, an ſie gebunden zu ſein, da er für ſolchen Fall ſchon ganz andere Männer im Sinn hatte. Die Unthätigkeit wurde unerträglich; nichts unterbrach ſie, von außen kam keine Nachricht, Woche verging auf Woche, und von Aachen erſchallte kein Wort. Doch war die Hauptſache, die Räumung Frankreichs, ſchon abgemacht, und die badiſche Angelegenheit mußte nun zur Sprache kommen. Viele neue Schreiben lagen angefertigt, wiederholte Vorſtellungen an die Mächte, dringende Mahnungen an die verſammelten Staatsmänner, Bitten, Verſprechungen; man wußte nicht, ob man ſie abſenden ſollte, es gab Gründe dafür und Gründe dagegen. Endlich kam der Beſchluß zu Stande, die ganze Ladung durch einen Kourier — den ſchon bekannten Hennenhofer — nach Aachen überbringen und auf dem dürren Kongreßboden ausſäen zu laſſen, möglich, daß manches Samenkorn aufginge! Und es war manch fruchtbares darunter, das auf guten Boden fiel! Tettenborn hatte an Metternich geſchrieben, und beſonders nachdrücklich an Gentz, von dieſer Seite kamen die Sachen in Trieb. Auf den Kaiſer Alexander hatte die Königin von Würtemberg günſtig eingewirkt, allein er wollte durchaus abwarten, daß in der Gebietsſache der erſte Schritt von dem dabei nächſtbetheiligten Oeſterreich geſchähe. Da dieſe Anregung nun wirklich durch den Fürſten von Metternich erfolgte, ſo ſtimmte von allen Seiten alles bei, und es geſchah der wichtige Schritt, daß der Kongreß einen badiſchen Bevollmächtigten berief, mit dem das Nähere zu verhandeln wäre. Ein badiſcher Bevollmächtigter berufen, ohne daß ein baieriſcher zugelaſſen wurde, das ſchien eine ungeheure Bevorzugung der einen Seite, eine eben ſolche Zurückſetzung der

andern; indeß legten die Baiern es beſſer für ſich aus, ſie meinten, von ihnen werde nichts gefordert, ſie hätten nur zu empfangen, die Badener, welche zu leiſten hätten, ſeien berufen um ihr Urtheil zu hören, und das würden ſie ſtill hinnehmen müſſen. Baiern hatte nicht verſäumt, auch alle Mittel aufzubieten um ſeinen Anſprüchen den Sieg zu verſchaffen, und war voll guter Hoffnung und Zuverſicht; die Sprache Oeſterreichs ließ nicht vermuthen, daß ſein Sinn geändert ſei, und beider Vortheil ſchien innig verwebt. Auch Berſtett, der als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ſchicklicherweiſe ſelbſt nach Aachen gehen mußte, hatte kein großes Vertrauen zu dem Stande der Dinge, und fühlte ſich beſonders in Betreff der Oeſterreicher unſicher, mit denen er nicht, wie Tettenborn, in freundlichem Vernehmen geblieben war.

In Karlsruhe war um dieſe Zeit ein neuer öſterreichiſcher Geſchäftsträger, ein junger Graf Palffy, angekommen, aus deſſen Erſcheinen auf irgend eine beſondere politiſche Abſicht geſchloſſen wurde; man überzeugte ſich aber bald, daß eine ſolche hier nicht vorhanden ſein konnte; dieſe nur wegen ihres Zeitpunktes auffallende Sendung hatte nur den Zweck, den ungariſchen Kavalier in die Laufbahn einzuführen und auf eine Geſandtſchaft vorzubereiten, zu der dieſe Vorſtufe zugleich Förderung und doch auch wieder Verzögerung ſein ſollte. Er war ein guter harmloſer Menſch, durchaus entfernt von jedem politiſchen Gedanken, und in der Geſellſchaft nur auf Unterhaltung bedacht, die er zuweilen auch ſelber lieferte.

Ein Schreiben des Königs von Preußen an die Großherzogin Stephanie, in freundlichen Worten gute Wünſche ausdrückend, hatte ich auf der Favorite perſönlich zu überreichen, und dadurch Gelegenheit ausführlich mit dieſer Fürſtin zu ſprechen, wozu gewöhnlich nur abgeriſſene, flüchtige Augenblicke ſich darboten. Den Großherzog ſah ich nicht, obſchon in dieſen Tagen gerade ſein Zuſtand leidlicher ſchien und einige Hoffnung ſchimmern ließ. Aber die Großherzogin hatte keine, ſie war von ſeinem nahen Tode feſt überzeugt, ſowie von der Urſache des Todes. Sie wollte

darüber keinen Zweifel gelten laſſen. Ueber ihr eigenes Geſchick klagte ſie bitter; in der ganzen Familie war nur der Großherzog ihr Freund, die Prinzeſſin Amélie ihr herzlich zugethan, alle Andern ſahen in ihr die Fremde, die Eingedrungene, welche binnen kurzem von ihrer Höhe herabſinken werde. Sie fürchtete beſonders den Einfluß der Kaiſerin von Rußland, der ſchon früher einmal ihr verderblich zu werden gedroht, und wünſchte wenigſtens ihre Kinder des Wohlwollens theilhaft, das ſie von der Schweſter ihres Vaters hoffen durften. — Ich war gleich darauf in Bruchſal, wo ich der Kaiſerin vorgeſtellt wurde und mit ihr durch die obwaltenden Umſtände gleich in das vertraulichſte Geſpräch kam. Sie nahm mich bei Seite, und verlangte meine Meinung über alles zu hören. Ich konnte ihrem eifrigen Andringen die Wahrheit nicht vorenthalten, ich mußte ihr beſtätigen, daß der Großherzog ſeinem Ende raſch entgegenging, daß alles am Hof und im Staat auf's kläglichſte beſtellt ſei, und alles Heil des Landes auf der Verfaſſung beruhe, durch welche die Willkür, und mit ihr der Anlaß zu Ränken und Umtrieben, wenigſtens gemindert würde. Ich nahm mir dann heraus, der Großherzogin das Wort zu reden, ihren edlen und reinen Sinn, ihren ſtandhaften Karakter zu rühmen, und erlaubte mir die Bemerkung, daß es eine Ungerechtigkeit ſei, dieſe vortreffliche Frau nur deßhalb nicht anzuerkennen, weil ſie ohne ihren Willen an einen Platz geſtellt worden, wo man ſie nicht gern geſehen, den ſie aber würdig und ſchön ausfülle. Die Kaiſerin antwortete ſehr bewegt, ſie ſei früher in dieſer Beziehung ſchuldig geweſen, ſei es aber jetzt nicht mehr, ſie habe für ihre Schwägerin wahre Hochachtung, inniges Wohlwollen, und wenn ſie dies in ihrem Betragen nicht herzlicher auszudrücken wiſſe, ſo ſei das ihr perſönliches Unglück, das ſie ſchon oft erfahren. Dabei ſtürzten ihr die Thränen aus den Augen. Sie mochte an ihr Verhältniß zu dem Kaiſer denken, an ihre Lage in Rußland. Die Markgräfin Mutter ſtörte durch ihren Eintritt unſer Geſpräch, brachte es aber bald wieder in Gang, indem auch ſie lebhaft an ihm theilnahm. Sie ſprach über die Neuerungen in der Welt, die veränderten

Anſichten, mit vielem Verſtand, mit ruhiger Beſonnenheit, wollte gerecht und ſogar billig ſein, geſtand aber, daß manche Vorurtheile zu tief und feſt in ihr gewurzelt wären, um in ihrem Alter ſie noch überwinden zu können. Die Kaiſerin ſuchte nun der Mutter mit ſchmeichelnder Liebenswürdigkeit den beſten Sinn unterzulegen, und brachte alles zum guten Einverſtändniß, ſo daß die Markgräfin zuletzt ſagte, wenn es zum allgemeinen Beſten ſei, ſo möge denn alles ſich umgeſtalten, ſie jedoch müſſe dem Alten anhängen. Dabei bejammerte ſie, daß ſie ihr Geſchlecht ausſterben ſehe, daß keine Nachkommenſchaft von ihr auf den Thronen, zu denen ſie berufen worden, ſich erhalten werde. Dieſer Schmerz, obſchon ihm nur Dünkel der Geburt und des Fürſtenranges zum Grunde lag, hatte in ſeinem Ausdruck etwas Ehrwürdiges und Gefühlvolles, dem gegenüber der Widerſpruch gern verſtummte. Die Kaiſerin aber gewann durch die Offenheit und Anmuth, mit der ſie über alles ſprach, meine ganze Neigung, und ich konnte nicht begreifen, daß dieſe reiche Innerlichkeit, die ſich ſo liebenswürdig äußerte, bisher wie verſchwiegen geblieben war, wenigſtens hatte noch niemand deren gegen mich rühmend gedacht. Beide hohe Damen ſchienen übrigens wohlzufrieden mit mir, und mein freies Reden wohl bequem und behaglich, aber gar nicht verletzend zu finden. Freilich waren wir allein, und keine Hofleute als Zuhörer und Kritiker zugegen, vor denen ſich die Fürſten mehr als vor Fremden zu ſcheuen pflegen, und die nicht ſelten ſchuld ſind, daß jene ſich hart und ſtreng zeigen, wo ſie menſchlich fühlen und gütig und mild geſinnt ſind. — Den Hofleuten, denen ſchon dies vertrauliche Weſen nicht ſehr gefiel, mußte ich noch einen größern Anſtoß geben; bald nach der Mittagstafel, ſo war es hergebracht, wurden Spieltiſche geſtellt, und die Kaiſerin ließ mich zu ihrem Spiel einladen; ich mußte mich entſchuldigen, weil ich kein Spiel, wenigſtens keines der üblichen, zu ſpielen verſtand, eine Antwort, die der Oberhofmeiſter ſo wenig erwartete, daß er ſie kaum überbringen wollte, wiewohl die Kaiſerin und die Markgräfin nur darüber mit mir ſcherzten.

Bald nachher, als ich wieder in Bruchſal bei der Kaiſerin war, und nach beendigter Mittagstafel und ſchon mancherlei geführten Geſprächen nun entlaſſen zu werden dachte, rief ſie mich abermals hervor und führte mich zu einer Fenſtertiefe, wo ſie mir ſagte, ſie erfahre jetzt eben erſt, daß ich der Schwager eines Mannes ſei, den ſie als Dichter kenne. Ihr Leibarzt von Stoffregen habe ihr nämlich Ludwig Robert's Gedicht auf Dannecker's Chriſtus, das ihm nach Moskau war nachgeſchickt worden, dort mitgetheilt, und ſie daſſelbe mit größtem Beifall geleſen. Sie fügte viel für den Dichter Schmeichelhaftes hinzu, das ich ihm wiederzuſagen die Erlaubniß erhielt. Da ſie durch ihre Schweſter Amélie auch von Rahel ſchon gehört hatte, ſo freute ſie ſich beide Geſchwiſter nun in gleicher Theilnahme vereinigen zu können, ſie wünſchte beide zu ſehen, wozu jedoch die Gelegenheit nicht ſo ſchnell zu finden war. Ich überreichte ihr in den nächſten Tagen auch Robert's „Kämpfe der Zeit", die ſie noch nicht kannte, und mit denen ſie ſehr zufrieden war. Sie ließ mir für den Dichter einen koſtbaren Brillantring zuſtellen, und zwar nicht durch die Kanzlei, ſondern durch Stoffregen, weil ſie, wie er ſagte, gewiß ſein wollte, daß Robert auch gewiß den von ihr ihm beſtimmten Ring erhalte, dieſer nicht mit einem geringern vertauſcht werde!

Der Kaiſer Alexander, guten Herzens wie er war, hatte an die Kaiſerin geſchrieben, er höre die Königin von Baiern ſei aus politiſchen Gründen abgehalten, ihren ſterbenden Bruder vor ſeinem Ende noch zu ſehen; er müſſe es mißbilligen, die politiſche Schicklichkeit ſo weit auszudehnen, es ſei nicht nur zuläſſig, ſondern ſogar erforderlich, daß die Königin komme, und die Kaiſerin möchte dieſe ſeine Meinung nach München ſchreiben. Dies geſchah, und bald nachher kam die Königin nach Bruchſal, wo ſie mehrere Tage verweilte, immer auf die Anzeige wartend, wann es dem Großherzog genehm ſein würde, ihren Beſuch zu empfangen. Unterdeſſen fanden ſich zur Begrüßung der Kaiſerin auch die heſſendarmſtädtiſchen Herrſchaften in Bruchſal ein, dann die Königin von Würtemberg, ſpäter auch der König. Alles

dies ging ohne Prunk und in der Stille vor; die Oede von Bruchſal wurde kaum etwas belebter, Karlsruhe blieb davon ganz unberührt.

Der Großherzog war inzwiſchen von der Favorite, deren freie Lage gegen Wind und Feuchtigkeit in der rauhen Jahreszeit nicht genug geſchützt war, nach Raſtadt übergeſiedelt, wo das Schloß bequeme Räume darbot. Hier, im Anfang Novembers, empfing er endlich den Abſchiedsbeſuch ſeiner Schweſter, die unmittelbar darauf nach München zurückkehrte. Er hatte geglaubt, ſich in ſo weit beſſer zu befinden, um nicht den ganzen Jammer ſeines Zuſtandes zeigen zu müſſen; aber ſeine Abſicht ſchlug fehl, die Gemüthsbewegung, die der Beſuch ihm verurſachte, ergriff ihn ſo heftig, daß er in die größte Schwäche verſank, und als er die Königin weinen ſah, nun gerührt ihre Hand ergriff, und ſeinen Thränen freien Lauf ließ. Doch das eben war ihm wieder verdrießlich, er liebte dieſe Schweſter eigentlich am wenigſten, und wollte ſich von ihr nicht rühren laſſen. Die Großherzogin erzählte mir ſpäter, es ſei für ſie, die alles dies wußte, die peinlichſte Lage von der Welt geweſen, beſonders da die Königin gegen ſie mitten in der Rührung doch eine Art ſtolzer Kälte behielt, die den Eindruck von jener zum Theil wieder vernichtete. — Während es im Krankenzimmer ſo traurig herging, fand im Vorzimmer ein Geſpräch Statt, das jenes düſtre Bild noch ſchauerlicher beleuchtete. Die Gräfin von Taxis, Schlüſſeldame der Königin, wartete daſelbſt auf deren Rückkehr, und unterhielt ſich unterdeſſen mit einigen badiſchen Hofleuten. Sie kam auch auf die Vergiftungsgerüchte, die im Lande verbreitet wären, und wollte wiſſen, was man davon hielte. Die Andern ſchwiegen mit verlegenen Blicken, der Baron von Ende jedoch ſagte dreiſt heraus, die Gerüchte ſeien allgemein, und nur zu gegründet, denn es ſei unzweifelhaft, daß der Großherzog vergiftet ſei. Die Gräfin fragte erſchrocken, wen man ſo böſer That denn beſchuldige? „Das denkt jeder“, war die Antwort, „aber keiner ſagt es.“ — „Sie werden doch nicht glauben, daß“ —? verſetzte ſie, ihre Phraſe nicht vollendend. — Als wenn kein Zweifel ſein könne, was ſie

meine, rief Ende ſogleich: „O ja, wir Alle glauben es!“ — Da ſagte nach kurzem Beſinnen die Gräfin mit Unwillen: „Für den König und die Königin leg' ich die Hand in's Feuer! Die Uebrigen — gehen mich nichts an.“ Worte, die furchtbar gedeutet werden konnten, wenn ſie auch vielleicht nur leichtſinnig geſprochen waren.

Das Leben in Karlsruhe war in dieſer Zeit gedrückt und einförmig, die Einheimiſchen hielten ſich erwartungsvoll zurück, unter den Diplomaten war wenig Einigkeit. Der würtembergiſche Geſandte Graf von Mülinen ſchwatzte in den Tag hinein, oft dem Sinne ſeines Hofes ganz entgegen; er ſehnte ſich auf ſeinen neuen Poſten nach Paris. In der Struve'ſchen Familie war nur Kinderfülle und häusliche Sorgſamkeit. Der Graf Montlezun lebte als Hageſtolz und Duckmäuſer, und hatte nur Augen für das, was die Bourboniſchen Ultras und die Bonapartiſten anging. Wahrhaft geſellig war nur das Reden'ſche Haus; doch gab es auch hier Störungen, ſowohl durch die oft herben Mißlaunen der Frau, als durch die allzu lebhaften politiſchen Ausbrüche des alten Herrn, der beſonders jetzt den badiſchen Sachen ſcharf entgegenſtand, gegen die Verfaſſung, gegen die in der Gebietsſache genommenen Maßregeln, gegen die Perſonen der Miniſter, heftig loszog. Für mich beſonders war es oft eben ſo ſchwer, bei ſeinen Ausfällen zu ſchweigen, als darauf zu antworten. Rahel, deren heiterer Geiſt und raſche Leichtigkeit ſtets von dem beſten Willen geleitet waren, zerbrach jene äußern Schalen leicht, und drang zu dem guten Kerne durch, der in den Eltern wie in den Töchtern ihr ſtets das freundlichſte Vernehmen ſicherte. Bei ruhigem Beſinnen mußte man doch bisweilen finden, daß ein ſolcher Umgang neben ſeinem Genuß auch nicht wenige Arbeit hatte.

Eine Kunſterſcheinung war unter dieſen Umſtänden ein Glücksfall, der die Einförmigkeit der Tage leider nur ſelten unterbrach. Wir hatten in Straßburg eine Vorſtellung der großen Schauſpielerin Mlle. Georges geſehen, die als Kleopatra in Corneille's Rodogune die ganze Kraft des franzöſiſchen Redefluſſes ausſtrömte, und noch da die höchſte

Bewunderung erwarb, wo deutſcher Sinn die franzöſiſche Kunſt mißbilligen mußte. Das Karlsruher Theater, ohne gerade ſchlecht zu ſein, hatte nichts, was ſolcher Leiſtung nur von fern ähnlich war. Wir ſollten aber im Deutſchen doch bald Aehnliches ſehen und hören; die herrliche Sophie Schröder kam von Wien, und entzückte uns durch den gluthvollen Vortrag der Sappho von Grillparzer, die damals noch nicht im Druck erſchienen war. Ihr Begleiter, der Mahler Daffinger, unternahm ein kleines Bild von Rahel, das wegen beeilter Abreiſe nicht einmal fertig wurde, aber doch die ſprechendſte Aehnlichkeit gab, und weder durch frühere noch ſpätere übertroffen iſt. Im Stahlſtich iſt es leider übel mißhandelt und alles Feine und Zarte häßlich vergröbert worden. — Muſik wurde in Karlsruhe wie in allen deutſchen Städten getrieben, mit Eifer und auch wohl mit Talent, aber ohne wahren Sinn und rechten Geſchmack. Dies erfuhren beſonders die italiäniſchen Virtuoſen, die bisweilen es zu Konzerten brachten. Eine wunderſchöne, ganz junge Adelina Catalani, mit der herrlichſten Stimme begabt, und die deßwegen der Bruder der berühmten Angelica Catalani geheirathet hatte, machte eben ihre noch ſchüchternen Erſtlingsverſuche, und war in Verzweiflung über die Niederlage, die ſie zu erleiden meinte, als außer Rahel und mir ſich kaum ſechs Perſonen zu ihrem Konzert eingefunden hatten, das natürlich nun gar nicht Statt fand. Es war ein düſtrer Regentag, der am Abend ſich in verſtärkten Güſſen unaufhörlich entlud. Wir nahmen die verſchüchterte Frau mit uns nach Hauſe, erquickten und ermunterten ſie, was bald ſo gut gelang, daß ſie fröhlich zu ſingen anhub, und dies den ganzen Abend fortſetzte, wobei Herr Catalani ſie begleitete. Sie hatte die prächtigſten und die rührendſten Töne, die Bewunderung und Thränen hervorriefen, wenngleich ſie noch keine ſichere Meiſterin war. Nur Ein Gaſt noch fand ſich zu dieſem Feſt ein, der ſchweizeriſche Geſandte von Eſcher, der ſeine Befriedigung begeiſtert ausdrückte. Dieſes Zaubers, der uns Alle mächtig ergriff, muß ich um ſo mehr hier erwähnen, als er ſpäter, trotz der angeſtrengteſten Studien und vielleicht wegen derſelben, anſtatt ſich

zu verſtärken nur minderte, und nach einigen Jahren völlig verſchwunden war; der lehrende Gatte wollte zu ſchnell und gewaltſam ſie zur erſten Sängerin ausbilden, ja er hoffte ſeine eigene Schweſter durch ſie zu überflügeln; ſein blinder Eifer zerſtörte das zarte Werkzeug vor dem Erfolg.

Ludwig Robert hatte ſich nach Mannheim zurückgezogen, wo er im Kreiſe lieber Freunde lebte, und ſchon die Verheirathung im Sinne hatte, die ihn ſpäterhin beglückte. Er hatte ſeine nachherige Gattin, die ſchöne Friederike, in Lebensumſtänden kennen gelernt, die er ihrer nicht würdig fand, und von leidenſchaftlicher Neigung ergriffen, beſchloß er die Bande, welche ſie hielten, zu löſen, um der Befreiten ſeine Hand anzubieten. Dies alles erforderte kluge Vorſicht und aufmerkſame Ausdauer, und all ſein Dichten und Trachten hatte nur den einen Gegenſtand. — Ein längſt erwarteter Beſuch von Pauline Wieſel, der geliebten Jugendfreundin, die aus Baſel kam und mehrere Wochen bei uns wohnte, war für Rahel eine große Freude, und rief ihr die guten alten Zeiten zurück, welches jedem Menſchen mehr oder minder die früheren ſind, ſollten ſie auch voll Schmerz und Trauer geweſen ſein. Dieſer Gaſt hielt ſich einigermaßen in der Dämmerung, da die erlittenen Schickſale den Sinn von der Geſellſchaft abgelenkt und nur ſtärker der Natur zugewendet hatten. Aber der Markgraf Ludwig, eingedenk der reizenden Schönheit, die er einſt in Berlin geſehen und jetzt noch wiederzuerkennen behauptete, ließ es ſich nicht nehmen ſie zu begrüßen, und die Generalin von Freiſtädt, geb. Hauchecorne aus Berlin, weit entfernt die Landsmännin zu verläugnen, ſuchte eifrigſt ihren ergötzlichen heitern Umgang.

Berſtett's erſte Nachrichten aus Aachen lauteten ſehr dürftig und gar nicht befriedigend. Er hatte überall, außer bei ſeinem Gönner Anſtett, eine kalte Aufnahme gefunden. Die meiſten Schwierigkeiten kamen jetzt, gegen ſeine Erwartung, von der ruſſiſchen Seite. Die Vorſchläge, die ihm

von daher entgegen gebracht wurden, bedingten eine beträchtliche Landabtretung an Baiern und eine ſehr große Geldentſchädigung. Er hörte bald, daß dieſe ungünſtigen Beſtimmungen von dem Kaiſer Alexander ſelbſt angegeben ſeien, in deſſen Gedanken eine große Veränderung vorgegangen ſchien. Man hatte ihm oder er ſich ſelbſt in den Kopf geſetzt, hier ſei vor allem die Heiligkeit der Verträge zu beachten, die Verträge beſtänden einmal, und müßten ausgeführt werden. Daß dieſe Verträge nur über Baden und gegen Baden geſchloſſen worden, daß Baden keine Verpflichtung gegenüber von Baiern hatte, war dem eigenwilligen und noch dazu harthörigen Selbſtbeherrſcher gegen ſeine vorgefaßte Meinung nicht leicht beizubringen, weder der Graf von Neſſelrode noch der Graf Kapodiſtrias wollten dieſer undankbaren Aufgabe ſich ohne Noth unterziehen, Herrn von Anſtett fehlte ſogar die Gelegenheit dazu. Berſtett ging in ſeiner Verzweiflung zu Hardenberg und Bernſtorff, zu Metternich und Weſſenberg, und beſonders zu Gentz, ſie alle bezeigten guten Willen, die Oeſterreicher ſagten, der ruſſiſche Kaiſer glaube ihnen durch dies ſogenannte Feſthalten an den Verträgen einen Gefallen zu thun, darin irre er, aber es zieme nicht ihnen, dieſe Täuſchung ihm zu benehmen.

Der Großherzog, ſehr leidend, und durch eine Unpäßlichkeit der Großherzogin noch mehr verſtimmt, ermannte ſich bei dieſen Nachrichten zu heftigem Unwillen, und ließ an Berſtett die Weiſung ergehen, in keinem Punkte nachzugeben, ſo daß ſelbſt Tettenborn zu kluger Mäßigung mahnte. Die Stimme des Volks und der Truppen äußerte denſelben Unwillen, und es gab heiße Köpfe, die ſehnlichſt wünſchten, es möchte dahin kommen, daß ein Zuſammenſtoß mit Baiern erfolgte, es würde ſich dann bald zeigen, was auch ein kleines Land gegen offenbares Unrecht vermöge. Man konnte nicht läugnen, daß überall genug Zündſtoff angehäuft war, um durch einen hineingeworfenen Funken eine Feuersbrunſt auflodern zu laſſen, deren Verbreitung nicht abzuſehen war. Auch wurde Berſtett in Aachen ſchon zur Rede geſtellt wegen der revolutionairen Selbſthülfe, mit der badiſcherſeits gedroht wurde, und er bemühte ſich alle Schuld

und Verantwortlichkeit deßhalb von sich ab und Andern zuzuwälzen; dagegen durfte er auf den Einfluß der öffentlichen Meinung nicht verzichten, mußte sich auf sie stützen, die Gefahren ihrer Ausbrüche vorstellen, was bei den meisten Diplomaten gute Wirkung that, denn es gab außer Gentz noch viele Furchtsame. Jedoch der Kongreß nahte mit starken Schritten seinem Ende, und die badische Sache konnte wieder hinausgeschoben, auf künftige Verhandlungen verwiesen werden; trat der Tod des Großherzogs ein während alles noch in Ungewißheit schwebte, war die neue Regierung dann noch unbefestigt und schwankend, so konnte das Großherzogthum noch immer verloren sein und nur die alte kleine Markgrafschaft übrig bleiben. Berstett wußte, daß er sich als Minister nicht halten konnte, wenn er von Aachen unverrichteter Dinge wiederkehrte. Nesselrode und Anstett zuckten die Achseln. Nur Gentz widmete der Sache fortwährend seinen ganzen Eifer. Auf seinen Rath erbat Berstett beim Kaiser Alexander sich besonderes Gehör. Der Kaiser hörte ihn mild und freundlich an, blieb indeß dabei, die Verträge seien heilig, sie müßten vollzogen werden. Da schilderte Berstett die Lage des Großherzogs mit den düstersten Farben, seinen wahrscheinlich nahen Tod, wie eine ungünstige Entscheidung ihm seine letzten Lebenstage verbittern müsse, wie schrecklich für den treuen Diener, der ihm diese Botschaft vielleicht an sein Sterbebette zu bringen habe! Sich mehr und mehr erhitzend rief er endlich mit Verzweiflung, er wolle dieser Diener nicht sein, lieber wünsche er sich den Tod, und indem er bald sich bald seinen armen Herrn bejammerte, fing er bitterlich zu weinen an. Der Kaiser, dem so etwas noch nicht begegnet war, erschrocken und verlegen, suchte ihn zu beruhigen, lobte seinen treuen Eifer, gab ihm tröstende Versicherungen, ermahnte ihn, die Sachen nicht so düster anzusehen, es sei noch alles zu gegenseitiger Zufriedenheit abzumachen. Allein jemehr der Kaiser ihm zuredete, desto stärker und lauter weinte Berstett, und brachte durch sein sich steigerndes Weinen den Kaiser in solche Noth, daß er endlich ausrief: „Nun wohl, Ihr sollt alles behalten, dem Großherzog wird keine Gewalt geschehen,

Ihr könnt ihm melden, daß ich alles anerkenne, die Erbfolgefähigkeit der Hochberge, die Verfaſſung, die Untheilbarkeit des Landes! Iſt das genug? Seid Ihr zufrieden? Nun aber beruhigt Euch, und gönnt auch mir Erholung!" Darauf warf ſich Berſtett ihm zu Füßen, küßte ihm die Hände, und floß über in Dankbarkeit und Bewunderung. Nun wurde dieſer Entſcheid des Kaiſers den Oeſterreichern und den Preußen mitgetheilt, und durch deren guten Willen ſchnell zu einer diplomatiſchen Uebereinkunft formulirt, die mit den gehörigen Unterſchriften verſehen gegen neue Aenderungen ziemlich geſichert war.

Als dieſe glückliche Wendung zuerſt durch eine Depeſche Berſtett's gemeldet wurde, wollte man ſolchen Erfolg kaum glauben. Bald aber kam Berſtett ſelber von Aachen zurück, und brachte die ausführliche Beſtätigung. Seine Beredſamkeit dem Kaiſer gegenüber erſchien im glänzendſten Lichte; das Weinen ließ er unerwähnt, er hatte nur in der erſten Freude vor Gentz kein Geheimniß daraus gemacht, ſo wie der Kaiſer ſich nicht verſagte dem Fürſten von Metternich den abentheuerlichen Vorgang zu erzählen; für dieſen aber war es ein Feſt, das neue diplomatiſche Hülfsmittel anzupreiſen und zu empfehlen! — Der eigentliche Abſchluß der badiſchen Gebietsſache war indeß noch nicht erfolgt, ſondern zur genauern Erörterung und Ausarbeitung, immer jedoch nach der ſchon feſtgeſetzten Grundlage, an eine Kommiſſion gewieſen, die für dieſes und einige verwandte Geſchäfte in Frankfurt am Main angeordnet wurde. Ganz glatt und ſcharf ſollte gleichwohl nicht abgeſchnitten werden, einige Haken mußten daran ſein, die Diplomatie hätte ſich ſonſt geſchämt ihr Handwerk ſo ſchlecht ausgeübt zu haben. Wie es gleich anfangs geheißen hatte, ohne einige Gebietsabtretung durfte die Sache nicht ablaufen, es mußte der Schein gerettet werden, daß die früheren Verträge, auf die man ſich ſo lange berufen, doch im Recht geweſen und noch immer in gewiſſem Grade erfüllt worden. Freilich wurde die Abtretung des Main- und Tauberkreiſes, die zuerſt verlangt war, auf einen bloßen Ländertauſch, und dieſer auf zwei geringe Gegenſtände, die abgeſonderten Landinſeln

Steinfeld und Geroldseck, und auf eine Geldzahlung von zwei Millionen Gulden herabgedungen, allein die Verhandlungen darüber wurden in aller Form und Wichtigkeit gepflogen, und das schließliche Ergebniß erst nach längerer Zeit herbeigeführt.

Berstett fand für seine herrlichen Nachrichten überall offnes Ohr und lauten Beifall, man bewunderte den Verstand, die Festigkeit, die Klugheit und Gewandtheit des Mannes, dem so Großes gelungen war. Die ihn am meisten haßten und ihn während seiner Abwesenheit zu stürzen gesucht, waren am meisten jetzt beeifert ihm zu schmeicheln. Reizenstein und Tettenborn begrüßten ihn herzlich und gönnten ihm einen Sieg, von dem ihnen ihr Bewußtsein den besten Theil zusprach, und sie lächelten großmüthig, als er auch gegen sie das Ansehen sich zu geben versuchte, als habe er allein alles gethan. Er glaubte nun selbst ein großer Staatsmann und zu noch weit höheren Dingen berufen zu sein. Nur bei dem Großherzog, auf dessen Beifall, Staunen und Belohnung er am stärksten gerechnet hatte, sah er *seine* Mühen und Erfolge fast gänzlich unbeachtet. Dieser war nach der letzten Aufwallung, in welcher seine Empfindlichkeit und sein Unwillen die letzten Kräfte verbraucht zu haben schienen, in völlige Ermattung gesunken, nahm an nichts mehr Theil, zeigte sich gleichgültig gegen alles, und ließ oft glauben, daß er den Tag nicht überleben werde. Berstett war ihm von Natur nicht angenehm, und die Nachrichten, die er mitbrachte, hatten für den Sterbenden schon keinen Werth mehr. In der That war wenige Tage vorher in einer Berathung von acht Aerzten das Urtheil über den Kranken einstimmig gesprochen worden, und dieser als ein Sterbender anzusehen. Berstett wußte nun, daß er sich vor allem die Geneigtheit des Markgrafen Ludwig zu erwerben habe.

Zwei Tage nach Berstett, am 25. November, traf der Kaiser Alexander in Karlsruhe ein, und wohnte bei der Markgräfin Mutter, die nebst der Kaiserin zu seinem Empfang wieder in die Stadt gezogen war. Der Kaiser galt als der Schützer und Retter von Baden, und außer dem Jubel und

den Ehren, die dem Mächtigen immer bezeigt werden, empfing er auch den vollen herzlichen Zuruf des wahrhaft begeiſterten Volks. Die abendliche Erleuchtung der Stadt war freiwillig und ſchön, ein aufrichtiger Ausdruck der Verehrung und Dankbarkeit. Doch entzog er ſich allen öffentlichen Huldigungen, deren er längſt überdrüſſig war, und brachte zwei Tage ſtill im Innern des Familienkreiſes hin. Er ſah die Generale und Miniſter, belobte die Treue und Anhänglichkeit, die ſie für ihren Fürſten gezeigt, und theilte einige Orden aus. Berſtett erhielt den Orden von St. Alexander Newsky. Zu Tettenborn ſprach er wie zu einem alten Waffengefährten, fragte nach deſſen Sohn Alexander, ſeinem Pathen, und machte ihm ſchmeichelhafte Vorwürfe, den ruſſiſchen Dienſt verlaſſen zu haben. Der Kaiſerin bezeigte er die freundlichſte Aufmerkſamkeit, ſo wie ihren Schweſtern. Die Markgräfin Mutter war entzückt, ſie ſah ihre Familie auf's neue im herrlichſten Glanze ſtrahlen, doch war dies ein letzter Abendſchimmer, der mit dem Ableben des Großherzogs erlöſchen mußte. Sie ſelbſt hatte von den Händen, in welche die Regierung dann überging, nichts Freundliches zu erwarten, und doch war noch als ein Heil anzuſehen, daß ſie in dieſe Hände ohne Störung übergehen konnte!

Am dritten Tage, dem 28. November, begab ſich der Kaiſer nach Raſtadt, um den Großherzog zu ſehen. Dieſer lag zu Bette, matt und elend, verſuchte ſich aufzurichten, und ſank wieder hin. Mit ſchwacher Hand und Stimme drückte er ihm ſeinen heißen Dank aus, ihn von der Schmach und Kränkung, die ſeinen letzten Athemzug zu verbittern drohten, befreit zu haben. Der Kaiſer war von dem Anblick tief ergriffen, er ſprach einige Worte des Troſtes, der Ermunterung, aber ſeine nicht zu verbergende Gemüthsunruhe und ſeine thränenvollen Augen ſagten deutlich, daß er nicht hatte was er geben wollte. Nachdem er Abſchied genommen, und das Krankenzimmer verlaſſen hatte, drückte er ſeine beiden Hände vor das Geſicht und rief: „O mein Gott, ſo denn ſteht es mit uns!“ Er konnte ſich gar nicht zufrieden geben über das Bild der völligen Erſchlaffung, der Abweſenheit alles Lebensreizes, des kläglichen Hinſterbens,

das er vor Augen gehabt, ein heftiges Fieber, schmerzliche Pein sogar schienen ihm diesem matten Jammer vorzuziehen. Ahndete ihm vielleicht, daß er das Bild seines eigenen Todes vor Augen gehabt, wie dieser nach sieben Jahren, auch an der Seite einer edlen zu spät erkannten Gattin, mit grauenvoller Langsamkeit ihn überschlich? Er hatte ein langes Gespräch mit der Großherzogin Stephanie, die er seiner Freundschaft, seines Schutzes versicherte. Unter vielen Segenswünschen reiste er dann nach Stuttgart, wohin auch die Kaiserin später ihren Weg nahm.

Der Kaiser hatte, zwar nicht aus Grundsätzen und genauer Prüfung, aber doch aus menschlich guten Antrieben, eine Sache, die gerechter war als er selbst wußte, zu Ehren gebracht, einer willkürlichen Gewaltsamkeit vorgebeugt, und das Großherzogthum Baden vor Zerstückelung gerettet. Sein Benehmen dabei war wohlwollend und edel, keine politische Nebenabsicht wirkte ein, selbst die nahe Verwandtschaft, die ihn anfangs nicht verhindert hatte den für Baden nachtheiligsten Beschlüssen beizustimmen, stand dabei ganz im Hintergrunde. Von allen Seiten erschallte sein Lob, und die Freigesinnten in Deutschland erkannten in ihm, mehr als in den meisten eigenen Fürsten, eine feste Stütze, eine sichere Hoffnung. Aber es gab auch Stimmen, welche bei aller Anerkennung des Geschehenen den Wunsch nicht unterdrücken konnten, dasselbe möchte aus einer andern Quelle geflossen sein, aus deutschem Recht und deutscher Macht, nicht aus russischem Belieben. Wenn ein fremder Herrscher berufen war, in solcher Weise aufzutreten, so konnte es bald in Frage stehen, ob die Zertrümmerung der Macht des Kaisers Napoleon ein großer Gewinn und so großer Opfer werth gewesen? Selbst der König von Würtemberg konnte sich solcher bedenklichen Erwägungen nicht erwehren.

Nach der Abreise des Kaisers trat eine große Stille ein. Die verschiedenen Höfe zogen sich auf sich selbst zurück, jeder den andern beobachtend, scheuend, ängstlich den nahen Wechsel erwartend und sich darauf vorbereitend. Die meiste Beeiferung war um den Markgraf Ludwig; nicht nur seine bisherigen Anhänger, deren er unter den älteren Militair-

perſonen manche hatte, trugen den Kopf höher und blickten freier, ſondern auch viele der Großherzoglichen Diener, darunter einige ſeiner erklärten Günſtlinge, ſuchten ſtille und bald auch offne Wege zu dem Markgrafen, der indeß noch ſchüchtern ſolche Annäherungen entweder vermied oder nur ganz heimlich zuließ. Er hielt ſich noch nicht völlig ſicher in der Thronfolge, fürchtete geheime Artikel, die zwiſchen den Mächten, ſelbſt ohne Berſtett's Wiſſen, verabredet ſein könnten, fürchtete beſonders die Markgräfin Mutter, welche fähig wäre ihm ein böſes Spiel zu bereiten. Von Raſtadt hörte man in Karlsruhe faſt nichts; nur der Markgraf Ludwig erhielt insgeheim jeden Tag von dort genauen Bericht, wie es dort ausſähe, was man betriebe. Da weder der Poſt noch andern Gelegenheiten ganz zu trauen war, ſo hielten auch meine Freunde dort ſich ſehr vorſichtig und ſchrieben ſelten und wenig, bisweilen auch abſichtlich ſo, daß der falſche Leſer auch falſche Worte fand, der rechte aber auch in ihnen die wahre Meinung errathen konnte.

Da jede Gefahr eines Angriffes jetzt verſchwunden war, ſo trugen die Miniſter vor allem Sorge die koſtbaren Rüſtungen einzuſtellen, und die einberufenen Soldaten wurden wieder nach Hauſe geſchickt. Dann bereiteten ſie alles zu den Verhandlungen, welche in Frankfurt bei der zu ernennenden Kommiſſion ſtatthaben ſollten, und bei denen zwar keine Hauptſchlacht aber doch noch manches hitzige Gefecht zu erwarten ſtand. Als ein gutes Zeichen ſah man an, daß preußiſcherſeits Wilhelm von Humboldt zu dieſer Kommiſſion beſtimmt wurde. Von Seiten Würtembergs hatte Baden ſo treue Unterſtützung erfahren, und noch ferner ſo gute Hülfe zu hoffen, daß man das innigſte Einverſtändniß zu erhalten und zu verſtärken ſuchte. Doch vernahm man nicht ohne einige Beſtürzung, daß der Kaiſer Alexander in Stuttgart zu ſeiner Schweſter der Königin Katharina ſcherzend geſagt, ſie habe in ihrem Eifer für Baden die alte politiſche Schule verläugnet, bei der Erhaltung Badens habe ſie nichts gewonnen, bei der Zerſtückelung würde ein gutes Stück auch für Würtemberg abgefallen ſein. Die Antwort der Königin, ſie habe die neue politiſche Schule vorgezogen, die ihr Bruder

gegründet, fand großen Beifall und gereichte beiden zum Ruhm.

Sehr unzufrieden war man in Baden mit Hessen-Darmstadt; dieser Hof hatte sich in der badischen Krisis nicht nur zaghaft, sondern auch zweideutig benommen, jede Näherung vermieden, war jedem Antrag zu festem Zusammenhalten ausgewichen; offenbar herrschte hier österreichischer Einfluß, und obenein irrer, denn die Eingeweihten wußten, daß das österreichische Kabinet für Baiern zwar laut auftrat, aber im Stillen dessen Ansprüche wenig begünstigte. Der Prinz Emil von Hessen-Darmstadt, welcher früher des Kaisers Napoleon Beeiferter war und jetzt als der Ergebene Oesterreichs angesehen wurde, kam in dieser Zeit nach Karlsruhe und suchte jetzt die Anknüpfungen, die früher verschmäht worden, aber sie hatten für Baden nun keinen Werth mehr, und die kalte Aufnahme mußte den Prinzen überzeugen, daß eine zu späte Klugheit oft schon ihr Gegentheil ist.

Unter den Karlsruher Diplomaten ging eine Veränderung vor, die uns nicht gleichgültig war; der russische Gesandte Graf Golofkin vertauschte die Posten von Stuttgart und Karlsruhe mit dem von Wien; dies war eine Folge des Aachener Kongresses, wo Golofkin, der in den kleineren Gesandtschaften einen Rest von Ungnade abbüßte, sich dem Kaiser durch Beflissenheit empfohlen und ganz wieder zu Gnaden gebracht hatte. Wir verloren an ihm keinen Vertrauten, das konnte er für uns nie sein, aber einen dienstfertigen alten Bekannten, dem an unserer guten Meinung gelegen war, und der unsere Ansichten, ohne sie zu theilen, rücksichtsvoll gelten ließ. Herr von Struve der ältere übernahm nun wieder die Geschäftsführung, bis ein neuer Gesandter für beide Höfe ernannt werde. Welchen Gewinn wir in diesem haben sollten, konnten wir nicht ahnden. Die Versetzung des Grafen von Mülinen nach Paris ist schon erwähnt worden, er benutzte die letzten Tage noch in aller Weise, um das Andenken seiner geschwätzigen Nichtigkeit zu hinterlassen.

Die Entscheidung des Aachener Kongresses über die badische Sache verursachte in Baiern starkes Mißvergnügen, und viele

Stimmen erhoben ſcharfe Klagen, die ihre Angriffe, weil ſie nicht wagen durften, ſolche gegen die großen Mächte ſelbſt zu richten, um ſo heftiger gegen Baden führten. Von badiſcher Seite wollte man ſich auf dieſen Federkrieg weiter nicht viel einlaſſen, man glaubte auf dieſem Gebiete keiner weitern Vortheile zu bedürfen, aber man merkte bald, daß man, wenn auch nicht mehr in jener abgemachten Sache, doch in andern Dingen ſehr verwundbare Blößen habe, und war froh, daß freiwillige Streiter, wie Lindner, Ludwig Wieland, Weitzel, zum Theil auch Oelsner von Paris her, den Kampf aufnahmen. Durch Herausgabe der ſämmtlichen Aktenſtücke, welche die badiſche Gebietsſache betrafen und ein grelles Licht auf dieſe warfen, hatte der Staatsrath Klüber einen großen Schlag gethan, der noch lange nachwirkte. Auch die Schrift von Bignon weckte Stimmen für und wider, Geheimrath Friederich trat gegen Schöll berichtigend auf, und im Süden und Norden von Deutſchland erſchallte das Lob der Rettung Badens zugleich mit dem ſeiner Verfaſſung. Eine wichtige Schrift allgemeinen politiſchen Gehalts war in Frankfurt am Main erſchienen, unter dem Titel: „Politiſche Aphorismen zur Beherzigung vor dem Kongreß in Aachen. Von Doktor Schlottmann.“ Der ernſte, vortreffliche Inhalt führte einen Scherz zum Aushängeſchild; denn Oelsner war der Verfaſſer und verübte durch den Mißbrauch des fremden Namens eine eigne Neckerei; Dr. Schlottmann, ein Arzt aus Koburg, hatte die Heilkunde mit der Politik vertauſcht, lief hinter den Diplomaten her, ließ ſich zu kleinen Aufträgen gebrauchen, und bildete ſich ein, mit den perſönlichen Geheimniſſen und Schwächen der leitenden Staatsmänner beſonders bekannt zu ſein, er führte närriſche und heftige Reden beim Glaſe Wein oder Bier, und drohte ſtets mit beinahe fertigen Schriften, die aber nie herauskamen; einer der Titel, die er immer nannte, war der obige, und er war nicht wenig verwundert, als ihm ſeine eigne Autorſchaft oktroyirt wurde, ließ es ſich aber gern gefallen, und lehnte die Lobſprüche, die ihm deßhalb ertheilt wurden, wenigſtens nicht ausdrücklich ab. Die Schrift ſelbſt hatte nichts mit dieſem Scherze zu thun, und gab und erregte die trefflichſten Gedanken. Daſſelbe läßt

sich von den Fortsetzungen und neuen Abdrücken des Buches „Welt und Zeit" sagen, dessen Verfasser Jassoy durch seine kurzen treffenden Sprüche zur Ausbreitung freisinniger Ansichten ungemein beigetragen hat. Noch muß ich einer Rede des Freiherrn von Liebenstein zur Feier des 18. Oktober hier erwähnen, die durch wiederholten Druck erst jetzt recht bekannt wurde, und einen Vorschmack der kühnen und scharfen Beredsamkeit gab, die er bald als Volksvertreter entfalten sollte.

Die kurzen Tage des Dezember schleppten sich traurig hin, und das Stocken alles Lebens in den engen, noch überdies getrennten Kreisen von Hof und Stadt drückte schwer auf uns, wir sahen trüb' in die Zukunft, die auch unter günstigen Umständen in langer Zeit auf diesem Boden nichts hoffen ließ, was uns Genuß und Freude böte. Da kam unerwartet Abends aus Rastadt von Tettenborn die geheime Nachricht an mich, der Großherzog liege im Sterben; am andern Morgen, den 8. Dezember, die zweite, er sei nach langen, aber bewußtlosen Todeskämpfen, gegen 9 Uhr entschlafen. Ich gewann noch eben so viel Zeit, um das Ereigniß dem Fürsten von Hardenberg, dem Grafen von Goltz in Frankfurt, und Herrn von Küster in Stuttgart zu berichten; kaum waren meine Schreiben abgefertigt, so wurden die Thore geschlossen, aller Verkehr auf mehrere Stunden gehemmt, und während dieser Zeit, wie in solchen Fällen gewöhnlich, vor allem die Truppen versammelt und für den neuen Herrscher in Eid und Pflicht genommen. Sie schwuren dem Markgraf Ludwig, Oheim des Verstorbenen, als nunmehrigem Großherzog. Diese so lange Zeit unsichere, bestrittene, immer auf's neue bezweifelte Thronfolge in das gesammte Großherzogthum war also nun geschehen, ohne Widerspruch und Schwierigkeit. Der neue Großherzog, obschon er es längst hatte kommen sehen, darauf angewiesen war durch seine angeborenen Rechte, es heiß gewünscht hatte, war doch so betäubt und verstört über das Erlangte, daß er sich zuerst gar nicht darein finden konnte, es gar nicht glauben wollte,

daß er der Herr ſei, und befehlen könne. Der Abſtand ſeiner bisherigen gedrückten und peinlichen Stellung von ſeiner jetzigen gebietenden war zu groß, der Uebergang zu raſch. Alle vor denen er ſich ſo lange gebeugt hatte, die Markgräfin Mutter, die Großherzogin Stephanie, die Miniſter und Hofleute, ſtanden nun unter ihm, waren zum Theil von ihm abhängig. Er bat bei den erſten Anordnungen, die zu machen er genöthigt war, gleichſam um Verzeihung, daß er ſich ſo viel herausnehme, er hoffte, man werde ihn mit Rath und That unterſtützen, erklärte ſich deſſen bedürftig. Die Höflinge täuſchten ſich aber nicht, ſie ſahen dieſe Demuth als eine Schwäche der erſten Ueberwältigung an, die bald ſpurlos verſchwinden werde; ſie wußten, daß gerade dieſer Fürſt mit größter Eiferſucht ſeine ſpäterlangte Gewalt werde üben und genießen wollen. — Der Verſtorbene hatte ſein Lebensalter nur auf zweiunddreißig und ein halbes Jahr gebracht; ſein Nachfolger ſtand im ſechsundfünfzigſten, er hatte demnach wenige Zeit zu verlieren, und von allen Seiten half man ihm ſeine Sachen beſchleunigen, ſo daß er in kürzeſter Zeit in ſeinen neuen Verhältniſſen ganz einheimiſch und behaglich war. Seine Rolle war ihm wenigſtens durch ſeinen Vorgänger nicht erſchwert; dieſer hatte die Liebe ſeiner Unterthanen in ſofern er ihr angeſtammter Fürſt war, durch ſeine Jugend und ſeine Schickſale ihre Theilnahme, durch ſeinen traurigen Ausgang ihr Mitleid erweckt, man kannte ſein gutes Herz, ſeine menſchliche Billigkeit, die ſelten oder nie perſönliche Härte aufkommen ließ; aber man kannte auch ſeine Schwächen, ſeine Fahrläſſigkeit und Trägheit, die den Staat in die größte Zerrüttung und an den Rand des Abgrundes gebracht hatten. Als regierender Fürſt war er unter die ſchlechteſten zu rechnen, unter die zu ihrem Beruf unfähigſten. Mit nur leidlicher Ordnung, nur einiger Thätigkeit, für welche die glücklicherweiſe ſchon verkündete Verfaſſung genugſamen Antrieb und heilſames Maß darbot, konnte der neue Fürſt überaus wohlfeil die Zuneigung des hartgeprüften und doch ſo leichtbefriedigten Volks, den Ruhm einer trefflichen Regierung erlangen.

Zwei Tage nach dem Tode des Großherzogs Karl traf Gentz auf der Rückreise von Aachen bei uns ein. Es war ihm unangenehm, in diese Tage des Uebergangs und der Trauer gerathen zu sein, wo so viel von Krankheit und Sterben die Rede war und das düstre Schwarz überall hervortrat. Er haßte alle solche Vorstellungen, und besonders jetzt, wo er in der Fülle des Glückes, der Ehren und des Lebensgenusses schwelgte. Seine glänzenden Erfolge und reichen Gewinnste besonders vor den Augen Rahel's auszubreiten war ihm das größte Bedürfniß, die süßeste Befriedigung. Er saß zwei ganze Abende mit uns tief in die Nacht hinein in vertraulichem Gespräch, und erzählte das Wichtigste wie das Kleinste von allgemeinen und persönlichen Angelegenheiten. In Betreff der letztern freute ihn über alles der gute Zustand seiner gewöhnlich trotz alles reichen Zuströmens ganz erschöpften Finanzen. Es ist wohl der Mühe werth einen Blick auf die Schätze zu werfen, welche der Kongreß von Aachen diesem Staatsmann eingebracht. Als Führer des Protokolls hatte er außer zweien großen Orden und mehreren reich mit Diamanten besetzten Dosen von Rußland, Frankreich und Preußen, von jedem 800 Dukaten, von England 700 Pfund Sterling zum Geschenk erhalten, ferner für eine Denkschrift zu Gunsten der Mediatisirten durch den Fürsten Wilhelm von Bentheim 1000 Dukaten, für dergleichen Verwendung in Betreff der Juden durch Rothschild ebenfalls 1000 Dukaten, noch durch Rothschild als angeblichen Gewinn von Staatspapieren 800 Dukaten, von Baden als außerordentliches Geschenk 6000 Gulden — man hatte ihm die Wahl gelassen, zwischen dem Großkreuz des Zähringer Ordens und Geld, — und noch andere Gewinne von zufälligen Geschäften, ungerechnet seine gewöhnlichen und außerordentlichen Zuflüsse aus Oesterreich selbst, aus den Fürstenthümern Moldau und Wallachei. Mehr als 1800 Dukaten hatte er in Aachen baar ausgegeben, größtentheils für Ankäufe, die er in seinem vollgestopften Wagen mühsam mitschleppte. Ich würde diese Summen nicht aus dem Gedächtniß angeben können, sie stehen aber in seinen Tagebüchern aufgeschrieben, die ich später einsehen konnte, und wo doch noch manches

ausgelaſſen worden; in den am Schluſſe des Aufenthalts niedergeſchriebenen Worten bemerkt er noch ausdrücklich: „Außerdem waren dieſe zwei Monate, obgleich voll Mühe und Arbeit, doch unſtreitig die intereſſanteſten, befriedigendſten und ruhmvollſten meines Lebens.“ — Wichtiger waren die politiſchen Mittheilungen. Er geſtand, daß nicht Oeſterreich und Metternich, nicht England, geſchweige denn Preußen, ſondern der Kaiſer Alexander und Kapodiſtrias auf dem Kongreſſe die Leitung geführt, daß namentlich Kapodiſtrias ein entſcheidendes Uebergewicht genommen, und ſich bei dem Kaiſer in höchſte Gunſt geſetzt habe; der ſchlaue Grieche hatte ſich der Schwächen Alexanders geſchickt bemächtigt, die religiöſe Richtung deſſelben aufgefaßt, ihr gehuldigt und ſie gefördert, ſo daß der Kaiſer glaubte nie von jemandem beſſer verſtanden, ſicherer zu Ruhm und Heil geleitet worden zu ſein, als von Kapodiſtrias. Dies alles war nicht zum Vortheil des Freiſinns, auch konnte man den Umſchwung, der in den Anſichten des Kaiſers ſeit ſeiner Warſchauer Rede vorgegangen war, ſchon in vielen bedeutenden Zügen wahrnehmen. Eines der Zeugniſſe war die nachher berühmt gewordene Denkſchrift von Stourdza gegen die deutſchen Univerſitäten, von der ſpäter die Rede ſein wird. Von dieſer Veränderung ließen ſich wichtige Folgen erwarten, hoffen, wie Gentz meinte, wenn er auch nicht gerade dieſe Geſtalt des Religiöſen, gemiſcht aus griechiſch-orthodoxen und proteſtantiſch-myſtiſchen Elementen, für die wünſchenswertheſte hielt. Mit unſern preußiſchen Verhältniſſen war Gentz durchaus vertraut, die Perſonen ihm von alter Zeit her genau bekannt. Ueber Bernſtorff's Ernennung war er hoch erfreut, er nannte deſſen Denkart vortrefflich, und meinte, auch wir würden von ihm nur Gutes zu erwarten haben. Lebhaft ſchilderte er uns das Auftreten Wilhelms von Humboldt, der von London zum Kongreß gekommen war, und ſeit der Ernennung des Grafen von Bernſtorff zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten gegen dieſen und den Staatskanzler in entſchiedenem Widerſpruche ſtand. Ohne jede Heftigkeit, in freundlichem Umgang, äußerte er Urtheile und Meinungen, welche jenen tiefe Wunden, erſchütternde Schläge gaben, und ſie für die Zukunft

nicht wenig besorgt machten. Hardenberg gestand, es müsse alles geschehen um einen solchen Gegner zu versöhnen, wenigstens zu beruhigen, und Bernstorff sagte zu Gentz, hätte er gewußt, welchem Nebenbuhler er das Ministerium entziehe, so würde er solches nie angenommen haben. In seiner Zurücksetzung behauptete Humboldt über seine Gegner die Ueberlegenheit des Geistes, der Selbstständigkeit, sie fürchteten *ihn*, nicht er sie. „Ich habe ihn wahrhaft bewundert", sagte Gentz, „so fest war seine Haltung! Nur ganz zuletzt sah ich ihn etwas aus den Fugen, als Bernstorff ganz unerwartet den Andreasorden und den Schwarzen Adlerorden zugleich erhielt, Auszeichnungen, die sonst nur nach vielen Jahren dem entschiedensten Verdienst verliehen werden, hier aber gleich im Beginn der Laufbahn zum voraus ertheilt wurden; das war ihm zu stark, da brach etwas in seinem Innern, ich sah ihn sich verfärben, und erst nach einiger Zeit seine gewöhnliche Fassung wiedergewinnen." — Ueber den Gang der Dinge im Allgemeinen schien Gentz jetzt keine großen Besorgnisse zu haben; wenn es in Frankreich ruhig bliebe, meinte er, so sei auch Deutschland gesichert, wo die Freiheitsbestrebungen, die er nicht unbedingt verwerfen wollte, leicht in gehörigen Schranken zu erhalten wären; die Hauptsache sei nur, daß man sich der guten Köpfe zu versichern suche, zu denen er allerdings Lindner und Ludwig Wieland zählte, dann aber auch Ludwig Börne, welchen er auf's äußerste rühmte, besonders dessen Theaterkritiken, die nur denen von Lessing zu vergleichen wären. „Und seine politische Richtung?" fragte Rahel. „Ganz radikal!" rief Gentz; „wie können Sie es anders von einem gedrückten, überall ausgeschlossenen, geistvollen und muthigen Juden erwarten!" „Und hoffen Sie den zu gewinnen?" fragte Rahel weiter. „Vielleicht", versetzte Gentz, „aber schwer wird's halten; mir indeß", fügte er selbstgefällig hinzu, „will er sehr wohl."

Tettenborn war von Rastadt nach Karlsruhe gekommen um Gentz zu sehen, hatte aber bald dorthin zurückkehren müssen. In der Großherzoglichen Familie herrschte die größte Verstörung; die Mutter, die Gattin und die Schwestern des Verstorbenen erneuerten ihren Schmerz in wechselseitiger

Theilnahme, die kleinen Mißverhältniſſe und Abneigungen ſchienen ganz aufgelöſt in dem gemeinſamen Gefühl des Verluſtes, der Trauer. Auch der Großherzog Ludwig ſchien ſeines eignen Gewinnes uneingedenk und nur bedacht, die Andern zu tröſten, zu beruhigen. Er gab der Frau Markgräfin und der jetzt verwittweten Großherzogin die bündigſten, die feierlichſten Verſicherungen, er verlangte ihre Wünſche, ihre Befehle zu wiſſen, um ſie ſchnell und eifrig zu erfüllen. Er ließ der Großherzogin die Wahl ihres künftigen Aufenthalts und ſtellte ihr ſeine Schlöſſer zur Verfügung; ſie wählte ſogleich Mannheim, und für den Sommer eine Wohnung auf dem Schloſſe zu Baden, weil ihr eignes Gartenhaus dort nur beſchränkten Raum hatte. Die nächſte Trauerzeit aber wünſchte ſie in ſtiller Einſamkeit zu verleben, wozu der Großherzog ihr das Jagdſchloß Scheibenhard in der Nähe von Karlsruhe anbot, wohin die Prinzeſſin Amélie ſie begleiten wollte. Der Kinder der Großherzogin verſprach er wie ſeiner eignen ſich anzunehmen. Alles war gerührt von dem ſchönen, dem großmüthigen Benehmen. Die Leichenöffnung war unter den waltenden Umſtänden, bei den umgehenden Gerüchten von Vergiftung, ein neues Schreckniß, das in die ſchauerlichſte Spannung verſetzte. Man fand in der Bruſt zehn Pfund Waſſer, übrigens kein beſonderes organiſches Uebel, und keine Spur von Gift. Wohl ſagte mir ſpäter der Leibarzt Dr. Teuffel von Birkenſee, daß dies nichts beweiſe, da viele Gifte tödtlich wirkten ohne daß ſie in der Leiche aufzufinden wären, namentlich ſei dies bei der Aqua Toffana der Fall, an deren oft bezweifeltes Daſein er glaubte. Die Frauen des Großherzoglichen Hauſes glaubten nur feſter als vorher, daß eine Vergiftung ſtattgehabt; Reizenſtein verſicherte mir, er ſei davon wie von ſeinem Leben überzeugt. Der Großherzog Ludwig beobachtete über dieſen Gegenſtand ein ernſtes Schweigen, er beſtritt die ſchrecklichen Vermuthungen nicht, er beſtärkte ſie nicht. Ihm war nicht unbekannt, daß der gräuelhafte Verdacht auch ihn nicht verſchont hatte. Der Kaiſer Napoleon hatte ſich einſt bewogen geſehen, den Verſtorbenen gegen die Abſichten ſeines Oheims warnen zu laſſen,

was dieſer erfahren und darauf in geheimen Briefen an den Kaiſer ſich von allem Verdacht zu reinigen verſucht hatte, wobei ihm wegen des Franzöſiſchen, deſſen er ſich nicht genug mächtig fühlte, die Frau von Freiſtädt ihre Hülfe geliehen. Die verworrenſten, die widerſprechendſten Vorſtellungen werden in ſolchen Fällen begierig ergriffen, böſe Zungen bereiten im Dunkel und Geheimniß ein ſchleichendes Gift, gewiſſer und eben ſo verderblich, wie das zweifelhafte leibliche. Ich ſelbſt wage kein Urtheil; ich berichte nur, was Andere geglaubt, geſagt haben. Auch Tettenborn ſcheint hierüber in ſeinen Gedanken zu einem feſten Ergebniß nie gelangt zu ſein. Die Beiſetzung der Leiche in dem Erbbegräbniß zu Pforzheim geſchah am vierten Tag in aller Stille.

Der Großherzog erließ eine öffentliche Verkündigung, durch welche die von dem Vorfahr ertheilte Verfaſſung anerkannt und beſtätigt, die Berufung der erſten Ständeverſammlung aber anſtatt auf den 1. Februar, wie früher beſtimmt war, auf den 1. März angeſetzt wurde. Der Aufſchub erſchien durch den eingetretenen Regierungswechſel hinlänglich gerechtfertigt; der verworrene Staatshaushalt, beſonders die zerrütteten Finanzen mußten erſt neu geordnet werden, Mißbräuche waren abzuſtellen, Lücken auszufüllen. Für dieſe wichtigen Geſchäfte zog der Großherzog einen ſeiner alten Vertrauten nach Karlsruhe, der bisher auf einem Verwaltungspoſten im Lande wenig bemerkt worden war, jetzt aber plötzlich in Gunſt und Einfluß bedeutend hervortrat. Staatsrath Fiſcher war ſchon bejahrt, hatte ein ſchüchtern-artiges Benehmen, und galt für einen Schlaukopf, beſonders für einen guten Rechner. Er war früher der Vorſtand einer Behörde geweſen, die den zum Kriegsdienſt Ausgehobenen, welche Stellvertreter zu erkaufen wünſchten, dieſe zu verſchaffen berechtigt war, ein Geſchäft, bei dem durch die Verſchiedenheit des Preiſes, den die Behörde nahm und den ſie gab, außerordentliche Summen gewonnen wurden. Aus dieſer Zeit ſchrieb ſich die vertraute Bekanntſchaft Fiſcher's mit dem damaligen Markgrafen Ludwig her, und man raunte ſich mancherlei in's Ohr, was nicht eben zum Vortheil des letztern klang. Dieſe vergeſſenen Geſchichten wachten nun wieder

auf, wurden aber von vielen Seiten mit Eifer beſeitigt, da Fiſcher bereits für alle Höflinge und Beamte der Mann ihrer Hoffnungen war, und ſeine beſcheidene Haltung erwarten ließ, er werde freiwillig die nöthigen Rückſichten haben, die man allenfalls erzwingen konnte. Daß genaue Ordnung eingeführt würde, durfte niemand tadeln, daß der Landesherr einen Mann berief, der ihm als durchaus bekannt und zudem vertraut war, mußte man billig finden, und dabei gereichte es dieſem noch zum großen Ruhm, daß er ſich nicht ſcheue einen Bürgerlichen zum Miniſter zu erheben; denn war dies auch nicht ausgeſprochen, ſo ſah man es doch als unzweifelhaft an. Berſtett, deſſen Stellung jetzt in Folge der Ergebniſſe von Aachen die bedeutendſte war, hatte ſich ſchon darein gefunden, Fiſcher zum Kollegen zu haben, und war bald verſichert, durch ihn auch ſich ſelber nur mehr zu befeſtigen. Dies hinderte ihn aber nicht, im vertrauten Kreiſe, wo die Luft rein war, den bürgerlichen Eindringling zu verſpotten und wegzuwünſchen. Dagegen entſchlüpften ihm Zeichen der Ungeduld, ſeine bisherigen Kollegen und Freunde zu entfernen. Reizenſtein und Tettenborn waren ihm ſichtbar unbequem und hinderlich, und dem Großherzog war leicht der Argwohn eingeflößt, ſie möchten fortwährend, wie bei ſeinem Vorfahr, das hohe Wort führen wollen. Tettenborn hatte bereits die Beſtimmung nach Wien, und ſeine Abreiſe dahin beſchleunigen hieß nur ſeinen Wünſchen zuvorkommen. Für Reizenſtein erdachte man eine Sendung nach Rom, die er aber nicht annahm; ihn zu entfernen bedurfte es keiner Lockung des Ehrgeizes, er zog ſich willig, ſobald man ſeiner nicht bedurfte, in das Privatleben zurück.

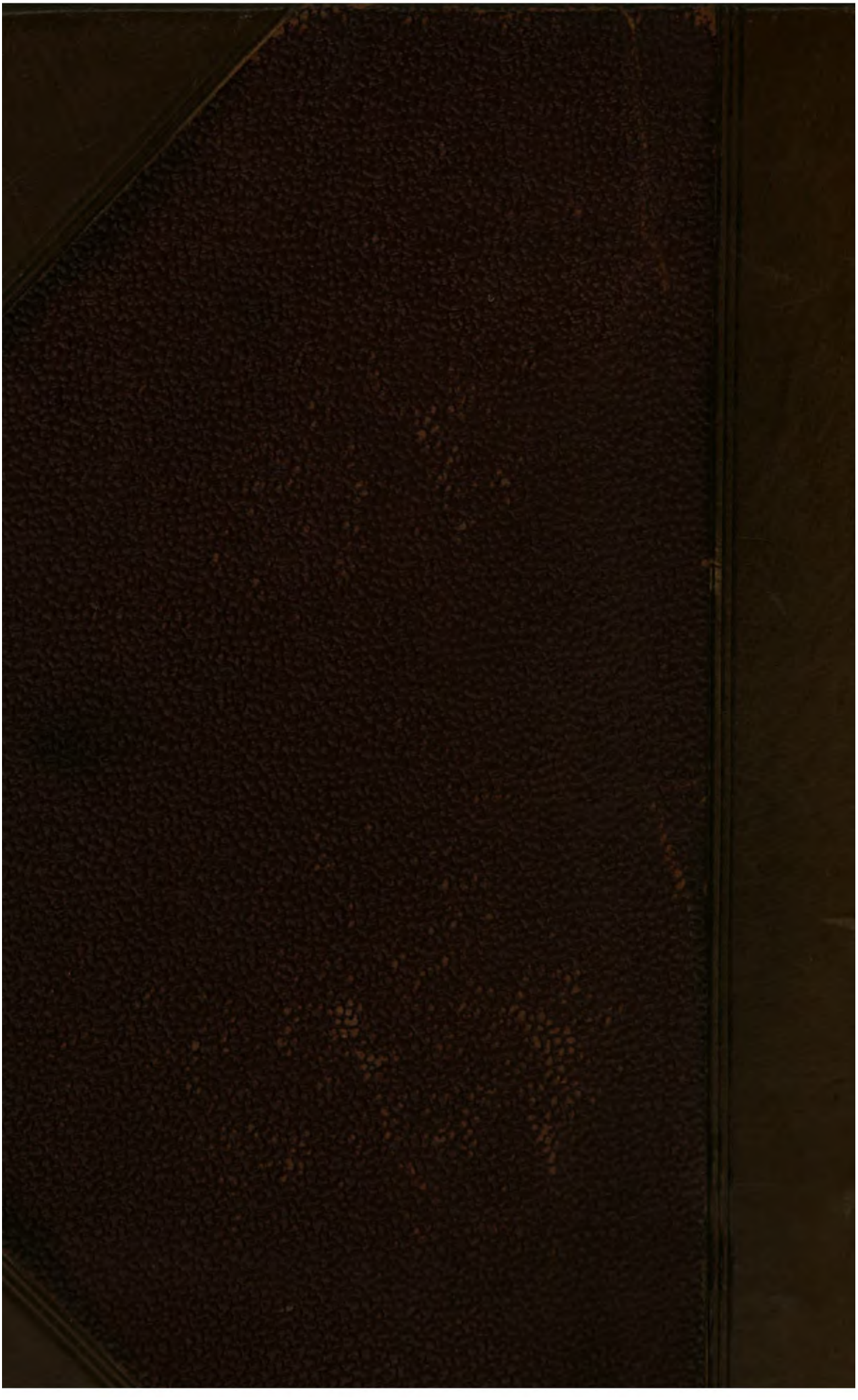
Für mich ſchien der Großherzog eine wahre Vorliebe gefaßt zu haben. Als ich ihn zuerſt in ſeiner Würde begrüßte, was auf ſeinen Wunſch ganz in der Stille geſchah, ſagte er mir die ſchmeichelhafteſten Dinge, verlangte ich ſolle ſein Freund ſein, und betheuerte, das preußiſche Verhältniß ſei ihm das liebſte und wichtigſte, dies wolle er hegen und pflegen, dahin ſein ganzes Vertrauen richten. Hierauf ſprach er mit Wärme die Anſichten aus, die ihn bei ſeiner Regierung leiten ſollten, er wiſſe recht gut, ſagte er, daß der

Staat kein Landgut oder ſonſt ein Eigenthum ſei, mit dem man willkürlich ſchalten dürfe, ſondern ein anvertrautes Pfand, von dem man Rechenſchaft ablegen müſſe, er wolle dies immer können, Pflicht und Gewiſſen ſollten ihn leiten, Gerechtigkeit und Wohlwollen, ſein würdiger Vater Karl Friedrich, und — wenn das nicht zu anmaßend klinge — Friedrich der Große, ſollten ſeine Vorbilder ſein. Dieſe ſchönen Worte, ruhig und einfach geſprochen, ſchienen aus dem Herzen zu kommen, und ich hatte keinen Grund an ihrer Aufrichtigkeit zu zweifeln. Den guten Willen des alten Mannes nach Kräften zu unterſtützen, hielt ich für Pflicht, und die Mängel des Geiſtes und der Bildung ließen ſich dabei leicht nachſehen oder in manchen Fällen auch erſetzen. Unbemerkt bleiben konnten dieſe Mängel nicht, denn Kenntniſſe und höhere Auffaſſung fehlten durchaus, und im Ausdruck war eine Miſchung der rohen badiſchen Sprechweiſe mit der berliniſch-potsdam'ſchen, wie man ſie ehemals von alten Offizieren hörte.

Aus Stuttgart beſuchte mich in dieſen Tagen Ludwig Uhland; er offenbarte mir ſeine gedrückte Lage, im *Vaterland* war ihm jede Laufbahn verſchloſſen, als unbeugſamer Behaupter des alten Rechts hatte er ſelbſt frühere Freunde gegen ſich; doch wollte und mußte er eine Thätigkeit finden, und er hoffte durch mich den Lehrſtuhl der deutſchen Litteratur an der Univerſität zu Baſel zu erlangen, deren neue Belebung beabſichtigt wurde. Ich ſchrieb ſeinetwegen nach Baſel, doch ohne den gehofften Erfolg, der auch glücklicherweiſe durch die bald eintretende Wandlung der Dinge in Würtemberg entbehrlich wurde. Uhland brachte in Karlsruhe ſeine ganze Zeit bei mir zu, wollte nichts beſehen, niemand kennen lernen, wurde von Rahel, die er zum erſtenmale ſah, mit zärtlichſter Sorgfalt gepflegt und ermuntert, auch ich ließ es an keiner Bemühung fehlen; aber den lieben Freund und Dichter aus ſeiner Einſilbigkeit in offnes Geſpräch überzuführen, gelang durchaus nicht. Er war in ſeiner Weiſe höchſt antheilvoll, aufmerkſam, ſogar vergnügt, was er ſagte hatte guten Sinn, Geiſt und Witz, aber es war wenig, blutwenig! Ich darf behaupten, daß er in dreien Tagen kaum

hundert Worte geſprochen hat. — Ein anderer, auch wunderlicher Freund, Harſcher, der von dem geliebten Berlin zum zweitenmale nach dem verhaßten Baſel zurückkehrte, war ganz in der Nähe vorbeigereiſt, ohne bei mir anzuſprechen, worüber er ſich zwar in einem Brief entſchuldigte, und von Baſel eigends mich bald zu beſuchen verſprach, allein die wahre Urſache konnte mir nicht entgehen, es war die Scham, die er fühlte, als ein noch zu keinem Beruf entſchiedner und nach ſeinem eignen Urtheil unfertiger Menſch vor mir zu erſcheinen, dem unterdeſſen ſo manches in der Welt begegnet und geglückt war. Auch Chamiſſo'n wiederzuſehen, wäre ihm aus dieſem Grund empfindlich geweſen. Dieſer theure Freund hatte ſeine Weltumſeglung glücklich vollbracht, war ſchon in St. Petersburg angelangt, wohin ich ihm begrüßend geſchrieben hatte, und ſollte nächſtens in Berlin eintreffen.

Von Seiten der benachbarten Höfe kamen die üblichen Geſandtſchaften um Beileid und Glückwünſche zu überbringen. Aus Wien traf der Fürſt Menſchikoff als Ueberbringer eines verbindlichen Schreibens des Kaiſers Alexander ein, der auch an die Großherzogin Stephanie die Verſicherungen ſeiner innigſten Theilnahme geſchrieben hatte. Der Großherzog mußte ſich erſt gewöhnen, der Mittelpunkt ſo vieler Beziehungen und Beeiferungen zu ſein, er ſprach faſt allzu dankbar für die ihm erwieſene Gebühr, allzu demüthig in Betreff der Fürſten, die ihn als ihresgleichen behandelten. „Das wird er bald anders gelernt haben", meinte Tettenborn, als man ihn fragte, ob darüber dem Großherzog nicht ein Wink zu geben wäre; und in der That bedurfte es bald eines ſolchen nicht mehr. — Zum Schluſſe des Jahres kam nun auch die erſehnte, lange verzögerte Antwort aus München, wo man nach reiflicher Berathung, den Beſchluß von Aachen, da für den Augenblick nichts anderes übrig blieb, endlich angenommen hatte, in den Tauſch von Steinfeld gegen Geroldseck einwilligte, die daneben dargebotene Geldentſchädigung aber ablehnte, und lieber fortfahren wollte die von Oeſterreich dafür bezahlte Rente fortzubeziehen. — Der Großherzog ließ die inzwiſchen ausgearbeitete Wahlordnung

bekannt machen und die Stände zum 23. März berufen, worüber allgemeine Zufriedenheit und vertrauenvolle Erwartung ſich kundgaben. — Bei dem feierlichen Trauergottesdienſt, der für den verſtorbenen Großherzog gehalten wurde, und bei dem ich obſchon ſehr unwohl doch nicht fehlen wollte, hatte ich das Unglück mich heftigſt zu erkälten, und mußte längere Zeit das Bett hüten.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.